ARCHITEKTUR IM GEBRAUCH

Gebaute Umwelt als Lebenswelt

Sabine Ammon, Christoph Baumberger,
Christine Neubert und Constanze A. Petrow (Hg.)

Forum Architekturwissenschaft
Band 2

Universitätsverlag
der TU Berlin

NETZWERK
ARCHITEKTUR
WISSENSCHAFT

ARCHITEKTUR IM GEBRAUCH
Gebaute Umwelt als Lebenswelt

Sabine Ammon, Christoph Baumberger,
Christine Neubert und
Constanze A. Petrow (Hg.)

Die Schriftenreihe *Forum Architekturwissenschaft* wird herausgegeben vom Netzwerk Architekturwissenschaft, vertreten durch Sabine Ammon, Eva Maria Froschauer, Julia Gill und Christiane Salge.

Der Tagungsband versammelt Beiträge des 2. Forums Architekturwissenschaft zum Thema Architektur im Gebrauch, das vom 25. bis 27. November 2015 im Schader-Forum in Darmstadt stattfand. Die Beiträge nähern sich dem Thema grundlegend in zwei Perspektiven. Zum einen interessiert die lebensweltliche Verankerung von Architektur: die Gebrauchserfahrungen und die vielfältigen Weisen, in denen das Gebaute im Alltag jedes Menschen in Erscheinung tritt. Zum anderen werden die Vorstellungen vom Gebrauch in Prozessen des Planens und Bauens untersucht. Dabei treten unweigerlich auch Spannungsverhältnisse auf – zwischen Planerinnen und Nutzern, aber auch zwischen unterschiedlichen Gebrauchsweisen. Sowohl in theoretischen Auseinandersetzungen zu einem Begriff von Gebrauch in der Architektur als auch in empirischen Studien zu einzelnen Bauten und Bautypen, zeitgeschichtlichen Gebrauchsphänomenen und Situationen des Alltags wird dem auf den Grund gegangen.

NETZWERK
ARCHITEKTUR
WISSENSCHAFT

Forum Architekturwissenschaft, Band 2

ARCHITEKTUR IM GEBRAUCH

Gebaute Umwelt als Lebenswelt

Sabine Ammon, Christoph Baumberger,
Christine Neubert und
Constanze A. Petrow (Hg.)

Universitätsverlag
der TU Berlin

SEITE 9 → Vorwort

SEITE 12 KERSTIN RENZ
→ Lest mehr Hausordnungen! Gebrauchsmuster und Gebrauchsdeterminanten in der Architektur

SEITE 28 CHRISTINE NEUBERT
→ Empirie des Gebrauchs. Zur Praxis architektonischer Erfahrung in einem Kunstmuseum

SEITE 48 KARSTEN BERR
→ Zur architektonischen Differenz von Herstellung und Gebrauch

SEITE 72 KIRSTEN WAGNER
→ Ornamente des Gebrauchs. Aneignungsformen von Architektur und ihre Aufzeichnung

SEITE 104 RALF LIPTAU UND MORITZ SCHUMM
→ Aufführung (in) der Architektur. Kinobauten im Gebrauch

SEITE 122 MARTIN DOLL
→ Architekturwahrnehmung im Gebrauch. Haptische Rezeption, Propriozeption und ‚beiläufiges Bemerken‘

SEITE 138 DENNIS GSCHAIDER
→ Bauen für die Forschung der Zukunft. Zum Diskurs um die Gestaltung von Forschungseinrichtungen in der chemisch-pharmazeutischen Industrie (1950 bis 1980)

SEITE 152 SEBASTIAN KURTENBACH
→ Alltagsort Großsiedlung. Zusammenhang von ‚physical‘ und ‚social disorder‘ am Beispiel Köln-Chorweiler

SEITE 172 STEPHANIE KERNICH
→ Die affektiven Deutungsstrategien von Architektur-Laien

SEITE 192 IRENE BREUER
→ Der Leib als Umschlagstelle zwischen dem ästhetischen und dem technischen Gebrauch der Architektur

SEITE 214 CONSTANZE A. PETROW
→ Vom Entwurfsversprechen zum städtischen Freiraum als Alltagsort. Konzept für eine empirische Wirkungsforschung in der Landschaftsarchitektur

SEITE 232 ANDREA BENZE UND ANUSCHKA KUTZ
→ Raumproduktion im Alter. Senioren, ihre Vorstellungswelten und die Stadt

SEITE 256 ARNE DREISSIGACKER UND GINA R. WOLLINGER
→ Die Verletzung der ‚dritten Haut'. Architektur und Kriminalität am Beispiel des Wohnungseinbruchs

SEITE 268 ALEXANDER HENNING SMOLIAN
→ Über den Gebrauch von Sakralarchitektur in einer besonderen historischen Situation. Kirchen und die politische Wende 1989

SEITE 290 KATJA FRIEDRICH
→ Vom Gebrauch ausgehen. Selbstbestimmte Raum-aneignung ermöglichen

SEITE 314 SABINE AMMON
→ Hat das Gebaute eine Moral?

SEITE 330 → Autorinnen und Autoren

Vorwort

Eine Frau tritt aus der Bahnhofshalle und überquert den Bahnhofsvorplatz, um kurz darauf in die Tram zu steigen. Sie fährt zu dem Gebäude, im dem sie arbeitet, und geht direkt zu einer Sitzung im Konferenzraum in der zweiten Etage. Später fährt sie mit dem Fahrstuhl ins Erdgeschoss, um ihre Mittagspause draußen zu verbringen. Sie läuft durch die Innenstadt und wieder zurück ins Büro, in das nun die Sonne scheint. Jalousien runter, Licht an.

Dieser Ausschnitt aus einem prototypischen Arbeitsalltag illustriert zwei zentrale Aspekte des Themas *Architektur im Gebrauch*: die Allgegenwärtigkeit und zugleich Beiläufigkeit des Gebauten als Teil eines unhinterfragten, selbstverständlichen In-der-Welt-Seins. Signifikant prägt es die lebensweltlichen Praktiken. Vorstellungen von jenen Praktiken nehmen wiederum Einfluss auf die Gestaltung der gebauten Umwelt. Die Gebrauchserfahrung von Architektur ist ein entscheidender Baustein kultureller und sozialer Identität. Zugleich konstituiert sie, was wir unter Architektur verstehen. Weit gefasst ist hier der Begriff Architektur: Er schließt den Städtebau, den Hochbau und die Landschaftsarchitektur ein.

Der Tagungsband versammelt Beiträge des 2. Forums Architekturwissenschaft, das im November 2015 in Darmstadt stattfand und in Kooperation mit der Schader-Stiftung und der TU Darmstadt ausgerichtet wurde. Dem Themenfeld *Architektur im Gebrauch* nähern sich Autorinnen und Autoren aus Soziologie, Architektur und Landschaftsarchitektur, Geschichte und Kunstgeschichte, Philosophie sowie Theater-, Film- und Kulturwissenschaften sowohl in theoretischen Auseinandersetzungen als auch in quantitativen und qualitativen empirischen Untersuchungen.

Architektur im Gebrauch wird dabei in zwei grundlegenden Perspektiven diskutiert. Zum einen interessiert uns die lebensweltliche Verankerung des Gebauten. Jeder (ge)braucht Archi-

tektur – ein Büroangestellter ebenso wie eine Architektin. Die Grenze zwischen Nutzer und Expertin verschwimmt. In dieser Perspektive ist Architektur das Gebaute im weitesten Sinn, „architecture with a lower-case a“[1] oder auch – nach der Körperhülle und der Kleidung – die „dritte Haut“ des Menschen.[2] Es geht um die vielfältigen Weisen, wie das Gebaute in der Lebenswelt jedes Einzelnen in Erscheinung tritt. Wann wird es bedeutsam und inwiefern? Welchen Anteil hat die architektonische Umgebung an der Spezifizität des (Alltags-)Lebens und wie lässt sich dies wissenschaftlich beschreiben und analysieren? Können konkrete Praktiken des Gebrauchs von Architektur beobachtet werden? Die lebensweltliche Verankerung des Gebauten zeigt sich aber nicht nur im alltäglichen Umgang mit diesem, sondern auch retrospektiv in möglichen Gebrauchsgeschichten einzelner Objekte und Gebäude- oder Raumtypen. Neu- oder Uminterpretationen baulicher Strukturen durch den Gebrauch stellen das Verhältnis zwischen Planenden und Nutzenden infrage. Auch in einer historisierenden Perspektive geht es darum, Gebautes und dessen Gebrauch zu deuten und zu verstehen. Wie hat sich der Gebrauch in die baulichen Artefakte eingeschrieben – und wie die Artefakte in den Gebrauch? Welche Machtverhältnisse manifestieren sich im Gebauten und in welcher Weise beeinflusst dies den Alltagsgebrauch?

In einer zweiten Perspektive interessieren uns die Ideen vom Gebrauch in der Planung und Produktion des Gebauten. Welche Vorstellungen leiten Planer vom Alltag der Bewohnerinnen eines Gebäudes oder von den Ansprüchen der Nutzer eines städtischen Freiraums? Spielen diesbezügliche Überlegungen beim Entwerfen überhaupt eine tragende Rolle? In dieser Perspektive ist das Gebaute „architecture with a capital A“.[3] Es geht um die gezielte Planung und Gestaltung gebauter Umgebungen. Damit rückt auch das Spannungsverhältnis zwischen der ersten und zweiten Betrachtungsweise in den Blick. Steht das Planungshandeln womöglich im Konflikt zu einem reibungslosen und somit auch unauffälligen Architekturgebrauch oder zu einer alltagstauglichen Freiraumgestaltung? Welche Verfahren

gibt es, um den Gebrauchswert des Gebauten zu evaluieren? Wie lässt sich die Verantwortung der Planenden fassen, die sich aus der Gebrauchsgebundenheit von Architektur ergibt? Welche ethischen Implikationen hat die Wirkung des Gebauten für das Leben der Menschen?

Allen Beiträgen gemeinsam ist die Neugier für den Gebrauchsaspekt der Architektur, der im Alltag jedes Menschen wirkmächtig ist, jedoch in den Fachdebatten sowie im Herstellungsprozess von Architektur noch nicht ausreichend reflektiert scheint. Auch für die Architekturwissenschaft stellt er ein Terrain dar, auf dem es noch viel zu erkunden gibt.

Wir danken der Schader-Stiftung für die Ausrichtung des 2. Forums Architekturwissenschaft in Darmstadt und der Deutschen Gesellschaft für Ästhetik für die finanzielle Unterstützung bei der Durchführung.

Berlin im Juli 2017
Sabine Ammon, Christoph Baumberger,
Christine Neubert und Constanze A. Petrow

1 Dell Upton: Architecture in Everyday Life. In: New Literary History, Bd. 33, Nr. 4, Herbst 2002, S. 707–772.

2 Joachim Fischer: Zur Doppelpotenz der Architektursoziologie: Was bringt die Soziologie der Architektur – Was bringt die Architektur der Soziologie? In: Joachim Fischer, Heike Delitz (Hg.): Die Architektur der Gesellschaft. Theorien für die Architektursoziologie. Bielefeld 2009, S. 385–414.

3 Upton 2002 (Anm. 1).

KERSTIN RENZ

Lest mehr Hausordnungen!

Gebrauchsmuster und Gebrauchsdeterminanten in der Architektur

Am Beispiel eines Internatsgebäudes aus den 1960er Jahren dokumentiert der Beitrag das Verhältnis von Gebrauchsmustern und Gebrauchsdeterminanten in der Architektur. Das Internat in Schwäbisch Gmünd ist in seiner Zeit ein bildungspolitisches Vorzeigeprojekt. Die Erwartung der Initiatoren aus Politik und Pädagogik an die Architektur der Schule als Lernort der Demokratie wird durch eine diktatorische Hausordnung konterkariert. Insbesondere bei öffentlichen Bauten beeinflussen derartige Reglements das Nutzungsverhalten und die Wahrnehmung von Architektur. „Lest mehr Hausordnungen“ ist ein Plädoyer für stärkere Berücksichtigung von Gebrauchsmustern und Gebrauchsdeterminanten in der Architekturwissenschaft.

Ein gewöhnlicher Tag in einer Internatsschule im Jahr 1966. Eine Schülerin im Teenageralter wacht mit drei anderen Mädchen im Schlafraum ihrer Schülerwohnung auf. Auf eine merkwürdige Weise ist ihr die Schule noch immer fremd: mehrere Schüler teilen sich eine Wohnung, die man Maisonette nennt, ungewohnte Materialien überall, die Wohnhäuser und die Schule stehen als Beton-Kuben auf einem weitläufigen Campus. Ein schnelles Frühstück unterm Kruzifix in der gegenüberliegenden Mensa, dann überquert sie zusammen mit den anderen den großen Platz vor dem Klassengebäude, das sich als breiter Beton-Glasriegel quer in den Hang schiebt. Ein aufdringlicher Geruch nach Heizöl steigt ihr in die Nase, besonders im Sommer kann man die flüssige Tonnage riechen, die in riesigen unterirdischen Tanks unter dem Platz lagert. Die meiste Zeit im Jahr muss das Schulhaus beheizt

- Abb. 1: Luftbild Staatliches Aufbaugymnasium Schwäbisch Gmünd, um 1965. Privatbesitz

werden, viel Glas gibt es hier und es wird viel von Transparenz gesprochen. Der Zugang zum Schulgebäude ist nicht mehr als ein Einschnitt in einer dicken Glaswand, leicht zu öffnen, der Edelstahlgriff scharf, geschliffen, kalt. Jetzt geht es quer durch das von vielen Stimmen widerhallende Foyer und dann die glatt polierten Steinstufen hinauf. Oben sind die Klassenzimmer, aufgereiht wie Büros in einem Verwaltungsgebäude. Am Arbeitsplatz dann der Blick auf die alte Stadt im Tal und das Gefühl, hier oben als Internatsschülerin Teil von etwas Neuem zu sein (Abb. 1).

Architektur für eine neue Bildungspolitik

Dieser fiktive Text zur ‚promenade architecturale‘ einer Schülerin rekonstruiert eine Alltagsnutzung, in die ganz bewusst Subjektivismen und Sensualismen eingebaut sind. In diesem Beitrag geht es darum, den Gebrauch von Architektur in den Kontext von Gebrauchsdeterminanten und Nutzungsrealitäten zu setzen. Untersuchungsobjekt ist das Staatliche Aufbaugymnasium Schwäbisch Gmünd. Bauherr dieser 1965 eröffneten Schulanlage ist das Land Baden-Württemberg, der

planende und ausführende Architekt ist nach einem beschränkten Wettbewerb Hans Auras, ein Absolvent der Stuttgarter Technischen Hochschule.[1] Schwäbisch Gmünd ist eine wohlhabende Kreisstadt im Ostalbkreis mit einer langen Tradition als Bildungsstandort. Das Grundstück des staatlichen Gymnasiums liegt an der östlichen Peripherie der Altstadt, bebaut wurde hier ein ehemaliger Weidehang. Der Gebäudekomplex besteht mitsamt seinen Grünflächen nahezu unverändert bis heute, nur die Nutzung hat sich geändert.[2] Die Schulform „Aufbaugymnasium" ist eine Besonderheit. Derartige Schulen – es gibt sie zum Teil heute noch – werden als Internate im ländlichen Raum in staatlicher oder kirchlicher Trägerschaft betrieben. Im Sprachduktus der Bildungspolitik zu Beginn der 1960er Jahre geht es in einem Aufbaugymnasium darum, „Begabungsreserven" zu erschließen.[3] Nach der Vorstellung insbesondere der CDU-geführten Länder soll diese Schulform im ländlichen Raum für mehr soziale Bildungsgerechtigkeit sorgen. Ziel ist es, auch hier die Anzahl der Abiturienten zu erhöhen und so mehr junge Leute für den Lehrerberuf zu gewinnen. Unterdessen ist die Bildungsdebatte in der Republik in vollem Gang. Ein allgemeiner Akademikermangel und schlecht ausgebildete Lehrerinnen und Lehrer sind das Reizthema dieser Zeit; die Diskussion gipfelt in Georg Pichts Brandschrift *Die deutsche Bildungskatastrophe*, die die prekäre bildungspolitische Lage der Bundesrepublik beschreibt.[4] Mitten im Kalten Krieg, der auch ein Wettbewerb darum ist, welches

1 Hans Auras (1929–2016), 1948–1951 Ausbildung als Maurer und Polier, 1951–1955 Studium der Architektur an der TH Stuttgart, 1955–1958 Assistent an der TH Stuttgart, Lehrstuhl Statik sowie Lehrstuhl Innenraum und Entwerfen, 1958 Bürogründung in Stuttgart; 1972–1991 Professur für Baukonstruktion an der Hochschule für Technik Stuttgart.

2 2016 befindet sich hier eine Fortbildungsakademie der staatlichen Obersten Finanzverwaltung, Teile des Komplexes stehen leer.

3 So der Rektor der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd, Adalbert Neuburger, in seinem Vorwort in: Staatliches Aufbaugymnasium (Hg.): Staatliches Aufbaugymnasium Schwäbisch Gmünd. Festschrift zur Einweihung, Juni 1965. Schwäbisch Gmünd 1965, S. 5.

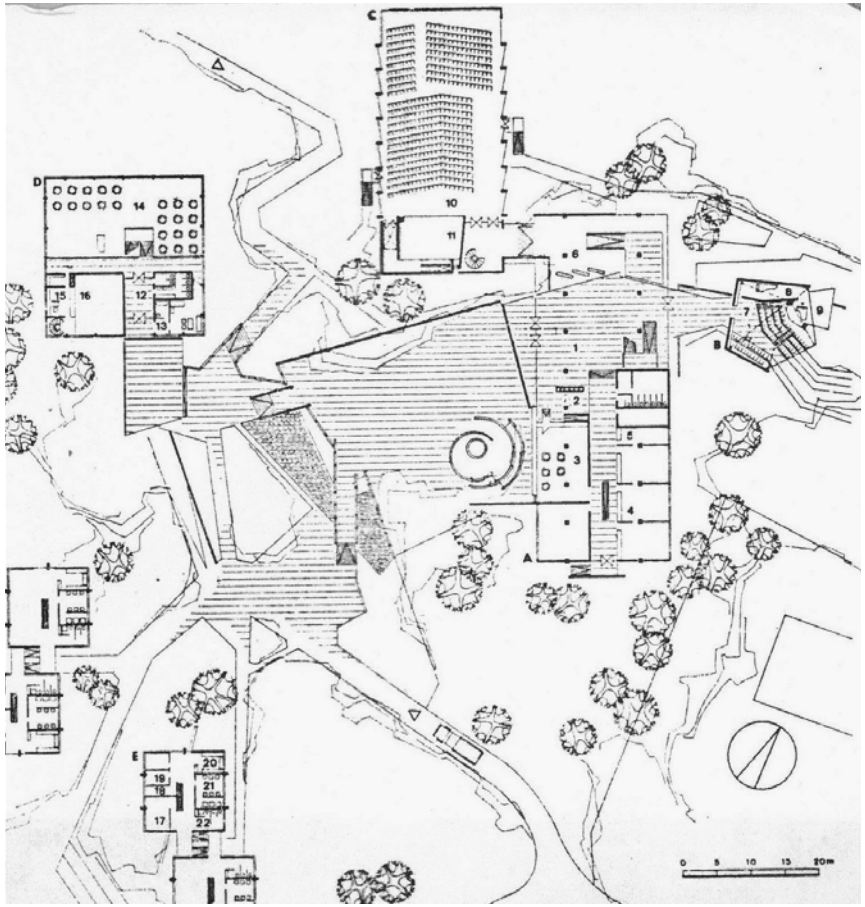
4 Georg Picht (1913–1982) verfasst die Schrift zunächst für die theologische Zeitschrift *Christ und Welt* 1964; das kurz darauf erschienene Buch war bald vergriffen (1. Aufl. 1964, 2. Aufl. 1965). Picht selbst ist der Landerziehungsheim-Bewegung eng verbunden und selbst Internatsleiter. Vgl. Georg Picht: Die deutsche Bildungskatastrophe. Analyse und Dokumentation. Olten, Freiburg im Breisgau 1964.

System den besser ausgebildeten Nachwuchs hervorbringt, werden diese staatlichen Internate als Symbolschulen einer neuen Bildungspolitik inszeniert.[5] Insbesondere in Baden-Württemberg machen sich die CDU-geführten Landesregierungen unter Gebhard Müller und Kurt Georg Kiesinger für diese Schulform stark. Es kommt zum Ausbau an zahlreichen Standorten und mit Schwäbisch Gmünd zum größten Neubauvorhaben für diese Schulform im gesamten Bundesgebiet. Ministerpräsident Kurt Georg Kiesinger – später Kanzler von 1966 bis 1969 – ist selbst ehemaliger Schüler einer solchen Aufbauschule und fördert das Modell nach Kräften.

Das Schulbauprojekt in Schwäbisch Gmünd ist Ende der 1950er, Anfang der 1960er Jahre ein Politikum. Entsprechend ist der Architekturwettbewerb prominent besetzt. Der Jury gehören an: Horst Linde, Leiter der Hochbauabteilung im Finanzministerium, der international tätige Rolf Gutbrod, der BDA-Vertreter und Publizist Alois Giefer und der Hamburger Baudirektor Paul Seitz, der für seinen wegweisenden Schulbau bekannt ist. Gebaut wird die Internatsschule für 200 bis 300 Jungen und Mädchen – gemessen an den heutigen Belegungszahlen von allgemeinbildenden Gymnasien ist das ein elitärer Kreis. Das Luftbild von 1965 zeigt die äußerst großzügige und weitläufige Schulanlage, die der Idee der gegliederten Campus-Schule und damit einem im Schul-, vor allem aber auch im Hochschulbau der 1950er und 1960er Jahre verbreiteten Idealmodell entspricht, das aus dem angloamerikanischen Raum übernommen wird. Zur Gesamtanlage gehören die drei Hauptgebäude Klassenbau, Multifunktions-Hallenbau und Mensa auf dem höchsten Punkt des Geländes, unterhalb liegen die Wohnblocks der Internatsschülerinnen. Die Gesamtanlage ist in ihrer Größe und ihrem baulichen Aufwand ein hervorragendes

5 Ihre Idee ist keineswegs neu: Staatliche ‚Zuchtanstalten' für den Lehrernachwuchs gibt es in Deutschland schon in der Kaiserzeit, in der Weimarer Republik und in der NS-Zeit. Aus den 1930er Jahren kommt auch der Begriff der Aufbauschule. Neu ist ihre Umdeutung als Vorzeigeschule einer demokratischen Bildungslandschaft.

Beispiel für die Opulenz der Planung und das Budget der öffentlichen Bildungshaushalte in den frühen 1960er Jahren. Keine fünf Jahre später wäre eine derartige Schulanalage nicht mehr zur Ausführung gekommen, ab Mitte der 1960er Jahre greifen die Schulbau-Normen, die dem individuellen Entwurf ein Ende bereiten.
Der Lageplan (Abb. 2) verdeutlicht das Bemühen des Architekten, einen lockeren Verbund der Schulfunktionen zu schaffen und zugleich gemeinschaftliche Räume herzustellen. Das Schulgelände ist von öffentlichen Wegen durchzogen, im Zentrum – erreichbar



- Abb. 2: Lageplan des Schulbezirks. Quelle: BOUW 36 (1969), S. 1394

- Abb. 3: Klassengebäude mit Schulvorplatz, um 1965. Privatbesitz

über Rampen und Treppen – befindet sich ein zentraler Platz. Die Außenflächen und die Architektur sind als Einheit aufgefasst, bruchlos geht der Vorplatz in das Foyer des Klassenbaus über. Auffällig ist die grafische und geometrische Gestaltung der Freibereiche und der Grünflächen, die ebenfalls in der Hand des Architekten liegt. Harte Kanten und kristalline Formen stemmen sich gegen die Topografie, die Hauptbauten werden mit einigem Aufwand entgegen der Hangkante in den Berg geschoben und aufgeständert.
Deutlich ist der Bereich der Schule vom Bereich der Wohnhäuser getrennt, und zusammen bilden sie eine gegliederte und aufgelockerte Schulstadt. Hans Auras berichtet, dass er die Offenheit und Differenziertheit der Anlage als modernen städtischen Gegenort zur Altstadt bauen wollte. Die ursprünglich geplanten achtgeschossigen Wohntürme werden ihm noch vor der Realisierung ausgeredet, im Ergebnis entstehen nahezu kubische Wohnwürfel. Das Hauptgebäude mit den Klassenräumen und der Verwaltung ist ein monumentaler Geschossbau mit einem rundum verglasten Foyer mit jeweils 16 Quadratmeter (!) großen Dickglasscheiben

(Abb. 3). Ein Wechsel im konstruktiven System sorgt dafür, dass das Gebäude trotz seiner massiven Bauausführung wie schwebend wirkt. Die beiden Klassengeschosse zeigen eine gleichmäßige Rasterung der Fassade.
Die Schule zeigt eine Entwicklungsstufe im Schulbau, die typisch für die 1960er Jahre ist: Vom Nachkriegs-Ideal der gegliederten Pavillonschule hat man sich wieder verabschiedet und setzt nun vermehrt auf den ökonomischen Kompaktbau. Das Pavillonmodell geht auf die Wohnnutzung über.

Schule im Gebrauch

Die Gebrauchserfahrung von Architektur beginnt für fast alle Kinder und Jugendlichen im Kontext von Bildungsbauten, hier erleben sie die intensivste, weil repetitive Begegnung mit Architektur außerhalb der heimischen Wohnung. Schulhaus und städtebaulicher Kontext der Schule greifen dabei ineinander. Das Nutzen, Benutzen und Abnutzen von Architektur wird in Schulen zur ritualisierten Erfahrung. Geruch und Akustik, das Verhältnis von Licht und Raum, von Raumgrößen und Verkehrsflächen wirken unmittelbar und zumeist unbeeinflussbar auf die Nutzer ein. Aber auch der „Gebrauch der Architektur“ ist etwas, was die Schülerinnen hier erstmals aktiv und zumeist kollektiv erfahren. Gegensätze von Verbot und Überschreitung, bewahrende Pflege und die Lust an der Zerstörung – das alles wird im täglichen Ablauf zum Ritual. Die Reflexion darüber fällt zumeist aus, die (durchaus erwünschte) Gewohnheit in den Gebrauchsabläufen nivelliert die Wahrnehmung. Schulen sind reglementierte Räume. Rektorenzimmer, Toilette, Raucherecke wecken das Bewusstsein für den öffentlichen, den semi-öffentlichen und den verbotenen Ort, die Hierarchie der Räume ist intensiv erfahrbar. Passivität und Aktivität im Gebrauch von Architektur, Ignoranz und Interesse sind in der Schule zu verortende „erlernte“ Verhaltensweisen in der Begegnung mit dem Raum.
Das Aufbaugymnasium Schwäbisch Gmünd ist eine Schule, die entlang ihrer pädagogischen Richtlinien und ihrer orts- und schultypenspezifischen Funktion neu und dezidiert „modern“ geplant

wurde. Die Architektur gibt infolgedessen einen vorwegnehmenden Gebrauch vor, ihre Beschreibung entlang der Baupläne, der Baufotografie und der Ortsbegehung ist zugleich die Analyse einer Gebrauchsordnung: Zum Unterricht steigen die Schüler den Campus hinauf. Über verschiedene Wege, Rampen und Treppen betreten sie den Schulplatz. Die Platzgestaltung lenkt die Bewegung auf den Eingang hin. In dieser Aufwärtsbewegung und der anschließenden abgestuften Annäherung an das Schulgebäude ist eine deutliche Hierarchisierung erfahrbar. Ganz offensichtlich geht es nicht um Aufenthaltsqualität, sondern um die Symbolik von Sammlung, Empfang und Vorbereitung. Der zentrale Schulplatz bedeckt nicht nur die Heizanlage der Schule, sondern auch den größten Atomkeller des Kreises; ABC-Alarm-Übungen sind Teil der Schulrealität der 1960er Jahre. Noch ist die Ölkrise in weiter Ferne, der Kalte Krieg aber auf einem Höhepunkt. Im Foyer der Schule findet man sich in einer offenen lichten Halle wieder, die Haupttreppe zu den Klassenzimmer-Geschossen ist ans Licht gerückt und durch ein Beton-Wandrelief besonders betont. Wie schon auf dem Vorplatz gibt es hier keine Sitzgelegenheiten, die auf Glanz gearbeiteten Steintreppen laden nirgends zum Verweilen ein. Hochwertige Steine, Glas und eloxiertes Aluminium signalisieren, dass Geld bei dieser Schulplanung keine Rolle gespielt hat.
Dieser Eindruck wiederholt sich auch beim Musikpavillon und der Multifunktionshalle. Nahezu alle Einrichtungsgegenstände – von den Leuchten bis hin zur Konzertorgel – sind vom Architekten entworfen und als Einzelanfertigung ausgeführt worden. Ein polygonaler Musikpavillon wird für Unterricht und Konzerte genutzt, hier befindet sich das Instrumentenmagazin, ein Flügel und eine hochmoderne Lautsprecheranlage, in der Konzertmitschnitte in höchster Audio-Qualität abgespielt werden können. Hinter der Bühne lassen sich die Fenster beiseiteschieben, sodass bei Konzerten die Zuhörer auch im Freiluftauditorium Platz nehmen können. Die Turnhalle ist zugleich Festsaal, hier finden Konzerte statt, die fester Bestandteil im Schwäbisch Gmünder Kulturleben sind. Verstärker und Akustiksegel an der Decke verbessern die Tonqualität, auf der Sonderanfertigung der Zwölfton-Orgel könnte

auch Stockhausen gespielt werden. Unterhalb des Festsaales schließt sich die Schwimmhalle für den Unterrichtsbetrieb an.
Die Wohnblocks sind als Doppelblocks zusammengefasst und im Keller miteinander verbunden, denn hier befinden sich die Schüler-Luftschutzräume (Abb. 4). Die Proportionierung der Häuser ist aus dem Quadrat entwickelt – sowohl an der Fassade als auch im Grundriss. Die Materialien der Fassade sind schalungsrauher Beton und Redwood-Hölzer in Kombination mit schwarzen Aluminiumfenstern. Deutlich sind diese in formaler Reduktion und Materialität vom Brutalismus der frühen 1960er Jahre beeinflusst. Jedes Haus ist als Maisonette organisiert, die Schüler sollen als Gruppen von zwölf Personen in einer Wohnung leben. Jede Maisonette hat ein Gemeinschaftsbad, eine Teeküche, einen Aufenthaltsbereich, einen Gruppenschlafraum und einen Musik-Übungsraum mit Konzertflügel. Die Wohnsituation lässt kaum Privatsphäre zu.

Schule als Initiationsort für junge Demokraten?

Zwei große Themen bestimmen die Planung: die Gesamtanlage als Abbild einer demokratisch verfassten Polis mit dem Schulplatz als zentraler Agora und die Selbstverwaltung der Schülergruppen in den Wohnhäusern. Mit der Betonung dieser beiden Aspekte gewinnt der Architekt – selbst ein Absolvent eines Landschul-Internats[6] – den Wettbewerb zum Bau der Schule. In der Eröffnungsrede stilisiert der Schulleiter 1965 die Internatsschule zum Initiationsort für junge Demokraten und betont die Einheit von Bildung und Erziehung. Letztere sei hier im Internat, fern der Elternhäuser möglich. Deutlich formuliert der Pädagoge, dass die Schüler in dieser Architektur nicht nur Bildung, sondern auch staatsbürgerliche Erziehung zu erwarten haben: „Es sollen wir-verbundene Persönlichkeiten

6 Hans Auras ist ehemaliger Schüler und Absolvent des Elite-Internats Schloss Salem.

Abb. 4: Wohnhäuser des Internats, um 1965. Privatbesitz

sein, die wir erziehen und bilden. Nur sie vermögen in dem Massenzeitalter gewachsene Persönlichkeiten zu werden und die Personalisierung der Masse vorwärts zu treiben. […] Es sind nun gerade die Heimschulen, welche dieses Erziehungsprinzip am reinsten verwirklichen können“.[7] Architektur und städtebauliche Situation der Schule sollen dieses Erziehungsziel verstärken. In seiner Eröffnungsrede geht der Schulleiter auf die Architektur ein, die in Teilen der Bevölkerung Irritationen ausgelöst hatte und berichtet von einer typischen Frage: „Warum habt Ihr denn diese Einzelhäuser gebaut? Sie erschweren doch nur die Aufsicht! Wäre es nicht zweckmäßiger und billiger gewesen, einen geschlossenen Komplex hinzustellen? Ich zeigte dann in der Regel auf die Bismarck- und die Hardtkaserne da drüben und sagte: ‚Halten Sie es für richtig, wenn 13–19jährige in solch einem Ungetüm, in einem Labyrinth von ineinander- und aufeinandergeschachtelten Zimmern mit kalten, hallenden Gängen die bildungsfähigsten Jahre ihres Lebens verbringen?‘ Dann begriff auch der Laie, warum man diese aufgelockerten Bauformen in Gottes freie und natürlich gewachsene Landschaft gestellt hat. […] Die Auflockerung in eine Reihe von Wohnheimen steht deshalb bewusst der Gefahr der Vermassung gegenüber“.[8]

Pädagogische Architektur zu etablieren - dieser Anspruch ist bei der Internatsschule weit über den Klassenraum und das Schulgebäude hinausgewachsen. Schule ist Stadt, ja sogar: Schule ist Staat, lautet jetzt das Motto, und der Staat Baden-Württemberg tritt als Förderer dieser Idee auf. Größtmögliche Freiheit, größtmögliche Flexibilität, größtmögliche Förderung der Selbstständigkeit – so lautet das offizielle Programm der Schule, die ganz selbstverständlich davon ausgeht, auch Erziehungsinstitution zu sein.

Die Architektur ist als Teil eines Initiationsritus angelegt, der die Jugendlichen zu mündigen Bürgern eines demokratisch verfassten Staates machen soll. Dass diese Form des Bauens bekannte

7 Paul Steck: Die Sinngebung des Schulstaates. In: Staatliches Aufbaugymnasium 1965 (Anm. 3), S. 33–39, hier S. 34.

8 Schülerzeitung der *eulenspiegel* 27 (Dezember 1966).

● Abb. 5: Architekturfotografie- und Poesie. Schülerarbeit von 1966, veröffentlicht in der Schülerzeitung *eulenspiegel*, Januar 1966

Gebrauchsmuster und Sehgewohnheiten von Architektur auf den Kopf stellt, ist unbenommen. Häuser ohne (Sattel-) Dach, Glaswände, für die ein Innen und Außen nicht mehr existiert und ungekannte, roh belassene Materialien bieten eine Kontrasterfahrung, die vom Architekten auch beabsichtigt ist.
Vereinzelte Reaktionen der Schüler auf die Architektur sind dokumentiert, die Schülerzeitung des Staatlichen Aufbaugymnasiums Schwäbisch Gmünd, der *eulenspiegel*, ist hier eine von der Schulleitung zwar zensierte[9], aber dennoch aussagekräftige Quelle. Offensichtlich wird der Brutalismus der Architektur von einzelnen Schülern durchaus als Ausdrucksform einer Aufbruchsstimmung begriffen. Schule und Wohngebäude werden als Architektur und nicht nur als Funktionsbauten wahrgenommen. Ein Schüler dokumentiert die Gebäude mit einer Fotostrecke und stellt Bezüge zu zeitgenössischer konkreter Poesie her[10] (Abb. 5). Diese Korrelation macht Sinn: die Sprache wird Gegenstand des Gedichts, die Architektur Gegenstand der Betrachtung, beides wird der „Nutzung“ enthoben.

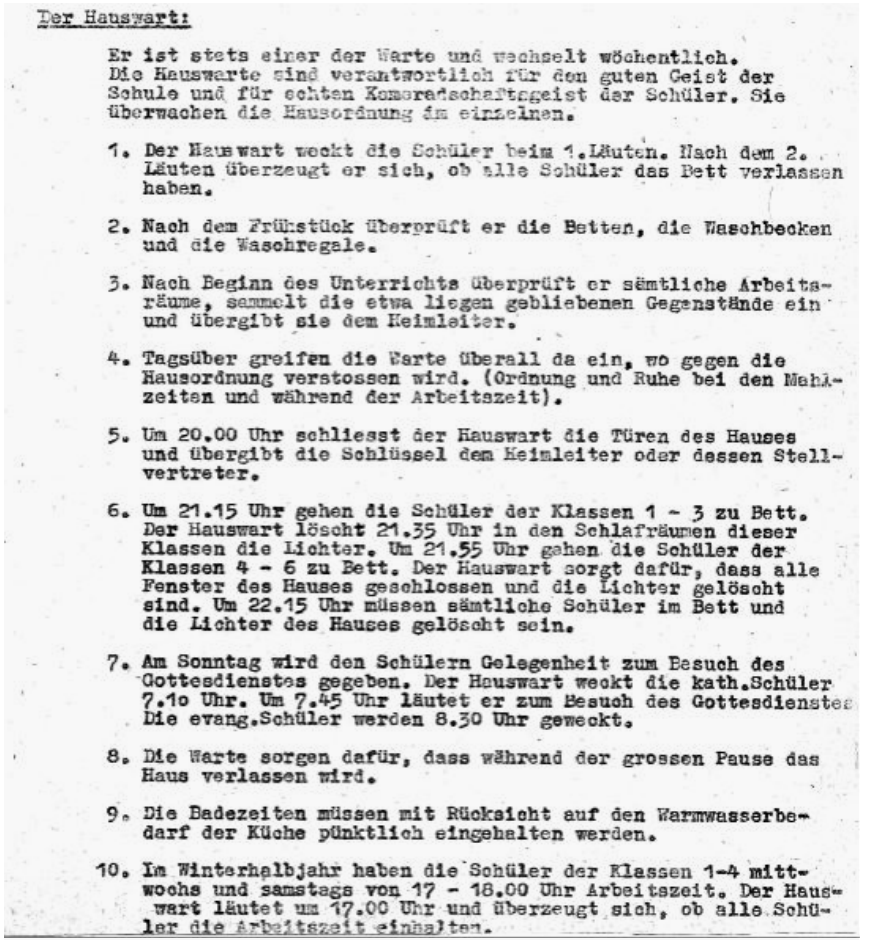
Hausordnungen – Gebrauchsanweisungen für Architektur

Alle Freiheit der Perspektive und der Deutung kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Nutzung der Schulgebäude strengen Regeln unterworfen ist und insbesondere im Schulbau zwischen offiziellem und inoffiziellem Gebrauch zu unterscheiden ist. Den Alltag der Nutzerinnen bestimmt die Hausordnung, die als Gebrauchsanweisung für die Architektur gelesen werden muss und die keinesfalls mit der Aktualität der Architektur Schritt hält. Die gültige Hausordnung für die Schule stammt aus dem Jahr 1957 und regelt die Nutzung der Gebäude minutiös[11] (Abb. 6). Die detaillierten Überwachungsmechanismen insbesondere der

9 Die Zensur der Schülerzeitung durch die Schulleitung/Redaktion ist Thema mehrerer Ausgaben der 1960er Jahre.

10 *eulenspiegel* 26 (Januar 1966), S. 30–33.

11 „Hausordnung“ und „Verfassung des Staatlichen Aufbaugymnasiums mit Heim“. URL: http://www.abg-gd.de/SZ/Main (22. August 2016).



Der Hauswart:

Er ist stets einer der Warte und wechselt wöchentlich. Die Hauswarte sind verantwortlich für den guten Geist der Schule und für echten Kameradschaftsgeist der Schüler. Sie überwachen die Hausordnung im einzelnen.

1. Der Hauswart weckt die Schüler beim 1.Läuten. Nach dem 2. Läuten überzeugt er sich, ob alle Schüler das Bett verlassen haben.

2. Nach dem Frühstück überprüft er die Betten, die Waschbecken und die Wäscheregale.

3. Nach Beginn des Unterrichts überprüft er sämtliche Arbeitsräume, sammelt die etwa liegen gebliebenen Gegenstände ein und übergibt sie dem Heimleiter.

4. Tagsüber greifen die Warte überall da ein, wo gegen die Hausordnung verstossen wird. (Ordnung und Ruhe bei den Mahlzeiten und während der Arbeitszeit).

5. Um 20.00 Uhr schliesst der Hauswart die Türen des Hauses und übergibt die Schlüssel dem Heimleiter oder dessen Stellvertreter.

6. Um 21.15 Uhr gehen die Schüler der Klassen 1 - 3 zu Bett. Der Hauswart löscht 21.35 Uhr in den Schlafräumen dieser Klassen die Lichter. Um 21.55 Uhr gehen die Schüler der Klassen 4 - 6 zu Bett. Der Hauswart sorgt dafür, dass alle Fenster des Hauses geschlossen und die Lichter gelöscht sind. Um 22.15 Uhr müssen sämtliche Schüler im Bett und die Lichter des Hauses gelöscht sein.

7. Am Sonntag wird den Schülern Gelegenheit zum Besuch des Gottesdienstes gegeben. Der Hauswart weckt die kath.Schüler 7.1o Uhr. Um 7.45 Uhr läutet er zum Besuch des Gottesdienstes Die evang.Schüler werden 8.30 Uhr geweckt.

8. Die Warte sorgen dafür, dass während der grossen Pause das Haus verlassen wird.

9. Die Badezeiten müssen mit Rücksicht auf den Warmwasserbedarf der Küche pünktlich eingehalten werden.

10. Im Winterhalbjahr haben die Schüler der Klassen 1-4 mittwochs und samstags von 17 - 18.00 Uhr Arbeitszeit. Der Hauswart läutet um 17.00 Uhr und überzeugt sich, ob alle Schüler die Arbeitszeit einhalten.

● Abb. 6: Die Aufgaben der Warte. Ausschnitt aus der Verfassung des Staatlichen Aufbaugymnasiums Schwäbisch Gmünd 1957

Wohnbauten, die damit in Kraft gesetzt werden, führen die Lesart der Schulanlage als demokratische Polis *ad absurdum*: Der eng strukturierte Tagesplan beginnt morgens um 6.30 Uhr und endet um 22.00 Uhr; er regelt die zu betretenden Räume ebenso wie die darin einzuhaltenden Verhaltensweisen. Nach Schulschluss sollen sich die Schüler in den Bereich der Wohnblocks zurückziehen, der Schulplatz, das Schulgebäude selbst und der Musikpavillon sind Tabubereiche und werden nur zu besonderen

Anlässen genutzt. Ebenfalls tabu dürfte der Bereich rund um das elegante Doppelwohnhaus gewesen sein, das für den Rektor im zweiten Bauabschnitt entsteht.
Die Schulleitung versäumt nicht, für die Nutzung der Freiräume ebenfalls genaue Regelungen zu erlassen. Diese können nur in engen Zeitfenstern für sogenannte Spaziergänge aufgesucht werden. Entsprechend dokumentieren die Schülerzeitungen der Jahrgänge ab 1966 ein zähes Ringen der Schüler um mehr Freiheit und selbstbestimmte Nutzung von Schule und Schulgelände.
Bizarre Formen nimmt insbesondere die sogenannte Selbstverwaltung der Schülerschaft an. Weil in den einzelnen Wohnblocks keine Lehrerwohnungen vorgesehen sind, installiert die Schulleitung ein perfides System von Überwachung und Strafe durch sogenannte „Warte“, ein Amt, für das sich die Schüler freiwillig melden sollen. Jedem Wohnblock wird ein Wart zugeteilt, der auf die Hausordnung zu achten hat und Verfehlungen an die Schulleitung meldet. Die determinierende „Gebrauchsanweisung“ der Hausordnung konterkariert die offene und als ausgesprochen demokratisch inszenierte Schularchitektur. Die Reaktion darauf ist ein Vermeidungsverhalten der Schülerinnen und Schüler in der Freizeit. Statt der erhofften Gemeinschaftsbildung durch Architektur weichen einzelne Schüler und Schülergruppen in die Anonymität der Stadt aus. Das Pavillonsystem erweist sich in der Tat als der individualistische Bautyp und bestätigt die Vorbehalte, die man in den 1950er Jahren gegenüber seiner Anwendung für weiterführende Schulen hat.
Die moderne Internatsschule in der schwäbischen Provinz, von der *db* im September-Heft 1966 sehr positiv besprochen,[12] und von der belgisch-niederländischen *BOUW*[13] noch 1969 als Beispiel für moderne Bildungs- und Baupolitik in der Bundesrepublik gelobt, stellt sich in einem anderen Licht dar, sobald man eine Gebrauchsanalyse der Schule vornimmt. Zur Ikonographie einer Architektur gehört die Rekonstruktion der Nutzung, darüber

12 [N.N.]: Staatliches Aufbaugymnasium mit Internat, Schwäbisch Gmünd. In: db Deutsche Bauzeitung 9 (1966), S. 738–741.

13 [N.N.]: Gymnasium met Internaat in Schwäbisch Gmünd Württemberg. In: Bouw Centraal Weekblad voor het Bouwwezen in Nederland en Belgie 36 (1969), S. 1394–1399.

besteht in der Architekturwissenschaft kein Zweifel. Dass diese Nutzung in den Abgleich mit der Nutzungsordnung zu stellen ist, illustriert das beschriebene Beispiel. Die Schulanlage zeigt zudem, dass der Gebrauch von Architektur immer ein situatives Moment ist, es gibt einen Routine- und einen Ausnahmegebrauch. Insbesondere bei Gebäuden mit multifunktioneller Nutzung und heterogener Nutzerschaft, bei dem es auch zu Nach- und Zwischennutzungen kommt, können die Gebrauchsmuster erheblich differieren: die Schülerin aus dem Wohnblock erlebt das Foyer des Klassenbaus völlig anders als der festlich gestimmte Bürger, der hier ein Konzert besucht.
Architektur im Gebrauch setzt in allen Bereichen des Bauwesens, insbesondere aber bei öffentlichen Bauten Reglements ins Werk, die in der Architekturwissenschaft bislang kaum Beachtung finden. Die Hausordnung ist die wohl naheliegendste Form der Reglementierung des Gebrauchs und eine primäre Quelle mit einer jahrhundertealten Geschichte, die es zu entdecken gilt. Sie entlarvt die Kluft zwischen Gebrauchsanspruch, Architektursymbolik und Gebrauchsrealität. Eindrücklich tritt dies bei den moralisch hochaufgeladenen Schularchitekturen der 1950er und 1960er Jahre zutage, die im Ausland als das Bauen des besseren Deutschland rezipiert wurden.[14]

14 So bei Alfred Roth für den westdeutschen Schulbau der frühen 1950er Jahre. Vgl. Alfred Roth: Hinweise auf die Tendenzen im Schulbau in Westdeutschland. In: WERK 3 (1952), S. 69–72. So bei Wolfgang Pehnt, dessen Buch als 3. Band der Reihe Neue Deutsche Architektur auch in den USA erschien: Wolfgang Pehnt: German Architecture 1960–1970. New York 1970.

CHRISTINE NEUBERT

Empirie des Gebrauchs

Zur Praxis architektonischer Erfahrung in einem Kunstmuseum

Architektur im Gebrauch wird in diesem Beitrag anhand der Arbeitspraktiken des Besucherservices in einem Kunstmuseum empirisch aufgeschlossen. Im Forschungsstil der Ethnografie werden alltagsweltliche Erfahrungen mit Architektur entdeckt und in drei Hinsichten – Areal, Kooperation, Diskurs – systematisiert. Dabei ist die Reflexion der Methode und des damit verbundenen Erkenntnisinteresses an Architektur von zentraler Bedeutung. Der Fokus auf Praktiken hat zur Folge, dass weder das gebaute Objekt noch das menschliche Subjekt zur alleinigen Bedingung architektonischer Erfahrungen erklärt werden, sondern die Verschränkung von Architektur und Mensch in der Praxis. Sukzessive erschließt sich so, wie vielschichtig Arbeitsalltag in der gebauten Umgebung verankert ist.

Der Gebrauch von Architektur[1] ist vielfältiger als es die für die Architekturtheorie und -praxis zentralen Konzepte „Funktion“ und „Funktionalität“ beschreiben. Dies ist zunächst einmal eine Behauptung, wenn auch eine unmittelbar eingängige. Die Rede vom Gebrauchen, welches in den Erfahrungszusammenhang der Alltagswelt[2] gestellt ist, kann sich anders als „Funktion“ und „Funktionalität“[3] auf nahezu jede Situation des alltäglichen Lebens beziehen, in der wir es mit Architektur zu tun haben. Sie bleibt somit universell, aber auch unspezifisch.

Dieser Beitrag hat das Ziel, empirisch zu bestimmen, was der alltägliche Gebrauch von Architektur meint und inwiefern dieser über den zweckmäßigen Einsatz architektonischer Elemente – einer Treppe, eines Fensters, einer Tür – hinausgeht. Dazu wird davon ausgegangen, dass der alltägliche Gebrauch von Architektur auf alltagsweltlichen Erfahrungen mit Architektur basiert.[4] Letztere werden in einem ethnografischen Zugang zum Gegenstand der Analyse. Die Frage also nach der Praxis architektonischer Erfahrung – nach dem *Wie* der Erfahrungen mit Architektur im Alltag – stellt sich als eine grundlegende, um Architektur im Gebrauch zu verstehen.

Zunächst nehme ich hierfür begriffliche und methodologische Weichenstellungen vor. Es wird geklärt, unter welchen Voraussetzungen im Kontext der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik von Erfahrungen gesprochen wird und wie diese zu erforschen sind. Anschließend schlage ich anhand empirischer Daten, die ich im Rahmen meiner Dissertation erhoben habe, vor, wie diese in Bezug auf Erfahrungen mit der gebauten Umgebung systematisiert werden können. Die herausgearbeiteten Aspekte – Areal, Kooperation, Diskurs – legen meinen empirisch fundierten Ordnungsvorschlag alltagsweltlicher Architekturerfahrung dar und werden in diesem Beitrag nah am Beispiel der Arbeit in einem Kunstmuseum diskutiert.

1 Wahlweise wird in diesem Beitrag auch von dem Architektonischen oder der gebauten Umgebung gesprochen. Es wird ein weiter Architekturbegriff vertreten, der professionelles wie unprofessionelles Gestalten der Umgebung einschließt.

2 Alltagswelt verstanden als Konkretisierung von Lebenswelt. Insbesondere Peter L. Berger und Thomas Luckmann wollen mit der Bezeichnung „Alltagswelt“ das Konzept der Lebens- welt, basierend auf der Philosophie Edmund Husserls und sozialphänomenologisch zugespitzt durch Alfred Schütz, noch deutlicher auf soziologisch operationalisierbare (im Sinne von empirisch zu erforschende) Bereiche des Alltags abstellen; vgl. Peter L. Berger, Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M. 2004, S. 21.

3 Funktion und Funktionalität sind in ihren Bezugshorizonten klar in der architektonischen Praxis verwurzelt. Architektinnen, Bauherren, Nutzerinnen, Fachplaner – sie alle beziehen sich auf Funktionen von Architektur. Gleichermaßen sind diese Gegenstand ihrer Kommunikation.

4 Gleichwohl basiert Gebrauch nicht nur auf Erfahrung, auch im Machen von Erfahrung wird Architektur gebraucht und im Gebrauchen können neue Erfahrungen gemacht werden. Zu einem solchen Verständnis und engen Zusammenhang von Gebrauch und Erfahrung siehe auch den Beitrag von Kirsten Wagner in diesem Band.

Ethnografische Architekturforschung im Zeichen der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik

Für die qualitativ-empirische Soziologie konstituieren sich ihre Gegenstände in den sinnhaften Bezügen und Zuschreibungen der Praxis. Es gibt keine Dinge oder Gegenstände an sich; sie sind immer schon in einen Bedeutungszusammenhang der Praxis gestellt. Mit Praxis ist die Gesamtheit des tätigen Lebenszusammenhangs gemeint, der in Form einzelner (sozialer) Praktiken zum Gegenstand einer qualitativ-empirischen und insbesondere einer ethnografischen Sozialforschung wird.[5] Für das Interesse an der Rolle von Architektur im Alltag bedeutet das, dass nicht etwa ausgehend von dem Gebauten auf Praxis geschaut und analysiert wird, wie dieses Gebaute auf die menschlichen Akteure – ihre Vorstellungen, Motivationen und Emotionen, ihr Verhalten und ihre Handlungen sowie ihre Beziehungen zu anderen menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren – (ein)wirkt, sondern dass Architektur allein durch das Nadelöhr der Praxis und ihre je spezifischen Erfahrungs- und Sinnbildungsprozesse erforscht werden kann. Was uns Architektur ist und bedeutet, lässt sich folglich nur anhand von Erfahrungen mit Dingen, deren Qualitäten man dann (gewissermaßen nachträglich) als architektonische beschreibt, rekonstruieren. Trotz dieser möglicherweise etwas verkopft klingenden Voraussetzung sozialwissenschaftlicher Erkenntnis wird mit einem „gesunden Menschenverstand“ von einem „Realismus der Bezugsgegenstände“[6] von Erfahrung ausgegangen. Allerdings mit dem zentralen Hinweis, dass die Idee, die wir uns mittels unseres Sinnes- und Wahrnehmungsapparats von realen Bezugsgegenständen machen, nicht ein für alle Mal festgeschrieben ist. Unter diesen Voraussetzungen lässt sich mutmaßen:

5 Zu den methodologischen Implikationen der Ethnografie siehe z.B. Georg Breidenstein, Stefan Hirschauer, Herbert Kalthoff u.a.: Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. Konstanz, München 2013.

6 Markus Holzinger: Welcher Realismus? Welcher Sozialkonstruktivismus? Ein Kommentar zu Georg Kneers Verteidigung des Sozialkonstruktivismus und zu Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie. In: Zeitschrift für Soziologie 38, 6 (2009), S. 521–534, hier S. 527.

Was wir heute gesellschaftlich unter Architektur verstehen und als ihre Eigenschaften bezeichnen, entspricht gewissermaßen den in der Dauer der Zeit wiederkehrenden Qualitäten von Erfahrungen aufgrund unserer Lebenspraxis.[7] Wer vermag schon sicher zu wissen, welche Erfahrungen wir morgen machen? Die Frage nach der Architektur der Zukunft kann somit vor allem als eine Frage nach dem zukünftigen Menschen und seinen Praktiken (inklusive Werten, Vorstellungen, Ideen, Affekten und so weiter) verstanden werden.
Im Weiteren beschäftigt sich dieser Beitrag jedoch nicht mit makrosoziologischen Gesellschaftsdiagnosen, sondern mit der Kleinteiligkeit mikrosoziologisch aufzuschlüsselnder Situationen des Alltags und speziell des Arbeitsalltags,[8] in denen – so behaupte ich – eine Reihe architektonischer Erfahrungen gemacht werden. Bevor am empirischen Beispiel erläutert wird, wie diese aus der Darstellung und Beschreibung von Arbeit, ihren Aufgaben und Abläufen zu entwickeln sind – wann also die Rede von einer architektonischen Erfahrung im Alltag berechtigt ist und in welchen Hinsichten sie sich zeigt –, sind folgende (1) erkenntnistheoretische, (2) methodologische und (3) methodische Bemerkungen zur weiteren Begründung und Einordnung der Untersuchungsanlage zentral:

(1) *Erfahrungen werden im Kontext von Praktiken gemacht.* Im Zuge eines anthropologisch-pragmatistisch[9] fundierten Begriffs von Erfahrung[10] wird diese als das vorläufige Resultat eines prozesshaften und tätigen Umgangs mit der Wirklichkeit verstanden. Dieser tätige Umgang findet nicht zwischen zwei voneinander isolierten, abgeschlossen Entitäten statt – der Mensch auf der einen,

7 Vgl. John Dewey: Erfahrung und Natur. Frankfurt a. M. 1995, S. 31.

8 Das Feld der Arbeit stellt sich als ein Bereich von Alltag und Alltagsleben dar. Ein anderer könnte das Wohnen oder die Freizeit sein.

9 Bezieht sich auf den amerikanischen Pragmatismus.

10 Ich berufe mich dazu u.a. auf folgende Autoren und Texte: Dewey 1995 (Anm. 7); Arnold Gehlen: Vom Wesen der Erfahrung. In: Ders.: Philosophische Anthropologie und Handlungslehre, hg. v. Karl-Siegbert Rehberg. Frankfurt a. M. 1983; George Herbert Mead: Das physi-sche Ding. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. 2, hg. v. Hans Joas, Frankfurt a. M. 1987, S. 225–243.

die Architektur auf der anderen Seite –, sondern das verbindende und Erfahrung bedingende Moment sind soziale Praktiken.[11] Erst innerhalb eines praktikabhängigen Bedeutungszusammenhangs werden Erfahrungen erkennbar und können interpretativ bearbeitet werden. Sie sind Teil von Praktiken und spiegeln in ihren jeweiligen Erschließungs- und Bezugshorizonten Ordnungen dieser Praktiken wider.

(2) *Gegenstand der hermeneutischen Analyse sind Erfahrungen, die sprachlich und nicht-sprachlich zum Ausdruck kommen*. Mit John Dewey wird davon ausgegangen, dass wir es in der Analyse stets mit schon reflexiven Erfahrungen zu tun haben. Nur diese können überhaupt ausdrücklich werden, denn zu der unmittelbaren Ebene von Erfahrung lässt sich nicht vordringen. Erst in dem Modus reflexiven Erfahrens konstituieren sich qua Bedeutungszuweisungen Objekte des Erfahrens, die wiederum auf ein erfahrendes Subjekt verweisen. Zudem ist Reflexion hier nicht auf Bewusstsein oder eine bewusste Form von Reflexion beschränkt, sondern umfasst jede leibliche Form der Urteilsfindung[12] über eine Wahrnehmung. Arnold Gehlen stellt in dem Zusammenhang fest, dass „nichts […] sicherer [sei], als daß es ein Gedächtnis unseres Leibes gibt, der seine Erfahrungen macht und nichts vergißt“.[13] Objekte des Erfahrens können also sowohl nicht-versprachlicht, zum Beispiel in körperlichen Bewegungen oder Stimmungen, als auch sprachlich angezeigt

11 Praktiken gehen nicht in dem Tun eines einzigen Menschen auf, sondern haben lose Enden in unterschiedlichen Entitäten sozialer Wirklichkeit. Nicht-menschliche Dinge haben an ihrer Beschreibbarkeit ebenso Anteil wie Affekte und Gefühle, Normen, Werte, Regeln. Auf ein tiefergehendes Verständnis von Praktiken und eines praxeologischen Analyseansatzes kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Vgl. hierzu u.a. Andreas Reckwitz: Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie 32 (2003), S. 282–301.

12 Vgl. Robert C. Solomon: Emotionen, Gedanken und Gefühle. Emotionen als Beteiligung an der Welt. In: Sabine A. Döring (Hg.): Philosophie der Gefühle. Frankfurt a. M. 2009, S. 148–168. Solomon verwendet einen sehr weit gefassten Begriff von Urteil, der nichts mit einem rationalen Entschluss zu tun hat. Bezogen auf emotionssoziologische Fragen denkt er Kognition und Emotionen eng zusammen und zieht zwischen beiden keine derartig scharfe Trennlinie, wie es sich beispielsweise in den Handlungstypen nach Max Weber niederschlägt.

13 Gehlen 1983 (Anm. 10), S. 8.

werden. Das „entlastende“,[14] das heißt symbolische Wahrnehmen trägt dazu bei, dass Erfahrungen nicht mehr auf den empfindsamen Körper zurückgeführt werden, der irgendwann einen Eindruck hatte, mit dem er umgehen musste. Es kommt stattdessen zur verkürzten, nämlich versprachlichten Darstellung von Erfahrungen, „die Dinge scheinen einseitig, optisch oder gar begrifflich allein genügend erkennbar“.[15]

(3) *Das Auswertungsverfahren der sozialwissenschaftlichen (auch wissenssoziologischen) Hermeneutik trägt dazu bei, in der sprachsymbolischen Benennung der Dinge den Sinnzusammenhang körper-leiblicher Erfahrungen zu erkennen*.
Das sozialwissenschaftliche Auslegen der empirischen Daten, der Vorgang der Interpretation also, muss dafür zu einem gewissen Grad methodisiert werden. Eines dieser Mittel des Methodisierens ist das schriftliche Protokoll. Nur durch den Protokollcharakter der Daten kann die intersubjektive Nachvollziehbarkeit (Objektivität) qualitativer Sozialforschung gewährleistet werden. Nicht die empirische Wirklichkeit an sich ist Gegenstand der methodisierten Auswertung, auch nicht ihre Beobachtung, sondern nur das durch die Forscherin erstellte Protokoll dieser Beobachtung der empirischen Wirklichkeit, das zu verschiedenen Zeitpunkten von verschiedenen Personen eingesehen werden kann.[16] Bei der Interpretation eines solchen Protokolls geht es darum, den sozialen Sinn, den die Teilnehmerinnen in den Gesprächen und der Forscher als Beobachtender produzieren, zu rekonstruieren und dieses Mal explizit, für andere nachvollziehbar, deutend zu verstehen. Dazu wird (bestenfalls in einer Interpretationsgruppe)[17] das sprachliche Dokument in einzelne Sinneinheiten zerlegt, Stück für Stück werden sequentiell Absätze, einzelne Sätze oder auch nur Wortgruppen gelesen und in ihrem sprachlichen Ausdruck

14 Ebd., S. 14.

15 Ebd.

16 Vgl. Ulrich Oevermann: Objektivität des Protokolls und Subjektivität als Forschungsgegenstand. In: ZBBS 5 (2004), S. 311–336, hier S. 312–315.

17 Eine ausführliche Darlegung dieser Praxis der Gruppeninterpretation findet sich bei Jo Reichertz: Gemeinsam interpretieren. Die Gruppeninterpretation als kommunikativer Prozess. Wiesbaden 2013.

hinterfragt. Dieses Vorgehen beschreibt ein weiteres Mittel des Methodisierens. Der immanente Sinngehalt (der Erfahrungen), der in der Wahl der Worte, in dem Wie des Sprechens und Schreibens liegt, wird mühevoll nach außen gekehrt und somit die oben angesprochene Verkürzung der Erfahrungsketten offen gelegt.

Anlage der empirischen Studie

In der Studie, aus der die folgenden Daten entnommen sind, untersuchte ich im Zeitraum von eineinhalb Jahren vergleichend fünf Arbeitsfelder beziehungsweise den Arbeitsalltag ihrer Teilnehmerinnen: Bibliothekare in einer wissenschaftlichen Bibliothek, Laboranten in einem biochemischen Labor, Kunstschaffende in ihren Ateliers, Werker im Industriebetrieb und Museumsaufsichten und -pädagoginnen in einem Kunstmuseum. Ziel war es nicht, die innere Logik und Struktur jeder einzelnen Arbeitswelt im Kontrast zu den anderen herauszuarbeiten, sondern durch den Vergleich die wesentlichen Charakteristika von Architekturerfahrung im Alltag zu erkennen. In einer ethnografischen Forschungshaltung unternahm ich jeweils verschieden intensive Feldaufenthalte (mal besuchte ich den Arbeitsort über einen längeren Zeitraum mehrmals, mal war ich zwei Wochen durchweg im Betrieb) und führte teilnehmende Beobachtungen, informelle Arbeitsplatzgespräche sowie gezielte Interviews[18] mit den Arbeitenden durch. Gefragt wurde dabei nach den Arbeitsaufgaben und dem Tagesablauf, nicht nach der gebauten Arbeitsumgebung. Über diesen Umweg im Erzählstimulus gelang es, sich beiläufig und dem alltagsweltlichen Horizont der Arbeitenden angepasst dem eigentlichen Gegenstand des Interesses zu nähern. So gab es kein bauliches Gegenüber, das die Teilnehmenden dokumentieren oder fotografieren,[19]

18 Vgl. Breidenstein, Hirschauer, Kalthoff 2013 (Anm. 5), S. 80–85.

19 Wie es hingegen Methoden wie das bewegte Interview oder die Fotostory, das Anfertigen von Mental Maps (beispielsweise des alltäglichen Wegenetzes), das Malen von Collagen oder das Drehen von Homevideos etc. verlangen oder zumindest nahelegen.

sondern ihre gewohnten Arbeitspraktiken, die sie beschreiben sollten. In den Gesprächen entfalteten die Teilnehmenden auf diese Weise ihre je praktikbezogene Einschätzung von der Thematisierungswürdigkeit des Erkenntnisgegenstands, also von der Rolle der gebauten Umgebung bei der Arbeit. Wie tun sie das genau?

Der Suchbegriff der Widerständigkeitserfahrung

Im Forschungsprozess entwickle und verwende ich den Begriff der Widerständigkeitserfahrung als heuristisches Mittel, um die empirischen Daten aufzuschließen.[20] Die Beschreibungen der Arbeitspraktiken werden daraufhin verglichen, inwiefern die architektonische Umgebung als widerständig erfahren wird. Dabei wird insbesondere mit Wilhelm Kamlah ein weiter Begriff von Widerständigkeit in Anschlag gebracht: Mitgedacht sind sowohl „angenehme wie unangenehme“, „beglückende und bedrückende“[21] Unterschiedsbekundungen. Auf diese Weise wird ein Spektrum architektonischer Erfahrung erfasst, das von der vordergründigen Bemerkung einer architektonischen Qualität im Zusammenhang mit der Herstellung und Störung praktischer Ordnungen bis hin zur hintergründigen Setzung dieser Ordnungen im gewohnten Tun und Sagen reicht. Dieselbe Widerständigkeitserfahrung kann zudem von mehreren Personen beschrieben werden, die in den gleichen oder einen ähnlichen pragmatischen Bedeutungszusammenhang eingebunden sind. Innerhalb der Studie werden dadurch unterschiedliche Widerständigkeiten des Gebauten im Alltag identifiziert. Konkret werden diese nun am Beispiel der Mitarbeitenden in einem Kunstmuseum vorgestellt.

20 Die theoretische Fundierung des Begriffs insbesondere mit Rekurs auf George H. Mead und Wilhelm Kamlah kann an dieser Stelle nur benannt und nicht ausgeführt werden. Dazu verweise ich auf meine im Januar 2017 der TU Dresden eingereichte Dissertation „Begegnung mit dem Gewohnten. Eine empirisch-qualitative Studie zur Struktur und Praxis architektonischer Erfahrung“.

21 Vgl. Wilhelm Kamlah: Philosophische Anthropologie. Sprachliche Grundlegung und Ethik. Mannheim, Wien, Zürich 1973. Seinen Begriff des „Widerfahrnis“ umschreibt er ebenso als Erfahrung von Widerstand, die auf die Bedürftigkeit von Menschen verweist.

Arbeitsalltag im Kunstmuseum

Bei dem Erhebungsort handelt es sich – das als Randnotiz – um ein sogenanntes ‚landmark building' eines sogenannten Stararchitekten.[22] Besucher kommen regelmäßig aufgrund der Architektur in die Stadt und in das Museum. Inwiefern aber erfahren die Mitarbeiterinnen der Museumsaufsicht ihr Museum im Alltag?

Areal: Gewohnte Bewegungen und Stimmungen der Museumsaufsicht

Der Mitarbeiter Heiko äußert sich über seinen Arbeitstag zu Beginn unseres Gesprächs:

„Ja (.) ja gut ähm (.) Tagesgeschäft. Beziehungsweise erstmal grundsätzlich worum es geht. also das ganze heißt Besucherservice und das ist schon mal nen Unterschied zu anderen Museen die ja häufig eine Aufsicht haben und Aufsicht ist eben nur nen Teil unserer Tätigkeit. Das heißt klar, wir sind in erster Linie dafür da, damit den Werken nichts passiert damit die keiner anfasst beschädigt oder ähnliches, (.) ähm das ist natürlich die Hauptaufgabe aber, es geht eben darüber hinaus. Besucherservice deshalb, weil wir nicht einfach stumpf in der Ecke stehen, nur beobachten und den Leuten auf die Finger schauen, sondern wir sind da wir sind präsent und wir sind vor allem so da dass die Besucher uns jederzeit ansprechen können." (Heiko)

Der Begriff „Besucherservice" wird von Heiko zur Abgrenzung gegenüber einer sonst üblichen Bezeichnung des Aufgabenbereichs als „Aufsicht" eingeführt. Wie sich herausstellt, hängt daran ein ganzes Weltbild seiner beruflichen Tätigkeit im Museum, die er dementsprechend eher als aktive Dienstleistung am Kunden denn als passiven Dienst an einer Institution ansieht.

22 Aus forschungsethischen Gründen werden Orte und Menschen anonymisiert.

Entscheidend ist nun, wie er die Einführung des neuen Begriffs in seinem Tätigkeitszusammenhang begründet. Während er das Aufsehen nüchtern und zweckmäßig als Aufpassen auf etwas darstellt, sieht er im aufmerksamen „da" Sein – gesteigert als „präsent" Sein – einen Mehrwert und den Inbegriff des Services am Besucher. Dieses spezielle „da" Sein richtet sich in seiner Präsenz an den Besucher („und wir sind vor allem so da dass [...]"). Im weiteren Verlauf seiner Rede benennt er zwei zentrale Modi dieses „präsent" Seins am Arbeitsort:

„entweder steht man irgendwo und behält alles son bisschen im Auge (.) oder man bewegt sich halt durch die Galerien, schaut, dass alles gut läuft, ähm zeigt Präsenz; versucht aber natürlich auch möglichst unaufdringlich zu sein" (Heiko)

Stehen und Gehen beziehungsweise sich Bewegen werden hier als zwei arbeitsbedingte Tätigkeiten beschrieben. Damit eng verbunden ist das Schauen und Präsenz zeigen. Heiko knüpft das „irgendwo Stehen" an ein „im Auge behalten", während er das „sich Bewegen" mit dem „Schauen" und „Präsenz zeigen" in Verbindung bringt. Er macht so auf den grundlegenden organischen Zusammenhang zwischen der Positionierung, Ausrichtung und Orientierung des Körpers und der Reichweite und Leistungsfähigkeit der visuellen Wahrnehmung durch das Auge als Sinnesorgan aufmerksam. Bei einer festen Position des menschlichen Körpers an einer Stelle ist die Reichweite des Blickes beschränkt. Man kann etwas nur so lange visuell wahrnehmen, so lange es sich im Wahrnehmungs- oder Blickfeld befindet – dementsprechend behält man etwas im Blick. Anders ist es beim Bewegen. Mit jedem Schritt verändert sich das Blickfeld, der Wahrnehmungsraum wird variabel. In diesem Modus kann man schauen und somit aktiver steuern, welcher Bereich gerade im Blick sein soll, freilich ohne schon einen Zwischenfall (wenn etwa ein Besucher zu nah an ein

Ausstellungsobjekt herantritt oder es gar berührt) zu sehen.[23] Dieses Schauen hat keine bestimmte Richtung, und gerade darin ist es an die körperliche Bewegungsänderung geknüpft. Es kann viele verschiedene Richtungen in kurzen Zeitabständen nacheinander haben, es kann abwechselnd hin und her oder auf und ab geschaut werden. Genau diese Variabilität der Blickbeziehungen der Museumsaufsichten ist es dann auch, die Heiko zufolge die Spezifik des Präsenzzeigens ausmacht. Präsent sein bedeutet potenziell immer und überall da zu sein, unerwartet aufzutauchen. Besucher können damit rechnen, dass sie in ihrem Verhalten im Museum beobachtet werden, es ist zu erwarten, dass ich als Besucherin an der einen oder anderen Stelle auf eine Mitarbeiterin der Aufsicht treffe. Dass im Zuge dieser Bewegungsabläufe immer auch Stimmungen produziert werden, die sich im Alltag wiederholen und festigen, stellt das folgende Zitat heraus. Hierbei projiziert Heiko den soeben herausgearbeiteten Unterschied zwischen zwei Bewegungen auf verschiedene Stimmungen bei der Arbeit, die er im Museum verortet:

„oben in der Ausstellung bist die ist sehr klein die ist sehr übersichtlich und meistens sind da oben (.) ja Ausstellungen mit Bildern Fotos ähnlichen Geschichten auf die du nicht groß nen Auge haben musst. das heißt, du bewegst dich auch nicht unbedingt viel. Weil meistens reicht ein Schritt in den Raum rein, du guckst einmal und hast alles im Blick, und ähm (.) das ist zwar manchmal ganz schön bisschen entspannend, aber (.) wir stehen den ganzen Tag hier. und man braucht's zwischendurch Bewegung man braucht nen bisschen Input deswegen ist es so

23 Zur Unterscheidung zwischen Schauen und Sehen siehe Achim Hahn: Architekturtheorie. Wohnen, Entwerfen, Bauen. Konstanz 2008, S. 110–120. In Theorien der Gestaltwahrnehmung wird das Schauen als eher ungerichtete und unwissende Praktik im Sinne eines Umherschauens begriffen, während das Sehen eine gewisse Gerichtetheit und ein bestimmtes Wissen der visuellen Wahrnehmung voraussetzt, um etwas Bestimmtes sehen und in seiner Ganzheit oder Gestalt erkennen zu können.

dass wir (.) in der Regel eben nicht den kompletten Tag immer ein und denselben oben stehen haben von uns, sondern dass wir zwischendurch wechseln damit man sich nen bisschen die Beine vertreten kann damit man nen bisschen anderen Input bekommt, aus keinem andern Grund. weil sonst ist es wirklich es kann furchtbar langweilig sein, einschläfernd sein wenn man die ganze Zeit nur oben ist. in der kleinen Ausstellung. Und deswegen (.) gucken wir (.) manchmal ist das aber auch so dass einer von uns sagt ich bin heut einfach nicht so (.) ja kommunikativ oder wie auch immer man hat mal nen guten Tag mal nen schlechten Tag ich geh heute mal freiwillig nach oben. (.) ist auch okay." (Heiko)

Unter den Mitarbeiterinnen besteht offensichtlich ein Wissen darüber, dass beide Galerien unterschiedliche Aufsichtspraktiken verlangen (bewegungsarm: „du guckst einmal…" vs. bewegungsreich: „Beine vertreten") und diese auf Dauer verschiedene Stimmungen produzieren. Wenig körperliche Bewegung in der oberen Galerie bedeutet zugleich wenig „Input", wenig Abwechslung im Wahrnehmungsraum, dadurch Eintönigkeit und Monotonie des gesamten Tätigkeitsverlaufs, die sich letztlich in einem bestimmten Gemütszustand („einschläfernd") und Stimmungslage („langweilig") niederschlagen. Umgekehrt lässt sich unter Berücksichtigung dieser Stimmungen die Diensteinteilung gezielt organisieren. Denn kommt jemand schon in entsprechender Laune zur Arbeit, setze er sich freiwillig nach oben, in der Erwartungshaltung, dass ihm dort auch keine aufgeweckte oder aufgeregte Stimmung durch abwechslungsreiche Bewegungsabläufe abverlangt werde.
Die architektonische Erfahrung liegt hier in der Darstellung gewohnter, körper-leiblicher Zustände, die sich in Bewegungsabläufen und Stimmungen ausdrücken. Darin treten bestimmte Entfaltungspotenziale des Aufsehens hervor, die jeweils in der oberen und unteren Ausstellungsebene verortet sind. Diese erfahrene Verortung der Entfaltungspotenziale beim Aufsehen begreife ich als Areal der Museumsaufsicht.

Areale sind weder etwas ‚bloß Psychisches'[24] noch etwas bloß Physisches. Sie sind an einzelne Praktiken gebunden, werden durch sie hervorgebracht und können nur daran gekoppelt in gebauten Umgebungen erfahren und geteilt werden. Heikos Ausführung zur Diensteinteilung verdeutlicht das: Nicht nur er erfährt die Arbeit in den Galerien so, seinen Kollegen geht es ähnlich. Die obere Galerie wird als Areal der bewegungsarmen Aufsichtspraktik erfahren, die untere als Areal der bewegungsreichen. Die alltagsweltliche Erfahrung der gebauten Arbeitsumgebung äußert sich hier in der Beschreibung eines gewohnten „Entfaltungsspielraums",[25] in dem die spezifischen Praktiken des Aufsehens selbstvergessen umgesetzt werden *können*.

Kooperation: Architektonische Qualitäten des Aufsehens

Nicht dass Arbeitsalltag verortet ist, sondern wie er in seiner je spezifischen (praktischen) Ordnung verortet ist, wird in der zweiten Hinsicht architektonischer Erfahrung im Denkbild der Kooperation zum Thema:

„und ja auf auf Geräusche reagieren wir ja auch enorm. also richtig. (.) sobald irgendwie was ist, dann okay, da könnte was sein, nach ner Zeit lernst du auch das Geräusch dann zuzuordnen, zu welchem Kunstwerk das passen könnte, oder ob es nur ne Bank ist, oder ein Hocker, der irgendwie auf den Boden gestellt wird oder so also es ist auch schon (.) entwickelt man halt so die die Sinne werden dann ausgeprägter" (Inga)

Die Mitarbeiterin des Besucherservice thematisiert die akustische Wahrnehmung im Museum. Dabei unterscheidet sie ausstellungsabhängige und ausstellungsunabhängige Geräusche. Mit jeder Ausstellung ändern sich zwar die Kunstwerke, an

24 Vgl. Otto Friedrich Bollnow: Mensch und Raum. Stuttgart 1963, hier S. 22, in Bezug auf seinen Begriff des gelebten Raums.

25 Ebd., S. 89.

die Besucher stoßen könnten, der Boden oder die Wände des Museums produzieren jedoch wiederkehrend (so ist zu vermuten) nahezu die gleichen Laute. Es wird deutlich, dass die Mitarbeitenden des Besucherservices einer akustischen Ordnung des zu beaufsichtigenden Museumsbereichs bedürfen, und dies umso mehr, je schlechter sich der Überblick visuell herstellen lässt. Letzteres kann mir zum Zeitpunkt meines Aufenthalts im Museum nur berichtet werden. Inga erwähnt im Gespräch, dass es mitunter „sehr unübersichtliche Ausstellungen" gäbe. Als ich nachfrage, was das genau heißen würde, antwortet sie:

„Hm also die letzte Ausstellung war so ne Architekturausstellung, da warn halt sehr viele Stellwände. in dem einen Ausstellungsraum aufgebaut. also das heißt wenn du (.) reinschaust, hast du keine Übersicht. Weil das auch alles zu- zugestellt wird du kannst halt nicht den Raum so überschauen. Also wir haben's dann auch immer so gemacht wir überlegen uns dann irgendwie so Techniken dann sind wir halt so in die Hocke gegangen, weil das ja auf so Stelzen war, und dann hast du geguckt, wo Menschen stehen, und dann bist du dann halt mal da hin gegangen und hast da geschaut." (Inga)

Sei es kuratorische Absicht oder nicht: Architektonische Erfahrungen werden mit dieser „Architekturausstellung" selbst zum Thema gemacht.[26] Unzählige Stellwände erschweren dem Aufsichtspersonal die „Übersicht" auf Besucher und Kunstwerke. Um dennoch die visuelle Ordnung des Aufsehens herzustellen, verständigen sich die Mitarbeiter über eine Änderung ihrer üblichen Aufsichtspraktik und erschließen sich die „Technik" des Bückens. Indem hier Sichtbeziehungen als verhindert beschrieben werden, wird einerseits auf eine innerhalb der Praktik gebrauchte visuelle Ordnung verwiesen, und andererseits darin die Ausstellungsarchitektur erfahren. Ebenso verhält es sich mit dem Akustischen. Die Aufsichtspraktik verlangt es, das Museum

26 In dem Fall handelt es sich um Stellwände als Architekturen in der Museums-Architektur.

(akustisch) zu differenzieren und es in einzelnen Bestandteilen – dem Boden, der Bank, an anderer Stelle auch den Wänden, dem Dach – zu erschließen.
Insgesamt stellt sich nicht der gewohnte körper-leibliche Entfaltungsspielraum der Aufsichtspraktik dar, sondern die Störung eben dieses Raums durch die akustische oder visuelle Widerständigkeitserfahrung bei der Arbeit. Als spezifisch architektonische Qualitäten des Aufsehens vergegenständlichen diese die Arbeitsumgebung in einzelnen baulichen Elementen und zeigen gleichsam deren Anteil an der Herstellung der Ordnung des Aufsehens auf. Das Erkennen und Zuordnen der Geräusche sowie die direkte Herstellung einer Sichtbeziehung sind wesentlich, um effektiv arbeiten zu können.[27] Die gebaute Umgebung lässt sich diesbezüglich als (mal mehr, mal weniger) kooperativ bezeichnen.

Diskurs: Kommunikation über ästhetische Erfahrungen des Museums

Die dritte Hinsicht alltagsweltlicher Architekturerfahrung wird im Sprechen über den Arbeitsplatz als gebaute Umgebung entdeckt. Die bisher erläuterten Hinsichten architektonischer Erfahrung bilden dafür gewissermaßen die Grundlage, denn es geht darum, die diskursive Struktur der Kommunikation über architektonische Erfahrungen herauszustellen.
Aus diskursanalytischer Sicht zeichnet sich Wirklichkeit durch eine wiederkehrende und über längere Zeit stabile und dadurch Wirkungsmacht erlangende Ordnung von (sprachlichen) Aussagen aus. Bezogen auf mein Thema handelt es sich um

27 Ausführlich habe ich das in meiner Dissertation entfaltet. Über die zwei bisher genannten architektonischen Erfahrungsqualitäten – Akustisches und Sichtbeziehungen – wurden außerdem das Luftmäßige und Lichtmäßige, Temperatur, Wege sowie physische Begrenzungen empirisch herausgestellt. Gleichwohl wird damit kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben.

sich wiederholende Aussagen in den Gesprächen an einem Arbeitsort, die die gebaute Umgebung „explizit repräsentieren“ und in ein bestimmtes „Bild“ setzen.[28] Solche explizit kommunizierten architektonischen Erfahrungen entsprechen eher gezielten Wahrnehmungsurteilen und werden daher als ästhetische Erfahrungen verstanden. Mit Martin Seel gesprochen „geht es der ästhetischen Erfahrung um ein Verweilen in einer Wahrnehmung und bei einem Objekt dieser Wahrnehmung“.[29] Sie sei zunächst einmal nichts anderes als sinnliche Wahrnehmung, die den Wahrnehmenden jedoch in besonderer Weise bewegt und das Wahrgenommene (in dem Fall die gebaute Umgebung) explizit zum Gegenstand seiner Aufmerksamkeit werden lässt. Wenn ihr auch im Vollzug ein Moment der Selbstbezüglichkeit und Selbstzweckmäßigkeit anhaftet, entspringt auch ästhetische Erfahrung einem pragmatischen Bedeutungszusammenhang und ist somit ebenso Folge einer Widerständigkeitserfahrung innerhalb dieses Zusammenhangs.[30]
Die Besonderheit bei dem von mir untersuchten Museum besteht darin, dass der (in allen Arbeitsfeldern identifizierte) Diskurs über architektonische Erfahrung allseits präsent ist. Sowohl von der Besucheröffentlichkeit als auch von den Mitarbeiterinnen wird das Gebaute explizit als ein ästhetisches Wahrnehmungserlebnis behandelt. Noch bevor man das Museum betritt, eilt diesem (inszeniert durch eine entsprechende Presse- und Öffentlichkeitsarbeit) der Ruf voraus, dass einem hier eindrückliche Erlebnisse bevorstehen und es zahlreiche Möglichkeiten gibt, in denen der Besucher sein „leibliches Sensorium ausdrücklich tätig sein lassen“[31] kann. Noch bevor mein eigentlicher Feldaufenthalt begann, sah ich mich daher

28 Andreas Reckwitz: Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation. In: Kalthoff, Herbert u.a. (Hg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt a. M. 2008, S. 188–209, hier S. 204.

29 Martin Seel: Ethisch-ästhetische Studien. Frankfurt a. M. 1996, S. 50–51.

30 Näheres dazu u.a. bei Christa Kamleithner: Atmosphäre und Gebrauch. Zu zwei Grundbegriffen der Architekturästhetik. In: Wolkenkuckucksheim: Das Konkrete und die Architektur 14 (2009). URL: http://www.cloud-cuckoo.net/journal1996-2013/inhalt/de/heft/ausgaben/109/Kamleithner/kamleithner.php (23. Januar 2017).

31 Seel 1996 (Anm. 29), S. 52.

mit Behauptungen über architektonische Erfahrungen in Gestalt ästhetischer Wahrnehmungserlebnisse konfrontiert, wie die folgende Notiz aus dem Feldtagebuch zeigt:

Als ich vor einem größeren Kunstwerk stehe, kommt ein Mitarbeiter der Museumsaufsicht auf mich zu und spricht mich an. Wir kommen ins Gespräch, er fragt mich sogleich, wie ich das Gebäude finde. Nachdem ich bemerke, dass es bis zu einer gewissen Höhe recht normal wirkt, sagt er, dass das manchmal so scheine, aber nicht so sei. Es sei immer wieder eine Herausforderung die Bilder zu hängen, Lampen zu montieren etc. Das mache die Arbeit hier aber auch so besonders und herausfordernd.

Explizit wird hier vom Gefallen des Gebäudes geredet. Weder wurde eine solche Frage an den anderen Arbeitsorten derartig unvermittelt und direkt in einem ersten Kontakt an mich als Fremde herangetragen noch stellte sie sich überhaupt. Der Fortgang des Gesprächs zeugt jedoch von keinerlei Irritation. Sofort scheine ich zu wissen, worauf sein Interesse abzielt und äußere mich selbstverständlich zur Wirkung des Gebäudes auf mich. Anscheinend beziehe ich mich dabei auf die gewölbten Wände, die mir in einem Museum zumindest bemerkenswert scheinen, schließlich müssen Bilder daran hängen. Aus Sicht des Mitarbeiters trifft diese Bemerkung wiederum den Kern der Arbeit beim Ausstellungsumbau: Selbst während der stressigen und anstrengenden Umbauphase würde sich die Widerständigkeitserfahrung im Umgang mit dem Gebäude und seinen schrägen Wänden als „besonderes“ Erlebnis äußern, das als „herausfordernd“ gewertet wird.
Obwohl dies nachvollziehbar ist, verweist die sprachliche Einbettung dieser Erfahrung im Erstkontakt mit der Forscherin auf sich aufdrängende Erfahrungen im Museum. Diese diskursive Vorverankerung architektonischer Erfahrungen im Sinne (dominanter) ästhetischer Wahrnehmungen führt dazu, dass die gesamte Tätigkeit, die berufliche Stellung und Einstellung aufgewertet wird. Die Symbolizität des Museums als „außergewöhnliches Bauwerk“ strahlt auf ihn als Angestellten

ab. So entgegnet er im Interview auf meine Nachfrage, ob nicht ein Prozess der Identifikation mit der Arbeit und dem Arbeitsplatz auch „in jedem anderen Haus“ einsetzen würde:

„dadurch dass es eben eine außergewöhnliche Architektur ist hat man auch automatisch dieses Gefühl dass (.) man selber Teil von etwas Außergewöhnlichem ist, etwas was nicht alltäglich ist.“ (Heiko)

Heiko zufolge gibt die (ästhetische Erfahrung der) Architektur den Anstoß dazu, sich über das gewöhnliche und „alltägliche“ Maß hinaus zu seiner Tätigkeit in Beziehung zu setzen und dies auch entsprechend zu reflektieren. Obwohl er an anderer Stelle schildert, dass dieser Vorgang der Identifikation für ihn schwer sprachlich auszudrücken ist, entspricht die Art, wie er über die wechselseitige Verschränkung von architektonischer Erfahrung und Selbstwirksamkeitserfahrung bei der Arbeit spricht, nicht einer spontanen Bewusstwerdung dieses Zusammenhangs. Ebenso wenig entspricht es der architektonischen Erfahrung, wie sie in den anderen beiden Hinsichten (Areal und Kooperation) dargestellt wurde. Vielmehr scheint sich diese Haltung zur Dominanz ästhetischer Wahrnehmungen im Museum unter den Mitarbeiterinnen des Besucherservice durchgesetzt zu haben. Sie gipfelt in der gemeinsamen Erzählung „Wir sind speziell“:

„warum wir auch immer sagen die Leute die hier arbeiten, wir sind, wir sind speziell. (.) ja? //ja// oder auch ähm dass es uns relativ einfach fällt uns mit dem Haus an sich zu identifizieren.“ (Heiko)

Im Zuge der praktischen Ordnung des Aufsehens wurde nicht das gesamte Haus als widerständig erfahren, sondern spezifische Qualitäten wie etwa das Akustische. Die hier geäußerte Identifikation „mit dem Haus an sich“ bezieht sich hingegen auf die Erfahrung der gebauten Umgebung als ästhetische Form und Gestalt, die diskursiv strukturiert ist. Dass die Arbeitenden schon „immer sagen“, sie seien „speziell“ oder ihr Alltag sei außergewöhnlich, weil die Architektur außergewöhnlich sei, entspricht

einem dominanten Muster beim Sprechen über die Arbeit in diesem Museum. Jeder zukünftige Mitarbeiter wird das durch den Austausch mit den Kolleginnen bald selbst reproduzieren und damit zum Akteur des Diskurses über die gebaute Umgebung als ästhetisches Objekt.

Zusammenfassung

Am Beispiel der Arbeit in einem Kunstmuseum wurde der Vorschlag zur Systematisierung alltagsweltlicher Architekturerfahrung (in aller Kürze) veranschaulicht. Es wurde ein spezifisches Kontinuum alltäglicher Architekturerfahrung skizziert. Die Relevanz und Aktivität des Architektonischen im Arbeitsalltag der Museumsaufsichten stellt sich im Wechsel zwischen der Herstellung gewohnter Bewegungen und Stimmungen (Areal), der Herstellung akustischer und visueller Ordnungen des Aufsehens (Kooperation) sowie der Herstellung geteilter Redeweisen über das Museum als Arbeitsort (Diskurs) dar.
Es muss kaum erwähnt werden, dass sich die Erfahrungen, die hier analytisch aufgefächert werden, im Alltag überlagern, nebeneinander und gleichzeitig bestehen. Das Museum ist dem Besucherservice Alltagsort: der Ort routinierter Bewegungen und Stimmungen, in dessen Modus beispielsweise die Verhandlung der ästhetischen Erfahrung seiner Gestalt kaum Gewicht hat. Ebenso ist es Arbeitsort: der Ort, an dem die praktische Ordnung des Aufsehens auf akustische und visuelle Widerständigkeiten des Gebauten verweist, die in den gewohnten Bewegungen und Stimmungen bereits bearbeitet sind. Im diskursanalytischen Zugriff auf architektonische Erfahrung interessieren schließlich nicht die pragmatischen Orientierungen, sondern es wird eine neue, diskursive Ordnung intersubjektiv geteilter, ästhetischer Erfahrung hergestellt.
In allen drei Hinsichten wird der spezifische Anteil der gebauten Umgebung an der Herstellung und Störung von Alltag und seinen Praktiken aufgezeigt. Die in der Soziologie vielbesprochene Aktivität der Architektur wird hier über Erfahrungen in Praktiken erklärt und empirisch fundiert entwickelt. Allein darüber, so wird

argumentiert, kann auf die ordnende und nicht-ordnende, auf die stabilisierende und destabilisierende Wirkung des Gebauten geschlossen werden. Anschließend an diese Aufschichtung alltagsweltlicher Erfahrung mit Architektur lässt sich der alltägliche Gebrauch von Architektur in seiner phänomenologischen Breite neu denken.

KARSTEN BERR

Zur architektonischen Differenz von Herstellung und Gebrauch

Der Beitrag erarbeitet eine handlungstheoretische Grundlage für die Differenz von Herstellung und Gebrauch und spezifiziert diese Differenz für die Architektur und Landschaftsarchitektur als architektonische Disziplinen im weiten Sinne. Es wird gezeigt, dass und wie Bauen und Wohnen, Herstellung und Gebrauch, herstellungs- und gemeinschaftsbezogenes Handeln unterschieden und zugleich wechselseitig aufeinander verwiesen sind. Am Beispiel der Landschaftsarchitektur wird demonstriert, welche Folgen einseitige Übergewichtungen des Herstellungs- oder Gebrauchs-Aspektes für Praxis und Theorie der Landschaftsarchitektur haben können.

Es ist die These der folgenden Ausführungen, dass die Unterscheidung von Herstellung und Gebrauch auch als architektonische Differenz beschrieben werden kann, die sowohl einen Unterschied markiert als auch auf ein aufeinander verwiesenes Zusammengehören des Unterschiedenen verweist. Diese These bedarf einer kurzen Erläuterung. „Differenz“ wird gegen ein landläufiges Verständnis nicht nur zur Benennung einer Unterschiedenheit zweier Bestimmungen verwendet, sondern auch zur Betonung des Umstandes, dass diese beiden Bestimmungen in ihrer Differenz zugleich wechselseitig aufeinander bezogen und voneinander abhängig sind. Wir sprechen zudem von einer *architektonischen* Differenz, insofern „architektonisch“ im Sinne eines differenzierenden Inbegriffs zu verstehen ist, der die unspezifische Differenz von Herstellung und Gebrauch für die Disziplinen Architektur und

Landschaftsarchitektur spezifiziert. Stützen ließe sich diese These mit dem sachverwandten Vorschlag von Martin Heidegger, Bauen und Wohnen – also analog die Herstellung und den Gebrauch von Bauten – als zusammengehörig zu bestimmen. Bauen und Wohnen sind für Heidegger nicht „zwei getrennte Tätigkeiten“, die bloß instrumentell verknüpft werden können,[1] sondern sie gehören als zwei Aspekte eines Baugeschehens wie zwei Seiten einer Medaille zusammen. Im Rahmen etymologischer Wortgebrauchsrekonstruktionen gewinnt Heidegger den Worten „Bauen“ und „Wohnen“ allerdings Bedeutungen ab, die vom üblichen Sprachgebrauch abweichen. Kern dieser Neubestimmung ist die Behauptung, dass die beiden Wörter letztlich wortgeschichtlich dasselbe bedeuten, nämlich einen bleibenden Aufenthalt in der Welt zu finden. Dem hat jedes Bauen wie Wohnen Rechnung zu tragen. Diesem durchaus anschlussfähigen Vorschlag steht allerdings ein gravierendes Problem gegenüber: die sogenannte „Kehre“ von einer existenzialen Vollzugs- beziehungsweise Daseinsanalyse in *Sein und Zeit* zu einer etymologisch hergeleiteten und sich in einer „eigentümlichen Begriffsmythologie“[2] einrichtenden Seinsphilosophie in seinen späteren Texten, zu denen auch *Bauen Wohnen Denken* gehört. Bekanntlich marginalisiert Heidegger in dieser Seinsphilosophie handlungstheoretische Bestimmungen zugunsten eines seinsgeschichtlichen Geschehens, das die Differenz von Bauen und Wohnen gar nicht mehr als die Differenz von autonomen „Tätigkeiten“[3] zu fassen vermag. Autonome Tätigkeiten verlangen einen Handlungsbegriff, der das Handeln des Menschen in dessen Verfügungsmacht belässt, nicht aber einem unverfügbaren Seins-Geschick überantwortet. Der Verweis auf ein jeweils

1 Martin Heidegger: Bauen Wohnen Denken. In: Ders.: Vorträge und Aufsätze. Stuttgart 1994, S. 139–156, hier S. 140.

2 Wilhelm Kamlah: Ein offener Brief [an Martin Heidegger] (1954). In: Ders.: Von der Sprache zur Vernunft. Philosophie und Wissenschaft in der neuzeitlichen Profanität. Mannheim, Wien, Zürich 1975, S. 113–122, hier S. 119.

3 Ebd.

schicksalhaftes „*Ge-stell*“[4] und „*Geviert*“[5] einer Wirklichkeit, in die man sich nur noch „hörig“ fügen können soll, um auf den „Anspruch“ oder die „Stimme des Seins“ zu „hören“,[6] auf diese zu achten“ und sich einem „besinnlichen Denken“ als Bereich des die „Subjektivität verlassenden Denkens“[7] gelassen zuzuwenden,[8] ist keine problemlösende Antwort.[9] Ohne eine handlungstheoretische Grundlage, die dem Menschen die Verfügungsmacht über seine Tätigkeiten und Handlungsorientierungen belässt, hängt die Diskussion um Bauen und Wohnen oder die um Herstellung und Gebrauch gleichsam freischwebend in der Luft.

Im Folgenden wird daher im Gang durch das Dickicht vielfältiger Beziehungen und gegenseitiger Abhängigkeiten von Architektinnen und Architekten (insbesondere der Landschaftsarchitektur) sowie Nutzerinnen und Bewohnern ein differenziertes Bild der Komplexität, Verantwortung und erforderlichen Könnerschaft aus dem Bereich der (Landschafts-)Architektur gegeben. Dieser Durchgang ist als „praxisstabilisierende“ Reflexion zu verstehen.[10] Architektinnen und Landschaftsarchitekten stehen im Spannungsfeld von Herstellung und Gebrauch unter großem Erwartungs- und Verantwortungsdruck. Die hierfür nötige Könnerschaft kann daher nicht genug gewürdigt und unterstützt werden. Im Rahmen dieser praxisstabilisierenden Reflexion werden zuerst die handlungstheoretischen Grundlagen der Differenz von Herstellung und Gebrauch im Anschluss an die philosophischen Positionen Aristoteles‘ und Wilhelm Kamlahs

4 Martin Heidegger: Die Frage nach der Technik. In: Ders.: Vorträge und Aufsätze. Stuttgart 1994, S. 9–40, hier S. 23.

5 Heidegger 1994 (Anm. 1), S. 144.

6 Martin Heidegger: Identität und Differenz. Pfullingen 1990, S. 21.

7 Martin Heidegger: Platons Lehre von der Wahrheit. Mit einem Brief über den „Humanismus“. Bern 1975, S. 72.

8 Martin Heidegger: Gelassenheit. Pfullingen 1959.

9 Vgl. Christoph Hubig: Die Kunst des Möglichen I. Technikphilosophie als Reflexion der Medialität. Bielefeld 2006, S. 99–106.

10 Jürgen Mittelstraß zufolge besteht die Aufgabe der Theorie seit ihren Anfängen in der griechischen Antike darin, aus der und für die Praxis „praxisstabilisierendes Wissen“ bereitzustellen. Vgl. Jürgen Mittelstraß: [Artikel] Theoria. In: Ders. (Hg.): Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie. Bd. 4. Darmstadt 2004, S. 259 f., hier S. 259.

rekonstruiert, um daran anschließend die architektonische Differenz von Herstellung und Gebrauch sowie – am Leitfaden der Unterscheidung der beiden Handlungsaspekte „prâxis“ und „poíêsis“ – die Binnendifferenzierung dieser Differenz zu entfalten. Welche Folgen es für Theorie wie Praxis haben kann, wenn diese Handlungsaspekte in Herstellung oder Gebrauch vereinseitigt oder übergewichtet werden, zeigen die Beispiele in den anschließenden Abschnitten.

Handlungstheoretische Grundlagen im Anschluss an Aristoteles

Für eine differenzierte handlungstheoretische Grundlage, die mit der Differenz von Herstellung und Gebrauch in einen Zusammenhang gebracht werden kann, bietet sich die Handlungstheorie von Aristoteles an. Aristoteles hat den Handlungsbegriff in bis heute Maßstäbe setzender Weise bestimmt und differenziert.[11] Menschliche Handlungen, so Aristoteles, können grundsätzlich durch zwei unterschiedliche Aspekte gekennzeichnet werden, und zwar durch die von ‚poíêsis‘ (Herstellen, Hervorbringen, gr. ‚poieîn‘, lat. ‚facere‘) und ‚prâxis‘ (Handeln, Vollziehen, gr. ‚prâttein‘, lat. ‚agere‘). Aristoteles differenziert demnach Handlungen nach zwei verschiedenen Beschreibungsweisen: Handlungen als Herstellen (poíêsis) und Handlungen als Handeln (prâxis): „Denn weder ist Handeln Hervorbringen, noch ein Hervorbringen Handeln“.[12] Der Inhalt und die Form dieser Unterscheidung sind im Folgenden näher zu betrachten.

Die poíêsis (Herstellen, Hervorbringen) wird dadurch gekennzeichnet, dass der Zweck der Handlung dieser Handlung äußerlich ist, da deren Ziel herstellbare und dieser herstellenden Tätigkeit

11 Vgl. im Überblick: Armin Wildfeuer: [Art.] Praxis. In: Neues Handbuch philosophischer Grundbegriffe, Bd. 2 (Gerechtigkeit-Praxis). Hg. von Hermann Krings, Petra Kolmer, Armin Wildfeuer u.a. Freiburg im Breisgau 2011, S. 1774–1804.

12 Aristoteles: Die Nikomachische Ethik. Griechisch-deutsch. Übersetzt von Olaf Gigon, neu hg. von Rainer Nickel. Düsseldorf, Zürich 2001, VI, 4.

externe Werke sind, die vom Menschen geplant (zum Beispiel durch eine Architektin oder einen Architekten) oder modelliert, gebaut, gestaltet (zum Beispiel durch eine Handwerkerin oder einen Handwerker) werden müssen (zum Beispiel: Häuser). Das Herstellen bedarf, sofern das Produkt kunst- oder fachgerecht hergestellt werden soll, einer angemessenen Tüchtigkeit (Trefflichkeit, gr. ‚áretê'), nämlich eines ‚praktischen Könnens' (‚téchnê'),[13] das heißt eines in der Herstellungspraxis bewährten regelgeleiteten Fachwissens und -könnens. Das praktische Können kann zwar nicht vollständig, aber immerhin überhaupt auf situationsüberschreitende Regeln gebracht werden, die sich für einen aktualisierenden Nachvollzug explizieren lassen. Die hergestellten Produkte der poíêsis müssen freilich nicht gegenständlich-materieller Natur sein (Bauwerke, Möbel, Bücher), sie können auch immaterieller Art sein (etwa ein Theater- oder Musikstück, ein wissenschaftlicher Vortrag auf dem „Forum Architekturwissenschaft").

Von der poíêsis wird die prâxis unterschieden. Eine Handlung als prâxis lässt sich so bestimmen, dass diese ihren Zweck in sich selbst enthält. Eine solche Handlung, die um ihrer selbst willen vollzogen wird, ist gleichsam selbst das Werk dieser Handlung. Da es hier demnach um den Vollzugsaspekt und nicht um den Herstellungsaspekt einer Handlung geht, ist nicht technischer Sach-Verstand gefragt, sondern erforderlich sind ‚Klugheit' beziehungsweise ‚sittliche Einsicht' (phrónêsis) als angemessene Tüchtigkeit für den Bereich zwischenmenschlichen Handelns (prâxis).[14] Diese phrónêsis kann nicht téchnê sein und darf mit dieser auch nicht verwechselt werden, weil „Handeln und Hervorbringen verschiedene Gattungen sind".[15] Handeln (prâxis) und phrónêsis zielen nach Aristoteles stets auf die individuelle ‚eudaimonía', das heißt auf ein gelingendes gutes Leben, das zudem immer in den Kontext einer an Werten und Gütern orientierten Handlungsgemeinschaft eingebettet ist.[16] Mit der

13 Ebd.

14 Ebd., VI, 5.

15 Ebd.

16 Ebd. Vgl. Andreas Luckner: Klugheit. Berlin, New York 2005, S. 85–89; Hellmut Flashar: Aristoteles. Lehrer des Abendlandes. München 2013, S. 90.

Philosophin Hannah Arendt, die sich ausdrücklich auf Aristoteles beruft, steht das individuelle Handeln als prâxis gleichsam in einem „Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten".[17] Im Gegensatz zur téchnê lässt sich die phrónêsis überhaupt nicht auf Regeln bringen, da sie sich auf Situationen in Kontexten bezieht, in denen es um die Angemessenheit eines Handeln in genau dieser einmaligen, durch vorab bekannte Regeln nicht eindeutig fassbaren Situation geht. „Für Angemessenheit aber gibt es keine Regel. […] Alle Praxis gehört zu diesem nicht verallgemeinerbaren Einzelnen […]".[18] Wird dieser Unterschied zwischen der partiellen Regelhaftigkeit der poíêsis und dem Fehlen einer solchen bei der prâxis nicht beachtet, kann es im Übrigen zu Versuchen kommen, der Regelhaftigkeit der poíêsis durch subjektive Setzungen sowie der fehlenden Regelmäßigkeit der prâxis durch die Suche nach vermeintlich objektiven Regel- oder Gesetzmäßigkeiten zu entkommen. Das wird sich bei der Darstellung der Aspekt-Übergewichtungen am Ende unserer Überlegungen zeigen.

Entscheidend ist nun, dass die Unterscheidung von poíêsis und prâxis nicht als extensionale Unterscheidung, sondern – das hat Theodor Ebert nachweisen können – als „intensionale[-] Unterschiedenheit […] der keine extensionale Disjunktheit entspricht" zu verstehen ist.[19] Prâxis und poíêsis beziehen sich also nicht auf „disjunkte Tätigkeitsklassen", sondern sie zeichnen „unterschiedliche Aspekte an Tätigkeiten" aus.[20] Es handelt sich also um „unterschiedliche Kriterien, die wir bei der Klassifizierung eines Tuns als ‚Poiesis' respektive ‚Praxis' heranziehen".[21] Mit Andreas Luckner lassen sich in diesem Sinne prâxis und poíêsis beziehungsweise ‚praktisch' und ‚poietisch' als intensionale Bestimmungen verstehen, die dann aber „extensional auf dieselbe Handlung (als act-token) bezogen werden" können.[22] Das heißt:

17 Hannah Arendt: Vita activa oder Vom tätigen Leben. München 1981, S. 173.

18 Luckner 2005 (Anm. 16), S. 81.

19 Theodor Ebert: Praxis und Poiesis. Zu einer handlungstheoretischen Unterscheidung des Aristoteles. In: Zeitschrift für philosophische Forschung (1976), H. 30, S. 12–30, hier S. 21.

20 Ebd., S. 29.

21 Ebd., S. 20.

22 Luckner 2005 (Anm. 16), S. 82.

„Man versteht eine Handlung im Sinne der poiesis, wenn man weiß, für welchen Zweck sie ein Mittel darstellt; man versteht eine Handlung im Sinne der prâxis, wenn man weiß, inwiefern sie einen Teil des Lebensvollzuges darstellt“.[23] Die der poíêsis zugeordnete téchne betrifft somit gleichsam ihren technischen Mittel-Zweck-Zusammenhang und die der prâxis zugeordnete phrónêsis ihren sittlich-politischen (Aus-)Handlungsaspekt in einer Handlungsgemeinschaft. Das heißt, eine Handlung oder Tätigkeit – etwa das Herstellen von Gebäuden oder deren Gebrauch – kann jeweils sowohl als poíêsis wie auch als prâxis verstanden und beschrieben werden. Was die Art des Wissens anbelangt, das mit poíêsis und prâxis verbunden ist, lässt sich mit Dirk Hartmann und Peter Janich ein technisches Herstellungs- beziehungsweise „verlaufsgesetzmäßiges Erklärungswissen“ von einem „hermeneutischen Verständniswissen“ unterscheiden.[24]

Handlungen und Widerfahrnisse bei Wilhelm Kamlah

Nun könnte man vielleicht den Eindruck gewinnen, als ob das Handeln als poíêsis oder prâxis einen Akteur unterstellt, dessen Zwecksetzungen lediglich die Angemessenheit der Mittel und die Legitimität der Zwecke zu berücksichtigen hätte. Handlungsfreiheit wäre somit die Freiheit einer Handlungsspontaneität, unbelastet und ungestört von vorhergehenden Bedingungen und der Möglichkeit nachfolgender Misserfolge, die diese Handlungsfreiheit jeweils beschränken können. Der Philosoph Wilhelm Kamlah hat daher innerhalb des Handlungsbegriffs Handlungsspontaneität und den „Widerfahrnischarakter menschlichen Lebens“ als diese beiden Momente integriert.[25] Widerfahrnisse sind einmal das, was einem,

23 Ebd.

24 Dirk Hartmann, Peter Janich: Methodischer Kulturalismus. In: Dies. (Hg.): Methodischer Kulturalismus. Zwischen Naturalismus und Postmoderne. Frankfurt a. M. 1996, S. 9–69, hier S. 42 f.

25 Wilhelm Kamlah: Philosophische Anthropologie. Sprachkritische Grundlegung und Ethik. Mannheim 1973, S. 34–40, hier S. 39.

ohne selbst zu handeln, zustoßen kann: „Krankheit, strahlendes Wetter, Zahnschmerz, der Tod eines geliebten Menschen“.[26] Dies sind gleichsam „Widerfahrnisse ohne Handeln“.[27] Wichtiger ist aber, dass es „kein pures Handeln [gibt]. Auch ein so mächtiges Handeln wie das so genannte ‚schöpferische‘ ist doch stets auf vorgegebene Bedingungen angewiesen und Störungen ausgesetzt, so daß es mehr oder weniger oder gar nicht ‚gelingt‘. Handlungen führen zum Erfolg oder zum Mißerfolg oder auch zu unerwarteten Nebenfolgen“.[28] Handlungen sind daher stets an den Widerfahrnischarakter des Lebens geknüpft, insofern „Widerfahrnis und Handlung gleichsam ineinandergreifen“.[29] Ob eine Handlung gelingt (ein gepflanzter Baum wächst an) oder misslingt (der Baum geht ein) ist jeweils ein Widerfahrnis. Der Freiheitsaspekt menschlicher Handlungen (autonome Zwecksetzung) wird also in jeder Handlung immer schon durch den Widerfahrnischarakter jedweder Handlungen überhaupt eingeschränkt. Dieser Widerfahrnischarakter ist letztlich immer „bezogen auf unsere Bedürftigkeit“ und damit Endlichkeit. Ein gesetzter Zweck wird erfüllt oder verfehlt bezogen auf Bedürfnisse (etwa einen schönen Garten anzulegen). Das bedeutet, dass Menschen, die durch zweckgerichtetes Handeln die vorgegebene Umwelt zu einer Kulturwelt, das heißt zu einem bewohnbar gemachten Lebensraum gestalten und einrichten müssen, zum einen stets auch die Störanfälligkeit ihrer Handlungen erfahren. Zum anderen ist jede Handlung stets auch eine Reaktion auf Vorgegebenheiten natürlicher (Geburt, Sterblichkeit, Schutzbedürftigkeit), kultureller (Institutionen menschlichen Zusammenlebens, Konventionen, Üblichkeiten, Moral) wie sozialer (Kommunikation und Interaktion) Art. Der Freiheits- als Zwecksetzungsaspekt ist stets geknüpft an den Widerfahrnisaspekt in Form des Gelingens/Misslingens und in Gestalt der Vorgegebenheiten, auf die der Handelnde reagieren muss. Handlungsspontaneität und Handlungsbegrenzung gehen also gleichsam Hand in Hand.

26 Ebd., S. 34 f.

27 Ebd., S. 35.

28 Ebd.

29 Ebd., S. 37.

Noch etwas Anderes kommt hinzu: Nicht nur „verwandeln“ sich eigene Handlungen durch ihr Gelingen oder Misslingen in Widerfahrnisse für den Handelnden selbst, sondern die eigene Handlung ist Widerfahrnis für andere, wie die Handlungen des anderen Widerfahrnis für einen selbst sind.[30] Das heißt dann aber auch, dass Handlungen dann, wenn sie im „*Zusammenspiel* von Partnern“ – für unser Thema: bei der Zusammenarbeit von Herstellenden und Nutzenden eines architektonischen oder landschaftsarchitektonischen Werks – als jeweilige „Antwort des anderen […] im Wechsel ‚aktiv‘ und ‚passiv‘“ sind, so dass „Handlungen und Rückhandlungen […] in allem menschlichen Miteinanderleben ab[wechseln], woraufhin das ursprünglich gelehrte Wort ‚Reaktion‘ als Gebrauchsprädikator in die Umgangssprache eingegangen ist“.[31] Eine herstellende Handlung kann demnach als aktives Tun für darauf reagierende Nutzerinnen und Nutzer und umgekehrt der Gebrauch als aktives Tun für darauf reagierende Hersteller verstanden werden. Dies lässt sich auch mit Begriffen aus der philosophischen Ästhetik und dem Streit zwischen Produktions- und Rezeptionsästhetik erläutern. Das Herstellen kann als Produktion von Werken für einen Gebrauch als Rezeption und umgekehrt der Gebrauch als Produktion von Nutzungsbedeutungen für einen diese Bedeutungen rezipierenden Produzenten verstanden werden.[32]
Wie schon die Unterscheidung von poíêsis und prâxis bei Aristoteles, sollten daher auch die Unterscheidungen von Handlung und Widerfahrnis sowie von Produktion und Rezeption als intensionale Aspekte-Unterscheidungen verstanden werden. Handlungen als Herstellung und Gebrauch können und müssen stets in der Handlungsdifferenz von Handlungsspontaneität und Handlungsbegrenzung sowie von Produktion und Rezeption berücksichtigt werden. Es gilt also, ein resignatives Unfreiheitsverständnis und ein überschwängliches Freiheitsverständnis zu vermeiden.

30 Ebd.

31 Ebd.

32 Auf diese Analogie zur Produktions- und Rezeptionsästhetik kann hier aus Platzgründen leider nicht näher eingegangen werden, obwohl diese Analogie im Vortrag behandelt wurde.

Mit dem Philosophen Peter Janich ist zudem im Anschluss an Kamlah eine weitere Differenzierung zu berücksichtigen.[33] Selbst dann, wenn eine Handlung gelingt (der gepflanzte Baum wächst an), ist damit noch lange nicht ein Handlungserfolg garantiert. Der Baum kann durch widrige Umstände doch noch eingehen, die Handlung erweist sich in ihren Folgen letztlich als Misserfolg. Handlungsergebnis und Handlungsfolgen (nach Kamlah „unerwartete Nebenfolgen“[34]) sind demnach ebenfalls zu unterscheiden.[35]

Die architektonische Differenz von Herstellung und Gebrauch

Diese Differenzierungen des Handlungsbegriffs als Aspekte-Unterscheidungen sind für die folgenden Ausführungen deshalb von großer Bedeutung, weil damit sowohl in der Tätigkeit des Bauens und Gestaltens (Herstellung oder Produktion) als auch in der Tätigkeit der Nutzung (Gebrauch oder Rezeption) beide Aspekte gleichberechtigt berücksichtigt werden können und zur Binnendifferenzierung der architektonischen Differenz führen. Wie ist das zu verstehen?
Menschen sind immer schon in eine sozial und kulturell geprägte Gemeinschaft hineingestellt, in der sie sich handelnd orientieren müssen, um gut leben zu können. Zu diesem guten Leben gehören Behausungen in Gestalt von Häusern und Wohnungen, aber auch Gärten und öffentliche Grünanlagen. Diese Artefakte braucht der Mensch, und er nimmt sie entsprechend wohnend und nutzend in Gebrauch. Obwohl das Herstellen (poíêsis) von Behausungen und Gärten in eine technische Mittel-Zweck-Beziehung eingespannt ist, ist es doch nicht außerhalb der Üblichkeiten einer Handlungsgemeinschaft angesiedelt, sondern auf einen wie auch immer bestimmten Gebrauch innerhalb dieser Gemeinschaft abgezweckt: „Wer etwas herstellt, ist in

33 Peter Janich: Handwerk und Mundwerk. Über das Herstellen von Wissen. München 2015, S. 62–66.

34 Kamlah 1973 (Anm. 25), S. 35.

35 Janich 2015 (Anm. 33), S. 64.

seinem Produzieren durch etwas anderes motiviert als durch den Wunsch, sein Produkt fertigzustellen; er will es gebrauchen, auf Grund seiner Herstellung Anerkennung finden oder auch seinen Lohn dafür bekommen. Sein Machen ist also unter diesem Aspekt (der letztlichen Motiviertheit durch den Wunsch nach Gebrauch etc.) immer auch eine Praxis“.[36] Insbesondere antwortet die Herstellung ja auf einen Bedarf nach Artefakten, die, da sie nicht von selbst entstehen, eigens für einen Gebrauch hergestellt werden müssen. Das gilt selbst noch für den extremen Beispielfall von Spontanvegetationen, deren mögliche Nutzung ja von einem Gewährenlassen des Gewachsenen für einen Gebrauch abhängt. Obwohl die Herstellung eines Artefaktes von dessen Gebrauch klar zu unterscheiden ist, sind beide Handlungsformen also auch aufeinander verwiesen, insofern die Herstellung auch in einem Gebrauchs- und damit Praxiszusammenhang („Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten“[37]) steht, der diese Herstellung mitbestimmt, so wie der Gebrauch auf die vorherige Herstellung der Gebrauchsgüter nach technischen Regeln oder ein Gewährenlassen (das auch geregelt werden muss) angewiesen ist. Nimmt man hinzu, dass der Gebrauch nicht nur auf die vorhergehende Produktion oder das Gewährenlassen des in Gebrauch Genommenen, sondern zudem auf hinnehmende Annahme (Akzeptanz, Eingewöhnen) wie auch aktive Aneignung (Sich-Einrichten, kreative Nutzung) des Hergestellten angewiesen ist, zeigt sich der Gebrauch als sowohl rezeptiv wie auch produktiv. Das gleiche gilt für die Herstellung. Sie ist nicht nur Produktion für einen nachgelagerten Gebrauch, sondern verweist dadurch, dass sie in einem Gebrauchs- und damit Praxiszusammenhang steht und auf einen antizipierbaren Gebrauch abgezweckt ist, ebenfalls auf eine gleichberechtigte Rezeption. Architektinnen und Architekten sowie Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten sowie die Nutzenden der architektonischen Werke sind demzufolge nicht nur als herstellende oder produzierende Wesen (‚homo faber‘), sondern auch als von anderen Mitmenschen abhängige und kooperations- und

36 Ebert 1976 (Anm. 19), S. 21.

37 Arendt 1981 (Anm. 17), S. 173.

kommunikationsbedürftige Wesen (‚zoon politikon‘) zu verstehen. Im weiteren Gang durch das Geflecht der architektonischen Differenz werde ich mich auf Beispiele aus der Praxis und Theorie der Landschaftsarchitektur beschränken.

Nähere Betrachtung der Binnendifferenzierung der architektonischen Differenz

Die architektonische Differenz von Herstellung und Gebrauch weist also Binnendifferenzierungen auf, die nochmals genauer betrachtet werden sollten. Was die Herstellung betrifft, ist diese Herstellung Produktion als Setzung, Bauen und Gestaltung (poíêsis). Mit der Produktion ist eine Gestaltungsaufgabe verbunden, deren Lösung sich im Werk als deren Gehalt verdinglichen beziehungsweise ausformen können muss. Der Entwurf stellt die gestalterische Lösung dieser Aufgabe dar. Landschaftsarchitektinnen und -architekten sind insofern „Experten für Lösungen“[38] beziehungsweise „Experten in der Gestaltung“.[39] Die Herstellung ist aber auch Rezeption, insofern sie in das Bezugsgewebe menschlicher und damit auch baulicher oder gestalterischer Angelegenheiten seitens der Herstellung wie auch des antizipierten Gebrauchs hineingestellt ist (prâxis) und ihre Gestaltungsaufgabe nur in diesem Kontext verstehen und lösen kann. Keineswegs also ist Herstellung eine ‚creatio ex nihilo‘. Vielmehr bedarf es einer „Antizipation des Gebrauchs“ und einer „Repräsentation des Benutzers“.[40] Die Landschaftsarchitektin ist dadurch auch gleichsam eine Expertin in der Beratung der Nutzer und Gebrauchenden.
Der Gebrauch ist Produktion, insofern er als „tätiges Gebrauchen“[41] eine produktive und kreative Aneignung im Gebrauch darstellt

38 Almut Jirku: Renaissance der Bürgerbeteiligung. In: Landschaftsarchitekten 4 (2005), S. 12.

39 Katharina Bredies: Gebrauch als Design. Über eine unterschätzte Form der Gestaltung. Bielefeld 2014, S. 3.

40 Ebd.

41 Wilhelm Kamlah: Probleme der Anthropologie – eine Auseinandersetzung mit Arnold Gehlen. In: Ders.: Von der Sprache zur Vernunft. Philosophie und Wissenschaft in der neuzeitlichen Profanität. Mannheim, Wien, Zürich 1975, S. 123–151, hier S. 129.

(poíêsis). In und durch aktiven oder kreativen Gebrauch oder Benutzung von landschaftsarchitektonischen Werken ergeben sich neue Bedeutungskonstruktionen des in Gebrauch- und Nutzung-Genommenen innerhalb des Deutungssystems der Nutzenden und Gebrauchenden. Hier haben wir es mit den „Experten des Alltags“[42] beziehungsweise mit den „Experten in der Anwendung“[43] oder Nutzung zu tun. Der Gebrauch ist selbstverständlich Rezeption, insofern er wie die Herstellung in das „Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten“, und zwar hier seitens des tatsächlich realisierbaren und realisierten Gebrauchs innerhalb eines üblichen Nutzungs- und Gebrauchskontextes hineingestellt ist (prâxis) und dieser Gebrauch auch nur in diesem Kontext möglich ist. Hier geht es um das „bedürftige Brauchen“,[44] insofern der Mensch als endliches Wesen wohn- und gebrauchsbedürftig ist. Hier trifft man gleichsam auf Expertinnen und Experten des Brauchens im Sinne der Kenntnis eigener Bedürfnisse und Wünsche, deren Erfahrungen sich im Brauch und in Üblichkeiten des Gebrauchs niederschlagen. Das „bedürftige Brauchen“ institutionalisiert sich insofern vortheoretisch im Brauch.

Das Vergessen der architektonischen Differenz in Gewohnheiten

Warum aber werden der Setzungscharakter wie die Rezeptionsverwiesenheit der Herstellung des Gestalteten und Gebauten sowie die Aneignungsbedürftigkeit und Rezeptionsverwiesenheit des Gebrauchs in ihrer Differenz, ihrem Aufeinanderverwiesensein und in ihrer Binnendifferenzierung kaum erkannt, anerkannt und praktisch umgesetzt? Ein als Frage formuliertes grundlegendes Problem aus der Praxis der Landschaftsarchitektur mag diese

42 Jürgen Habermas: Die Moderne – ein unvollendetes Projekt. In: Ders.: Kleine politische Schriften (I-IV). Frankfurt am Main 1981, S. 444–465, hier S. 461.

43 Bredies 2014 (Anm. 39), S. 3.

44 Kamlah 1975 (Anm. 41), S. 129.

abstrakte handlungstheoretische Gemengelage exemplarisch konkretisieren: Warum bleibt uns oftmals der „Doppelcharakter städtischer Freiräume, welche zugleich Alltagsort und landschaftsarchitektonisches Werk“[45] sind, verborgen?
Hier ist ein Hinweis Heideggers aus *Bauen Wohnen Denken* hilfreich, der sich mit Blick auf ein bekanntes Theorem von Edmund Husserl für unsere Zwecke gewinnbringend deuten und umsetzen lässt. Die „natürliche Einstellung“ (Husserl) unthematischen vorwissenschaftlichen Handelns und Sich-Orientierens kann leicht den Verweisungszusammenhang von Herstellung und Gebrauch qua Gewöhnung und Gewohnheit übersehen und vergessen lassen. Im Altgriechischen ist dieser Zusammenhang und diese Verwechslungsgefahr von Gewöhnungsprozessen und habitualisierten oder institutionalisierten Handlungsorientierungen schon in der Sprache auf- und sinnfällig. Hier gibt es den feinen Unterschied zwischen ‚êthos‘ (ἦθος) und ‚éthos‘ (ἔθος), was einerseits dasselbe bedeuten kann – nämlich Moral oder Sitte – andererseits etwas Verschiedenes. Êthos bedeutet „Wohnstatt, gewohnter Aufenthalt, Charakter, sittliche Gesinnung“,[46] also eine von einer Handlungsgemeinschaft als verbindlich anerkannte Moral, den sittlichen Charakter einer einzelnen Person oder das Berufs- oder Standesethos einer bestimmten Berufs- oder Standesgruppe. Éthos hingegen kann auch „Verhalten, Gewohnheit“[47] oder Gewöhnung bedeuten, womit dann auch die Gefahr verbunden ist, den Gehalt dieser Gewöhnung unthematisch als etwas vermeintlich Selbstverständliches zu nehmen und den Gewohnheitscharakter nicht mehr zu durchschauen. Der Setzungscharakter wie die Rezeptionsverwiesenheit des Gestalteten und Gebauten und die Aneignungsbedürftigkeit wie die Rezeptionsverwiesenheit des Gebrauchs lassen sich dann nur noch qua nachgelagerter Thematisierung, das heißt

45 Constanze A. Petrow: Kritik zeitgenössischer Landschaftsarchitektur. Städtische Freiräume im öffentlichen Diskurs. Münster, New York, München u.a. 2013, S. 264.

46 Wolfgang Kluxen: Ethik und Ethos. In: Wilhelm Korff, Paul Mikat (Hg.): Wolfgang Kluxen. Moral – Vernunft – Natur. Beiträge zur Ethik. Paderborn, München, Wien u.a. 1997, S. 3–16, hier S. 4.

47 Ebd.

Reflexion vergegenwärtigen. Heidegger fordert daher dazu auf, dem Wohnen eigens „nachzudenken“, das heißt für ihn, das in Selbstverständlichkeiten und gewohnten Routinen erstarrte „gewöhnliche“ Wohnen und Gebrauchen sowie Bauen und Gestalten als „etwas *Denkwürdiges*“ zu betrachten.[48] Denkwürdig sind Herstellung und Gebrauch als lebensweltliche Phänomene für uns aber gerade in ihrer Verschränktheit. Denkwürdigkeit bedeutet dann im Zusammenhang von Herstellung und Gebrauch, den Sinn des Herstellens und Gebrauchens allen Herstellungs- und Gebrauchsgewohnheiten zum Trotz stets neu zu bedenken und sich je neu zu vergegenwärtigen. Dieser Sinn ist dann je aktuell in unterschiedlichen Kontexten beim Herstellen und Gebrauchen umzusetzen.

Welche Folgen ergeben sich nun, wenn das komplexe Beziehungsgeflecht von Herstellung und Gebrauch nicht beachtet und berücksichtigt wird? Welche theoretischen wie praktischen Folgen zeitigen einseitige Übergewichtungen des Herstellungs- oder Gebrauchs-Aspektes und des Produktions- oder Rezeptions-Aspektes innerhalb von Herstellung und Gebrauch? Warum ist es überhaupt notwendig, solche Differenzierungen zu beachten? Führt das nicht zu einer unbotmäßigen Belehrung, zum pauschalen und bloß negativen Kritisieren oder gar zur lästigen Moralisierung der Tätigkeiten von Praktikern, die in einem komplizierten Spannungsfeld oft widerstreitender Interessen, Gesetze und Vorschriften sowie technischer Herausforderungen stehen? Hierauf kann nur geantwortet werden, dass „kritisieren“ wortursprünglich nichts anderes heißt als unterscheiden, hier: Aspekte des Handelns beim Herstellen und Gebrauchen. Solche Unterscheidungen zu explizieren, das heißt, aus der unthematischen Inanspruchnahme oder Nichtbeachtung in vorwissenschaftlichen architektonischen oder landschaftsarchitektonischen Handlungskontexten in eine Thematisierung zu überführen, ist ein genuines Geschäft der Philosophie. Dieses Geschäft ist wenig spektakulär, beansprucht es doch im Rahmen dieser Explikation keineswegs,

48 Heidegger 1994 (Anm. 1), S. 155.

konkrete oder gar verbindliche Handlungsempfehlungen abzugeben. Was es allerdings beansprucht, ist zu zeigen, welche Folgen sich aus der Nichtthematisierung des „Gewohnten“ und der Nichtbeachtung der Explikation des Thematisierten ergeben können. Im Folgenden werden daher einige Hinweise auf solche Folgen mit Blick auf landschaftsarchitektonische Beispiele gegeben. Normative Fragen hingegen wären im Rahmen einer Architektur- und Planungsethik zu stellen und gegebenenfalls zu beantworten, die hier allerdings nicht unser Thema ist.[49]

Übergewichtung des poíêsis-Aspektes der Herstellung

Mit Blick auf den Produktions- beziehungsweise Gestaltungsaspekt der Herstellung (poíêsis) kann es dann, wenn die Gestaltung den poíêsis-Aspekt übergewichtet und den prâxis-Aspekt vernachlässigt oder ignoriert, zu einem Gestaltungsdogmatismus und zu unrealistischer Entwurfs- oder Planungseuphorie[50] kommen. Dieser Dogmatismus ist die Kehrseite einer Gestal-tungs- und Setzungsfreiheit, die grundsätzlich an das „Form-problem“[51] aller Form- und Gestaltgebung gebunden ist. Wir müssen schon uns selbst, vor allem aber den Dingen und Gebrauchsgegenständen jedweder Art eine Form oder Gestalt geben, die nicht durch ihre Funktion oder ihren Zweck oder ihren (antizipierten oder faktischen) Gebrauch bereits in „Aussehen, Material usf.“ eindeutig festgelegt

49 Einige Beispiele für eine solche Architektur- oder Planungsethik: Martin Düchs: Architektur für ein gutes Leben. Über Verantwortung, Moral und Ethik des Architekten. Münster 2011; Achim Hahn (Hg.): Ausdruck und Gebrauch. Wissenschaftliche Hefte für Architektur Wohnen Umwelt, 12. Heft: Positionen einer Architektur- und Planungsethik. Aachen 2014; Karsten Berr (Hg.): Architektur- und Planungsethik. Zugänge, Perspektiven, Standpunkte. Wiesbaden 2017.

50 Vgl. Klaus Selle: Die letzten Mohikaner? Eine zögerliche Polemik. In: Annette Harth, Gitta Scheller (Hg.): Soziologie in der Stadt- und Freiraumplanung: Analysen, Bedeutung und Perspektiven. Wiesbaden 2010, S. 87–95.

51 Friedrich Kambartel: Zur Philosophie der Kunst. Thesen über zu einfach gedachte begriffliche Verhältnisse. In: Franz Koppe (Hg.): Perspektiven der Kunstphilosophie. Texte und Diskussionen. Frankfurt am Main 1991, S. 15–26, hier S. 17.

sind.[52] Es besteht hier demnach „ein *Spielraum* von Alternativen für die Form“,[53] der den Gestaltenden zugleich eine „ästhetische Verantwortung“ auferlegt, die darin besteht, „das ästhetische Formproblem praktisch (folgenreich) ernst [zu] nehmen“.[54] Dieses „Gestaltgebungsapriori“ verlangt daher jedem Gestalter ab, das „Formproblem wieder und wieder [zu] lösen“.[55] Genau das ist ja die bereits erwähnte Aufgabe der Landschaftsarchitektinnen und -architekten als „Experten für Lösungen“ beziehungsweise „in der Gestaltung“. Da die Form oder Gestalt nicht durch Zweck, Funktion oder Gebrauch festgelegt sind, verführt die damit gegebene Gestaltungsfreiheit und der Wunsch nach neuen oder außergewöhnlichen ästhetischen Lösungen aber leicht dazu, dass entsprechende Gestaltungslösungen den Nutzern „aufgeherrscht“[56] werden. Das heißt, der „Drang nach ästhetischer Innovation [wird] deutlich vor den Gebrauchswert gestellt“.[57] Dagegen ist daran zu erinnern, dass Entwürfe für gestalterische Lösungen – und das verbindet Gestaltungsaufgaben mit dem Anspruch der modernen Kunst – nur Vorschlagscharakter haben können und daher auf die Berücksichtigung der (realen oder zu antizipierenden) Ansprüche der Nutzenden und deren Akzeptanz angewiesen sind. Gefordert ist demnach nicht die geniale Entwerferin und der Gestalter, der den Setzungscharakter freier Gestaltung ins Willkürliche oder Dogmatische wendet und dabei den ästhetischen Aspekt der Herstellung überbetont, sondern angesichts des Formproblems die verantwortungsbewusste Berücksichtigung des „Bezugsgewebes menschlicher Angelegenheiten“, in dem und aus dem die Nutzenden den ihnen entsprechenden Gebrauchswert sowie Nutzerin und Gestalter gemeinsam entsprechende ästhetische Form-Maßstäbe gewinnen und schöpfen können sollten. Allerdings steht diese Berücksichtigung des Gebrauchswertes und möglicher ästhetischer Maßstäbe durch

52 Ebd., S. 16.

53 Ebd.

54 Ebd., S. 17.

55 Achim Hahn: Architekturtheorie. Wohnen, Entwerfen, Bauen. Wien 2008, S. 242.

56 Wulf Tessin: Ästhetik des Angenehmen. Städtische Freiräume zwischen professioneller Ästhetik und Laiengeschmack. Wiesbaden 2008, S. 145.

57 Petrow 2013 (Anm. 45), S. 266.

Landschaftsarchitektinnen und -architekten ihrerseits ebenfalls in einer ganz bestimmten Gefahr.

Übergewichtung des prâxis-Aspektes der Herstellung

Mit Blick auf den Rezeptions- oder Gebrauchsorientierungsaspekt der Herstellung kann es dann, wenn die Gestaltung oder Planung den prâxis-Aspekt übergewichtet und den poíêsis- als Gestaltungs-Aspekt marginalisiert, zu Gestaltungsnivellierungen kommen. Diese Gefahr der Gestaltungsnivellierung gehört ebenfalls zur Kehrseite der Gestaltungsfreiheit, diesmal allerdings im Sinne eines Leidens an der Bürde dieser Freiheit, insofern mit Blick auf die Erwartungen und Ansprüche der Nutzenden der Gestaltungsspielraum die prekäre Möglichkeit des Scheiterns der Gestaltungslösung mit sich bringt. Landschaftsarchitektinnen und -architekten müssen ihre Gegenstände im Entwurf erst herstellen, da sie noch nicht existieren.[58] Gleichzeitig müssen sie aber auf natürliche, kulturelle, soziale und ökonomische Vorgegebenheiten, auf Ansprüche, Erwartungen und mögliche Umnutzungen potentieller Nutzer Rücksicht nehmen. Hier kommt demnach ganz deutlich die Störanfälligkeit des Handelns qua Widerfahrnisse zum Tragen. Als Reaktion auf diese Störanfälligkeit kann das Bestreben angesehen werden, dieser Bürde durch die wissenschaftliche Suche nach vermeintlich objektiven Kriterien oder Gesetzmäßigkeiten der Gestaltung zu entkommen, die das Gestalten auf eine weniger prekäre und störanfällige Basis stellen sollen. In den 1970er und 1980er Jahren glaubte man beispielsweise in der Freiraumplanung, „mit sozialwissenschaftlichen Methoden die Ziele des Entwerfens objektiv beschreibbar“ machen zu können, so dass „objektiv richtige Entwurfsergebnisse erzielbar seien“.[59] Das führte aber lediglich zu einer ortsunabhängigen Angleichung der

58 Wolfgang Schäffner: Vom Wissen zum Entwurf. Das Projekt der Forschung. In: Jürgen Weidinger (Hg.): Entwurfsbasiert Forschen. Berlin 2013, S. 55–64, hier S. 56.

59 Jürgen Weidinger: Antworten auf die verordnete Verwissenschaftlichung des Entwerfens. In: Ders. (Hg.): Entwurfsbasiert Forschen. Berlin 2013, S. 13–34, hier S. 21.

Entwurfsergebnisse, ohne Rücksicht auf die lokalen sozialen und kulturellen Kontexte. Der Grund für diese Angleichung lag in der „Struktur der Befragungsverfahren“, die als standardisierte „Nutzerbefragung“ bereits „ähnliche Antworten der sogenannten Nutzer vorprogrammiert“ hatten.[60] Das heißt dann aber: „An die Stelle der Spezialistenplanung sollte die Nutzerbefragung treten“.[61] An die Stelle der Landschaftsarchitektinnen und -architekten als Spezialistinnen der Beratung in Gebrauchs- und Gestaltungsfragen tritt demnach die Suche nach objektiven Kriterien für eine an einem Gebrauch orientierte Gestaltung. So richtig es also ist, auch den prâxis- als Gebrauchs- oder Nutzungsaspekt und damit die Nutzenden als „Experten des Alltags“ oder „Experten in der Anwendung“ zu berücksichtigen, so problematisch ist es, dabei den poíêsis- als Gestaltungsaspekt und damit die Landschaftsarchitektinnen und -architekten als Experten in der Gestaltung und Beratung zu übergehen.
Mit Blick auf den Aspekt der Herstellung korrespondiert somit einem möglichen Gestaltungsdogmatismus im Rahmen der Übergewichtung des Gestaltungsaspektes eine mögliche Gestaltungsnivellierung im Rahmen der Übergewichtung des Gebrauchs- oder Nutzungsaspektes. Zudem stellt sich im Gebrauchs-Zusammenhang auch die schwierige Frage, inwiefern ein zukünftiger Gebrauch, insbesondere zukünftige kreative wie spontane Umnutzungen innerhalb dieses Zusammenhanges überhaupt antizipiert werden können. Lassen sich hier die mit Sicherheit – in Relation zu den von den Gestalterinnen und Gestaltern entworfenen „Antizipationen des Gebrauchs“ und der „Repräsentation des Benutzers“ – auftretenden „Abweichungen im Gebrauch“[62] überhaupt systematisch erforschen?

60 Ebd., S. 22.

61 Wolfgang Meisenheimer: Der Rand der Kreativität. Planen und Entwerfen. Wien 2010, S. 90 (zitiert in Weidinger 2013, wie Anm. 59, S. 21).

62 Bredies 2014 (Anm. 39), S. 4.

Übergewichtung des poíêsis-Aspektes des Gebrauchs

Mit Blick auf den Aneignungsaspekt des Gebrauchs kann es dann, wenn das „tätige Gebrauchen“, wenn also der kreative Gebrauch der Nutzenden als „Experten des Alltags“ oder als „Experten in der Anwendung“ übergewichtet und das Bezugsgewebe baulicher und gestalterischer Angelegenheiten sowie der Setzungscharakter des Gestaltens[63] marginalisiert wird, zu einem Gebrauchsdogmatismus kommen. Dieser Dogmatismus im Gebrauch ist die Kehrseite der Freiheit im Gebrauch, die als gleichsam ‚poietisches‘ Moment innerhalb des Gebrauchs der Gestaltungsfreiheit der Herstellung entlehnt ist. Im Rahmen dieser Gebrauchsfreiheit sind „Partizipationsdebatte[n]“[64] und eine „Renaissance der Bürgerbeteiligung“[65] zu verorten, die das „selbstbestimmte Handeln der Bürger“[66] in Rechnung stellen wollen. Gestützt werden solche Ansätze unausdrücklich durch die Vorstellung von „Partizipation als Modus sozialer Selbstorganisation“.[67] Die unausgesprochene Prämisse dieser Vorstellung ist die so genannte „Eigenkompetenzthese“, wonach „der Laie im Unterschied zum Experten über diejenigen evaluativ-präskriptiven Kompetenzen verfügt, die als Grundlage für ‚richtige‘ (seine Lebenswelt betreffende) Entscheidungen notwendig sind“.[68] Es ist freilich richtig: „Bürger sind Experten für Probleme vor Ort und natürlich für ihre Wünsche“.[69] Als Beispiele für solche kreativen Aneignungen im Gebrauch können das ‚social gardening‘, ‚Guerilla gardening‘ und ‚green gym‘ (Fitness

63 Jirku 2005 (Anm. 38).

64 Annette Harth: Stadtplanung. In: Frank Eckardt (Hg.): Handbuch Stadtsoziologie. Wiesbaden 2012, S. 337–364, hier S. 352.

65 Jirku 2005 (Anm. 38).

66 Constanze A. Petrow: Städtischer Freiraum. In: Frank Eckardt (Hg.): Handbuch Stadtsoziologie. Wiesbaden 2012, S. 805–837, hier S. 826.

67 Carl Friedrich Gethmann: Partizipation als Modus sozialer Selbstorganisation? Einige kritische Fragen. In: GAIA 14/1 (2005), S. 32 f.

68 Ebd., S. 32.

69 Jirku 2005 (Anm. 38).

beim Gärtnern) genannt werden.[70] Richtig ist aber auch, dass in vielen Fällen Bürgerinnen und Bürger keineswegs ohne Weiteres die bessere Expertise für sie selbst betreffende Belange haben. Dagegen sprechen Lebenserfahrungen wie etwa die häufige Irrtumsanfälligkeit persönlicher Entscheidungen und Urteile, aber auch Theorien, die die Eigenkompetenz der Bürgerinnen und Bürger anzweifeln, wie etwa marxistische, psychoanalytische oder machttheoretische Konzeptionen.[71] Das bedeutet allerdings mit dem Philosophen Carl Friedrich Gethmann nicht, „daß man die Eigenkompetenzthese grundsätzlich bestreiten kann oder darf […]. Vielmehr ist sie eine regulative Idee“,[72] die je nach Kontext mehr oder weniger zur Geltung kommen kann. Entscheidend ist aber, dass Bürgerbeteiligungen dadurch, dass sie die Kommunikation zwischen Gestaltenden und Nutzenden verbessern können, „Bürgerwünsche und Entwurfsqualität zusammen[…]bringen“[73] und dadurch die „Akzeptanz“[74] anfallender Entscheidungen erhöhen können. Allerdings ist die Berücksichtigung solcher Bürgerwünsche ebenfalls einer spezifischen Gefahr ausgesetzt.

Übergewichtung des prâxis-Aspektes des Gebrauchs

Mit Blick auf den Rezeptions- als Bedürftigkeitsaspekt des Gebrauchs kann es dann, wenn der antizipierte Gebrauch einseitig am Maßstab des Nutzungs- und Gebrauchskontextes und des „bedürftigen Brauchens“ gemessen und der Aneignungsaspekt (poíêsis) marginalisiert wird, zu Bedürfnisnivellierungen kommen. Diese Gefahr der Bedürfnisnivellierung gehört ebenfalls zur Kehrseite der Gebrauchsfreiheit, nun aber im Sinne eines Leidens an der Bürde solcher Freiheit, die angesichts der Spielräume des möglichen Gebrauchs der Nutzenden stets mit

70 Vgl. hierzu Astrid Schwarz: Kulturland in der Stadt: städtisches Gärtnern. In: Karsten Berr, Hans Friesen (Hg.): Stadt und Land. Zwischen Status quo und utopischem Ideal. Münster 2016, S. 181–196.

71 Vgl. Gethmann 2005 (Anm. 67), S. 32.

72 Ebd.

73 Jirku 2005 (Anm. 38).

74 Gethmann 2005 (Anm. 67), S. 32.

der Gefahr des Scheiterns der Gestaltungslösung verbunden ist. So ist eine Reaktion auf diesen Widerfahrnischarakter gestalterischen Handelns das Bestreben, dieser Bürde durch die wissenschaftliche Suche nach vermeintlichen Gesetzmäßigkeiten dieser Bedürfnisse zu entkommen. Exemplarisch kann hier erneut die sozialwissenschaftliche Freiraumplanungs-Theorie genannt werden, die der Landschaftsplaner Stefan Körner einer gründlichen Kritik unterzogen hat.[75] Den Vertreterinnen und Vertretern dieses Ansatzes ging es um die Emanzipation der Bevölkerung von der „Expertenherrschaft“ einer Planungsbürokratie sowie von einem als elitär und undemokratisch empfundenen „künstlerischen Gestaltungsansatz“.[76] Um solchem Planungs- und Gestaltungsdogmatismus zu entkommen, sollen stattdessen die „*lebensweltlichen Bedürfnisse* der Menschen“ erforscht und „mit dem Rekurs auf den Bedürfnisbegriff soll den Wünschen der ‚Betroffenen‘ Raum gegeben werden, weil diese ihre Lebenswelt weitgehend selbst und damit unentfremdet gestalten sollen“.[77] Körner kann zeigen, dass dieser gut begründete Ansatz seine Neutralität gegenüber den Bürgerinnen und Bürgern nicht durchhalten kann, weil „verdeckt doch von sog. richtigen Bedürfnissen ausgegangen [wird], aus denen dann wieder ein *Erziehungsauftrag* folgt“.[78] Wie schon bei der Nutzerbefragung im Hinblick auf erwünschte oder gewollte Gestaltungen, so wird auch bei der Suche nach berücksichtigungsfähigen (nach Möglichkeit anthropologisch gestützten) „Bedürfnissen“ nicht der „kulturelle[-] Kontext der Bedürfnisse“ reflektiert, sondern die Erzählungen der Befragten werden „nach einem *vorab formulierten Auswertungsschlüssel* ‚dechiffriert‘“.[79] Statt zu einer Emanzipation der Bevölkerung führt dies im Resultat aber zu einem Elitarismus der Planenden. So richtig es demnach ist, auch den prâxis- als Bedürfnisaspekt zu berücksichtigen, so problematisch ist es, dabei den poíêsis- als Gestaltungsaspekt und damit

75 Stefan Körner: Theorie und Methodologie der Landschaftsplanung, Landschaftsarchitektur und Sozialwissenschaftlichen Freiraumplanung vom Nationalsozialismus bis zur Gegenwart. Berlin 2001, insb. S. 439–444.

76 Ebd., S. 439 f.

77 Ebd., S. 439.

78 Ebd., S. 440.

79 Ebd., S. 444.

die Landschaftsarchitektinnen und -architekten als Experten in der Gestaltung und Beratung zu übergehen. Letzteres war ja auch das ursprüngliche Anliegen der Freiraumplanung.[80] Mit Blick auf den Aspekt des Gebrauchs korrespondiert somit dem Gebrauchsdogmatismus im Rahmen der Übergewichtung des Gestaltungsaspektes des Gebrauchs eine Bedürfnisnivellierung im Rahmen der Übergewichtung des Aspektes des Brauchens. Dieser Aspekt des Brauchens hat zudem eine weitere Konsequenz. Verfestigt sich das Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten (êthos) zu einer Gewohnheit (éthos) und damit zum undurchschauten (unthematischen) Brauch, kann es dazu kommen, dass ausschließlich und kritiklos ein üblicher Nutzungs- und Gebrauchskontext das Handeln bestimmt. Das führt zur Erstarrung in traditionellen oder konventionellen Gebrauchs-, Wohn- oder Nutzungs-Üblichkeiten, zu Widerstand gegen Veränderungen, Neuerungen oder Abrisse, obwohl diese sinnvoll oder sogar notwendig sein können. So befürwortet beispielsweise auch der Geograph und Soziologe Olaf Kühne eine „stärkere Nutzerorientierung der Planung“, verweist aber zugleich darauf, dass dies „auch die Übernahme von Verantwortung für räumliche Entwicklungen von diesen Bewohnern und keine Fundamentalopposition gegen jedwede Veränderung physischer Räume [impliziert]“.[81]

Zusammenfassung

Die architektonische Differenz von Herstellung und Gebrauch bedeutet in unserem Zusammenhang demnach Folgendes: Menschen können sich zugleich als Herstellende und Produzierende sowie als Rezipierende und Nutzende von Bauwerken und

80 Ebd., S. 439.

81 Olaf Kühne: Hybridisierungstendenzen, Raumpastiches und URFSURBs in Südkalifornien als Herausforderung für die Planung. In: Karsten Berr (Hg.): Architektur- und Planungsethik. Zugänge, Perspektiven, Standpunkte. Wiesbaden 2017, S. 15–32, hier S. 28 f.

Gestaltungen verstehen. Eine Landschaftsarchitektin zum Beispiel erfährt sich als gestaltend (herstellend) in ihrer Gestaltungs-Urheberschaft[82] und Setzungskompetenz sowie als bestimmt durch Rezeptionsgewohnheiten wie Gebrauchserwartungen. Im Gebrauch erfährt sich ein Nutzer als bestimmt durch übliche Nutzungs- und Gebrauchskontexte sowie gegebene Bauwerke und Gestaltungen, aber auch in seiner Nutzungs- und Gebrauchsfreiheit, das heißt in seiner Gebrauchs-Urheberschaft. Der poíêsis-Aspekt der Herstellung ist mit Gestaltungsfreiheit verbunden, deren Schattenseite ein drohender Gestaltungsdogmatismus im Rahmen falsch verstandener Gestaltungsspielräume sein kann. Der prâxis-Aspekt der Herstellung ist der Gefahr ausgesetzt, die Gestaltungsfreiheit zugunsten der Suche nach Gestaltungsgesetzmäßigkeiten einer Gestaltungsnivellierung im Rahmen falsch verstandener Gebrauchsantizipationen aufzuopfern. Der poíêsis-Aspekt des Gebrauchs ist mit Gebrauchsfreiheit verbunden, deren Schattenseite ein drohender Gebrauchsdogmatismus im Rahmen falsch verstandener Bürgerbeteiligung sein kann. Der prâxis-Aspekt des Gebrauchs ist der Gefahr ausgesetzt, die Gebrauchsfreiheit zugunsten der Suche nach Bedürfnisgesetzmäßigkeiten einer Bedürfnisnivellierung im Rahmen falsch verstandener Bedürfnisberücksichtigung aufzuopfern.

82 Dieser Begriff einer Gestaltungs-Urheberschaft wie der folgende einer Gebrauchs-Urheberschaft sind angelehnt an den Begriff der „Handlungsurheberschaft“ von Carl Friedrich Gethmann, den dieser häufig in seinen Texten verwendet. Vgl. etwa: Carl Friedrich Gethmann: Die Erfahrung der Handlungsurheberschaft und die Erkenntnisse der Neurowissenschaften. In: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (Hg.): Zur Freiheit des Willens. Streitgespräch in der Wissenschaftlichen Sitzung der Versammlung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften am 27. Juni 2003. Berlin 2004, S. 45–61.

KIRSTEN WAGNER

Ornamente des Gebrauchs

Aneignungsformen von Architektur und ihre Aufzeichnung

Ausgehend von Walter Benjamin, der die Rezeption von Architektur nicht nur über die visuelle Wahrnehmung, sondern auch und vor allem über den taktilen Gebrauch bestimmt hat, thematisiert der Beitrag die Transformation von einem passivischen zu einem aktivischen Begriff des Gebrauchs von Architektur in der französischen Soziologie und Architekturtheorie der 1960er Jahre. Zentral für diese Transformation waren zwei empirische Studien zum Einfamilienhaus und zum modernen Wohnungsbau, über die das Wohnen als eine performative Praxis zu Tage trat. Die Studien hatten eine Versprachlichung und Visualisierung der entsprechenden Praktiken und ihrer Spuren zur Voraussetzung. Der Fotografie kam in diesem Zusammenhang eine besondere Funktion zu.

„Die Wohnung gab ohne Zweifel Aufschluss über diese andere Wahrnehmung des architektonischen Raumes, die aus ihm nicht mehr einfach einen zeremoniellen Ort oder einen Ort des Spektakels, einen Ort außergewöhnlicher Ereignisse in einem als außergewöhnlich betrachteten Raum macht, sondern den Ort eines alltäglich Erlebten“.[1]

1 „Le logement a sans doute été le révélateur de cette autre perception de l’espace architectural, qui n’en fait plus simplement un lieu cérémoniel ou un lieu de spectacle, un lieu d’occasions exceptionnelles dans un espace exceptionnel, regardé comme tel, mais le lieu d’un vécu quotidien.“ Daniel Pinson: Usage et architecture. Paris 1993, S. 86.

Im Anschluss an Alois Riegl unterschied Walter Benjamin in *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* eine taktile und eine optische Rezeptionshaltung.[2] Während die optische, auf Fernsicht und Distanz angelegte Rezeption im weitesten Sinne den statischen, vormals in kultischem Dienst stehenden Bildmedien entspreche, seien Architektur und Film durch eine sowohl optische wie auch taktile Rezeption bestimmt. Das Verhältnis beider Sinne fällt hierbei nicht gleichberechtigt aus. Denn der Tastsinn ist nach Benjamin der basale Sinn jeder Architekturwahrnehmung. Aufgrund der taktilen, körperlichen Erfahrungen im gewohnten Gebrauch von Architektur, die in jede optische Betrachtung eines Gebäudes, auch in die eines habituell nicht vertrauten, mit hineinspielen, bleibt der Sehsinn der nachgeordnete Sinn. Benjamin hat diese Besonderheit der Architekturwahrnehmung wie folgt pointiert: „Bauten werden auf doppelte Weise rezipiert: durch Gebrauch und durch Wahrnehmung. Oder besser gesagt: taktil und optisch“;[3] und das eben mit dem Hinweis versehen, dass die Rezeptionshaltung von Architektur niemals vom Gebrauch her zu trennen ist. Gebrauch meint bei Benjamin den alltäglichen und in der Regel unbewusst sich vollziehenden Umgang mit Architektur. Entsprechend wird Architektur weniger „in einem gespannten Aufmerken als in einem beiläufigen Bemerken“[4] wahrgenommen. Daraus folgt, dass der gleichsam tief im Körper verankerte Gebrauch von Architektur nicht unmittelbar zugänglich ist. Das Rezipieren von und das Reagieren auf Architektur bleiben so lange unterschwellig, bis diese Vorgänge zum Gegenstand der Reflexion gemacht werden. Diesen Schritt vollzog Benjamin nicht, war es doch sein Anliegen, aus den veränderten Produktionsbedingungen und Reproduktionstechniken historisch sich wandelnde Modi der Wahrnehmung abzuleiten.

2 Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit (erste Fassung, 1935/36). In: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd. I.2, Frankfurt a.M. 1991, S. 431–469.

3 Ebd., S. 465.

4 Ebd., S. 466.

Die von Benjamin adressierte Architektur erscheint ebenso alltäglich wie ihr Gebrauch. Setzte er sich an anderer Stelle mit den für das 19. Jahrhundert charakteristischen Passagen, Ausstellungsarchitekturen und utopischen Siedlungsmodellen auseinander, welche sowohl in ihrer historischen Materialität wie auch als Traumbilder des Kollektivbewusstseins die Stoffsammlung des Passagenwerkes gliedern,[5] so ging Benjamin im Kunstwerk-Aufsatz hinsichtlich der Architektur von dem „[beständigen] Bedürfnis des Menschen nach Unterkunft“[6] aus. Im Zentrum dieser anthropologischen Auffassung von Architektur stand mithin das Wohnen, das seit dem 19. Jahrhundert nicht nur zu einem praktischen, sondern auch zu einem theoretischen, schließlich philosophischen Problem geworden ist. Diese Fokussierung der Architektur auf das Wohnen teilte Benjamin mit einer Reihe von Vertretern des Neuen Bauens. Allen voran ist hier Le Corbusier zu nennen. Mit anti-akademischem Gestus führte Le Corbusier Anfang der 1920er Jahre das „untrennbare Begriffspaar: Wohnhaus-Städtebau“[7] als eigentlichen Gegenstand der Architektur ein, den er dabei zugleich der Standardisierung und industriellen Serienproduktion unterwarf. Tatsächlich war der Haus- und Wohnungsbau innerhalb der akademischen Architekturausbildung mit ihrem Schwerpunkt auf öffentlichen Bauten bis in das 20. Jahrhundert hinein kaum vorgesehen; zumindest bildete er keinen nennenswerten Gegenstand des akademischen Wettbewerbswesens. Und auch in der Architekturtheorie sucht man, abgesehen von der ‚Urhütte‘ und Privathäusern in Form der ländlichen Villa oder des repräsentativen Stadthauses, den allgemeinen, auf alle Schichten der Gesellschaft ausgedehnten Haus- und Wohnungsbau vor der Mitte des 19. Jahrhunderts weitgehend vergebens. Dies

5 Vgl. hierzu Winfried Nerdinger: ‚Breton und Le Corbusier umfassen‘. Walter Benjamin und die Architektur. In: Winfried Nerdinger, Juan Barja (Hg.): Walter Benjamin. Eine Reflexion in Bildern. Ausstellungskatalog. Köln 2011, S. 11–17.

6 Benjamin 2001 (Anm. 2), S. 465.

7 Vgl. hierzu retrospektiv Le Corbusier: Entretien avec les étudiants des écoles d’Architecture (1943). Paris 1957, S. 145; sowie in Zusammenhang mit dem Funktions- und Gebrauchsbegriff in der Architektur Pinson 1993 (Anm. 1).

änderte sich zum einen durch die Industrialisierung, in deren Folge das Arbeiterhaus in unmittelbarer Nähe zur Fabrik und der Massenwohnungsbau in den Städten auftauchten.[8] Zum anderen weckten die Entdeckungsreisen und die neuen Wissenschaften des 19. Jahrhunderts – Archäologie, Paläontologie, Anthropologie und Ethnologie – das Interesse der Architekten an historischen und außereuropäischen Wohn- und Siedlungsformen. Erste historische Abrisse des Wohnungsbaus lagen so mit den Universalgeschichten der menschlichen Behausung von Eugène Emmanuel Viollet-le-Duc und Charles Garnier vor. Ihre Begründung auf der physischen Anthropologie und damit auf rassenideologischer Grundlage lässt sie gleichwohl äußerst problematisch erscheinen.

Mit der Differenzierung zwischen „Gebrauch und Wahrnehmung“ hinsichtlich der Architekturrezeption bewegte sich Benjamin über den ihr zugrunde liegenden Wettstreit zwischen Tast- und Sehsinn[9] hinaus in der Tradition einer Aufspaltung der Architektur in einen zweckgebundenen und in einen ästhetischen Gegenstand. Gingen in Vitruvs universaler Architekturkonzeption ‚venustas‘, ‚firmitas‘ und ‚utilitas‘ noch Hand in Hand, dann entzündeten sich in den Ästhetiken des 18. und 19. Jahrhunderts an der ‚utilitas‘, das heißt den konkreten Zwecken der Architektur, die Fragen, ob die Architektur überhaupt ein Gegenstand interesselosen ästhetischen Wohlgefallens sein kann, ob sie entsprechend zu den schönen Künsten zu zählen ist und welchen Rang sie innerhalb dieser einnimmt.[10] Diese Aufspaltung der Architektur wurde durch eine Ausdifferenzierung der Architekturausbildung vorangetrieben. Neben die Akademien traten Ende des 18. Jahrhunderts die technischen Hochschulen, aus denen, wie Sigfried Giedion sie genannt hat, die „Ingenieurkonstrukteure“ hervorgehen sollten.[11]

8 Vgl. die frühe Diskussion beider Wohnformen bei Léonce Reynaud: Traité d’architecture, contenant des notions générales sur les principes de la construction et sur l’histoire de l’art, deuxième partie: édifices. Paris 1858, S. 548–552.

9 Vgl. hierzu Kirsten Wagner: Aura *und* Architektur bei Walter Benjamin, oder: Kann Architektur eine Aura zugesprochen werden? In: kritische berichte 2 (2016), S. 7–21.

10 Dazu auch Pinson 1993 (Anm. 1), S. 17–40.

11 Sigfried Giedion: Bauen in Frankreich. Bauen in Eisen. Bauen in Eisenbeton (1928), hg. v. Sokrates Georgiadis. Berlin 2000, S. 10.

In ihre fachliche Zuständigkeit wurden, wenn man so will, die ‚firmitas' und die ‚utilitas' gelegt, während den Architekten der Akademien vor allem der Bereich der ‚venustas' zugestanden wurde. Welche Reintegrationsbemühungen diese Trennung nach sich zog, lässt sich an Architekturjournalen des 19. Jahrhunderts wie etwa an der von César Daly herausgegebenen *Revue générale de l'architecture et des travaux publics* ablesen, die sich als Vermittlerin des konstruktiven Wissens der Ingenieure und des bauästhetischen Wissens der Architekten verstand.[12]

Zum Gebrauch von Architektur

Und doch hat Benjamins Begriff des Gebrauchs wenig mit denen der ‚utilitas', des Nutzens, des Zwecks oder der Funktion von Architektur zu tun; im Übrigen alles Begriffe, die oftmals synonym verwendet werden, jedoch, wie zuletzt Ute Poerschke detailliert dargelegt hat,[13] historisch unterschiedliche Bedeutungsfelder aufweisen. Wenn Benjamin also vom Gebrauch der Architektur spricht, bezieht sich das weder auf einen mit einem Gebäude intendierten Zweck noch auf die Funktion, die ein bestimmtes Gebäudeteil in Zusammenhang mit allen anderen Gebäudeteilen erfüllt. Der Gebrauch ist bei Benjamin überhaupt nicht von der Seite der Produktion und dem in sie eingeschriebenen Programm der Zweck- oder Funktionserfüllung gedacht, sondern von der Seite der Rezeption her. Es geht Benjamin um das körperliche Agieren in architektonischen Räumen, von deren eigener Körperlichkeit und Materialität insbesondere taktil-motorische Reize ausgehen. Der Gebrauch von Architektur verhält sich schon bei Benjamin komplementär zur Funktion und zum Zweck der Architektur. Er bezeichnet das, was Subjekte an Erfahrungen mit dem Gebauten machen. Ob diese Erfahrungen den vorgegebenen Zwecken und Funktionen von Architektur entsprechen, spielt dabei keine Rolle. So aktivisch der Begriff des Gebrauchs

12 Vgl. exemplarisch César Daly: Introduction. In: Revue générale de l'architecture et des travaux publics 1 (1840), S. 1–7.

13 Ute Poerschke: Funktionen und Formen. Architekturtheorie der Moderne. Bielefeld 2014.

auch anmutet, bei Benjamin ist er noch passivisch, um nicht zu sagen pathisch gedacht. Das Agieren in architektonischen Räumen, insbesondere in urbanen Räumen, bleibt mehr ein reflexhaftes Reagieren auf die immobilen und mobilen Körper, die dem Passanten in der modernen Stadt schockhaft ‚zustoßen', als dass es eine aktive Handlung beschreibt.
Offensichtlich kommt es erst in den 1960er Jahren zu einer aktivischen Begriffsverwendung, nach der Gebrauch eine Aneignung des Gebauten über materielle und symbolische Markierungen bedeutet. Entscheidend dafür sollten sich die an Marx' Begriffen der Aneignung und der Entfremdung orientierten Schriften Henri Lefebvres zum alltäglichen Leben erweisen:[14] In seiner Bestimmung als ‚homo faber' eignet sich der Mensch über seine produktive Tätigkeit die Natur an und schafft sich eine dingliche Umwelt, die sich ihm in der Folge jedoch entzieht und als fremde Natur und Macht gegenübertritt. Jede Aneignung ist entsprechend Entfremdung, wie seinerseits das Entfremdete wiederanzueignen ist. Unter den Produktionsbedingungen der Industrialisierung griff die Entfremdung nach Marx auf vier Ebenen: Über die Entäußerung und Vergegenständlichung der Arbeit im hergestellten Produkt kommt es zu einer Entfremdung ebendieses Produktes. Die Entäußerung des Arbeiters im Produktionsprozess führt hingegen zur Selbstentfremdung, und indem die Arbeit nicht mehr freie und universelle Tätigkeit ist, erfasst die Entfremdung den Menschen zudem als Gattungswesen. Schließlich benannte Marx noch eine Entfremdung des Menschen vom anderen Menschen als seinem Gegenüber.[15] Ausgangspunkt Lefebvres war, dass in den hochtechnisierten, arbeitsteiligen Gesellschaften die Entfremdung alle Lebensbereiche und alle Gesellschaftsschichten erfasst. Eine Kritik an ihr hatte dort anzusetzen, wo sich die Akte der Entfremdung vollzogen. Das war für Lefebvre nicht allein die Arbeit. Es waren auch die Familie und

14 Henri Lefebvre: Critique de la vie quotidienne (1947). Paris 1958, S. 69–109, 151–187; ders.: Critique de la vie quotidienne. Fondements d'une sociologie de la quotidienneté. Paris 1961, S. 208–218.

15 Vgl. hierzu Karl Marx: Ökonomisch-philosophische Manuskripte (1844), kommentiert von Michael Quante. Frankfurt a. M. 2009, S. 82–98.

die Freizeit als das scheinbar Private und Andere der alltäglichen Arbeit, die aber allein schon deshalb in den dialektischen Zusammenhang von Aneignung und Entfremdung einbezogen blieben, weil sie als Kompensation entfremdeter Arbeit dienten, zugleich eigenen Akten der Entfremdung ausgesetzt waren: etwa durch die in ihrem Kontext erzeugten künstlichen Bedürfnisse oder die technische Dingwelt moderner Haushaltsführung. Über Lefebvres Hinwendung zum Alltagsleben mit all seinen Widersprüchen rückten bereits in den frühen Schriften die prekären Wohnverhältnisse weiter Teile der Bevölkerung bei gleichzeitiger Technisierung der Haushalte und dem damit einhergehenden Bedürfnis nach Wohnkomfort oder aber die Zersiedelung historisch gewachsener Städte durch das kleinbürgerliche Einfamilienhaus in den Blick.[16]

Insbesondere der Begriff der Aneignung wurde in Zusammenhang mit soziologischen Studien zum Wohnen in den 1960er Jahren virulent. Lefebvre selbst bezog ihn hierbei zusehends auf den städtischen Raum. Katalysator dafür war das von Georges Gurvitch 1945 am *Centre national de la recherche scientifique* eingerichtete *Centre d'études sociologiques*, an dem Lefebvre von 1948 bis 1961 arbeitete.[17] Aus ihm trat als eine Art Ausgründung das *Institut de sociologie urbaine* heraus. Letzteres wurde vom *Centre de recherches d'urbanisme* Anfang der 1960er Jahre mit der Untersuchung suburbaner Wohn- und Lebensformen betraut.[18] Daraus ging die Epoche machende Studie *L'habitat*

16 Vgl. Lefebvre 1958 (Anm. 14), S. 13–16, 52–53. Wenn sich auch Lefebvres erste komplexere Analysen des Alltagslebens, den von Georges-Henri Rivière initiierten Studien zur ländlichen Bevölkerung Frankreichs geschuldet, auf das rurale Alltagsleben mit einem regionalen Schwerpunkt auf den Pyrenäen bezogen. Vgl. hierzu im Überblick Łukasz Stanek: Henri Lefebvre on Space. Architecture, Urban research, and the Production of Theory. Minneapolis, London 2011, S. 5–17.

17 Vgl. Stanek 2011 (Anm. 16), S. 8–15. Lefebvre setzte am *Centre d'études sociologiques* zunächst seine soziologischen Studien zum ruralen Alltagsleben fort.

18 Ebd., S. 18–21.

pavillonnaire[19] hervor, in deren Zusammenhang Lefebvre den Begriff der Aneignung zentral machte und das Wohnen als Poiesis verstand.[20] Wohnen bedeutete damit ein ins Werk setzen von Architektur. Genau hier liegen auch die Wurzeln für einen aktivischen Begriff des Gebrauchs von Architektur. In diesem Sinne stellt David Pinson fest: „Die Erfassung und die Lektüre der Aneignung ist eine moderne und zeitgenössische Lektüre des Gebrauchs. Zeitgenössisch, weil sie mit sozioanthropologischen Methoden nur über einen Raum durchgeführt werden kann, der in diesem Moment als ein bewohnter Raum existiert; modern, weil sie von den Ansichten und Praktiken desjenigen ausgeht, der Gebrauch von dem Raum macht, und nicht allein von der Idee, die man sich über ihn macht".[21]

Schon für Pinson vollzieht sich über das Konzept der Aneignung ein Paradigmenwechsel zwischen einem zweckorientierten Verständnis von Gebrauch, das in der Tradition der ‚utilitas' steht und in der Moderne durch den Begriff der Funktion repräsentiert wird, und einem, das, von Pinson unter anderem auf Viollet-le-Duc zurückgeführt, den Gebrauch von den sozialen Praktiken her denkt. Um diese beiden Bedeutungsebenen von Gebrauch auch sprachlich differenzieren zu können, hat Pinson den Numerus von

19 Die Ergebnisse der Studie wurden wie folgt dokumentiert: Henri Raymond, Nicole Haumont, Marie-Geneviève Dezès u.a.: L'habitat pavillonnaire. Paris 1966. Diese Publikation erfuhr in den 1970er Jahren zwei Auflagen und wurde 2001 noch einmal neu aufgelegt. Auf letzterer basiert auch die vorliegende Zitation. Nicole Haumont: Les pavillonnaires. Étude psycho-sociologiques d'une mode d'habitat. Paris 1966; Marie-Geneviève Raymond: La politique pavillonnaire. Paris 1966. Beide Teilstudien wurden 2001 ebenfalls neu aufgelegt. Im selben Jahr wurde erstmals veröffentlicht Henri Raymond: Paroles d'habitants. Une méthode d'analyse. Paris 2001.

20 Vgl. Henri Lefebvre: Préface. In: Henri Raymond, Nicole Haumont, Marie-Geneviève Dezès u.a.: L'habitat pavillonnaire. Paris 2001, S. 7–23, hier insbes. S. 17. Den Begriff der poietischen Aneignung von Natur und gebauter Umwelt grenzt Lefebvre dabei von dem der ausbeuterischen Naturbeherrschung ab.

21 „La saisie et la lecture de l'appropriation est une lecture moderne et contemporaine de l'usage. Contemporaine parce qu'elle ne peut être conduite, avec des procédures socio-anthropologiques, que sur un espace qui existe en ce moment comme espace habité ; moderne parce qu'elle part du point de vue et des pratiques de celui qui fait usage de l'espace et non pas seulement de l'*idée* que l'on s'en fait." Pinson 1993 (Anm. 1), S. 155. Vgl. hierzu auch Perla Serfaty-Garzon: Appropriation. In: Marion Segaud, Jacques Brun, Jean-Claude Briant (Hg.): Dictionnaire de l'habitat et du logement. Paris 2002, S. 27–30.

‚usage' ins Feld geführt: ‚Usage' im Singular erscheint synonym zu ‚utilisation' und bezieht sich bei ihm auf die zweckorientierte Nutzung eines Objektes, so wie man beispielsweise ein Auto zum Fahren von A nach B, die Küche zum Kochen nutzt und Ähnliches mehr. Pinson trifft die Unterscheidung zwischen Nutzung und Gebrauch damit innerhalb des semantischen Feldes des französischen Begriffs ‚usage'. Die ‚usages' im Plural bezeichnen demgegenüber Formen des aneignenden Gebrauchs. Sie haben Teil an den „us et coutumes", den überlieferten (Ge-)Bräuchen, was darauf verweist, dass jede individuelle Aneignung in kollektive Seins-, Denk-, Handlungs- und Verhaltensweisen eingebettet ist, deren Ursprünge in der Regel nicht greifbar sind.[22] Anders als die zweckorientierte Nutzung setzt der aneignende Gebrauch eines Objektes zudem einen Akteur voraus, das heißt „weder das passive Individuum, für welches man den Raum bestimmt, noch das menschliche Element, für welches das Gebäude oder der Ort eine Funktion bezeichnet, sondern ein[en] Produzent[en] wiederholter und komplexer Handlungen, über die der Raum in eine übereinstimmende oder widersprüchliche Lage zu demjenigen versetzt wird, der ihn herstellt".[23] Auf die Architektur beziehungsweise den Wohnungsbau bezogen bedeutet das, dass jeder Raum zwar einer zweckorientierten Nutzung(svorschrift von Seiten des Architekten oder Planers) unterliegt, diese im sozialen Gebrauch aber ständig überschritten wird durch die verschiedenen Tätigkeiten, die in den Räumen ausgeführt werden: durch ihre Einrichtung, im Besonderen die Anordnung des Mobiliars, oder durch die angebrachten Verzierungen des Wohnraums.[24] Es lässt sich hier von einer am Wohnen entwickelten Performanztheorie sprechen.

22 Diese Differenzierung ist in Pinson 1993 (Anm. 1), S. 87–90, bereits angelegt, ausgearbeitet wird sie jedoch erst in David Pinson: Usages. In: Segaud, Brun, Briant 2002 (Anm. 21), S. 410–412.

23 „[…] non pas l'individu passif auquel on destine l'espace, ni l'élément humain auquel l'édifice ou le lieu désigne une fonction, mais un producteur d'actes répétés et complexes qui mettent l'espace dans une situation d'accord ou de conflit avec celui qui le pratique." Pinson 1993 (Anm. 1), S. 88 f.

24 Pinson 2002 (Anm. 22), S. 410.

An den Begriff der Aneignung im Sinne eines aktivischen Gebrauchs knüpfte sich in den 1960er Jahren zugleich ein gesellschaftsutopisches Potential. Und auch in der Folge sollte dem aneignenden Gebrauch von architektonischen und urbanen Räumen durch Praktiken wie jene des Wohnens und des Gehens zumindest noch ein emanzipatorisches Potential gegenüber fixen Ordnungen und Strukturen zukommen, wie das Jean-François Augoyards Schrift *Pas à pas* und Michel de Certeaus Ausführungen über das Gehen in der Stadt verdeutlichen.[25]

Wohnen als Poiesis. Artikulationen und Aufzeichnungen des Gebrauchs von Architektur

Als grundlegend für den Begriff eines aneignenden Gebrauchs von Architektur haben sich zwei empirische Studien zum Wohnen und Wohnungsbau erwiesen: zum einen die bereits erwähnte soziologische Studie *L'habitat pavillonnaire* von Henri Raymond, Nicole Haumont, Marie-Geneviève Dezès und Antoine Haumont aus den Jahren 1964 und 1965. Als Gründer des *Institut de sociologie urbaine* war Lefebvre in diese zwangsläufig eingebunden, auch wenn umstritten ist, wie weit er im Rahmen der 1961 in Straßburg angetretenen Professur für Soziologie faktisch an ihr teilhatte.[26] Auffallend bleibt eine Anlehnung an strukturalistische und anthropologische Ansätze innerhalb der Studie, die Lefebvre aus historisch-materialistischer Sicht nicht zur Gänze teilen konnte und in seinem Vorwort zu den publizierten Untersuchungsergebnissen dann auch tatsächlich einschränkt. Zum anderen handelt es sich um die von dem Architekten Philippe

25 Jean-François Augoyard: Pas à pas. Essai sur le cheminement quotidien en milieu urbain. Paris 1979; Michel de Certeau: Arts de faire, tome 1 : L'invention du quotidien. Paris 1980. Zu den Bezügen zwischen Lefebvre und de Certeau hinsichtlich des Alltäglichen vgl. Michel Trebitsch: Henri Lefebvre en regard de Michel de Certeau : critique de la vie quotidienne. In: Christian Delacroix, François Dosse, Patrick Garcia u.a. (Hg.): Michel de Certeau. Les chemins d'histoire. Brüssel 2002, S. 141–157.

26 Vgl. Stanek 2011 (Anm. 16), S. 20.

Boudon 1969 durchgeführte Studie über eine der Inkunabeln des modernen Wohnungs- und Städtebaus: die bei Bordeaux in Pessac gebauten *Quartiers modernes Frugès* von Le Corbusier. In der zugehörigen Publikation *Pessac de Le Corbusier*[27] taucht Lefebvre ebenfalls mit einem Vorwort auf.
Den gemeinsamen Hintergrund beider Studien bildete eine Kritik am sogenannten ‚Funktionalismus' im Wohnungs- und Städtebau. Diese Kritik fokussierte sich seit den späten 1950er Jahren auf den Massenwohnungsbau der ‚Grands Ensembles'. Mit der *Cité de la Muette* in Drancy in den frühen 1930er Jahren seinen Auftakt nehmend, war der Massenwohnungsbau bereits 25 Jahre später aufgrund der sozialen Probleme in den neuen Quartieren in Verruf geraten.[28] Konkreter Ausgangspunkt der soziologischen Studie zum Einfamilienhaus war eine in den 1950er Jahren sichtbar gewordene Diskrepanz zwischen der in den Nachkriegsjahren von Seiten der Architektur und des Staates verhängten Politik der Großsiedlung, das heißt kollektiver Wohnformen, und der weithin gelebten und vielfach erstrebten Praxis des Wohnens im individuellen Eigenheim.[29] Daran hatten offensichtlich auch die neuen technischen Einrichtungen der Großsiedlungen, die einen höheren Hygienestandard und mehr Wohnkomfort bieten sollten, nichts ändern können. So ungeordnet es sich an den alten Stadträndern seit dem späten 19. Jahrhundert auch ausgebreitet hatte und so sehr es der Selbstbauweise mit den ihr eigenen Mängeln verhaftet blieb, das kleinbürgerliche Einfamilienhaus mit Garten galt der Mehrheit der Franzosen als ideale Wohn- und Lebensform. Diese Idealisierung ließ die Autorinnen und Autoren der Studie vom Einfamilienhaus als einer Utopie sprechen; Utopie durchaus im Sinne eines ideologischen Überbaus, der sich negativ auf die Akzeptanz und

27 Die Studie von Philippe Boudon: Pessac de Le Corbusier. Paris 1969, erfuhr 1977 und 1985 eine Auflage bzw. Neuauflage und lag 1971 in deutscher Übersetzung unter dem Titel: Die Siedlung Pessac – 40 Jahre Wohnen à Le Corbusier. Sozio-architektonische Studie, als Bd. 28 der Reihe Bauwelt Fundamente vor.

28 Vgl. hierzu im historischen Überblick und internationalen Vergleich Florian Urban: Tower and Slab. Histories of Global Mass Housing. London, New York 2012.

29 An der sich zuletzt noch Niklas Maak: Wohnkomplex. Warum wir andere Häuser brauchen. München 2014, abgearbeitet hat.

Durchsetzung aller anderen Wohnformen, insbesondere der kollektiven in den Großsiedlungen, auswirkte. Beabsichtigte die Studie zunächst, diese ideologischen Zusammenhänge historisch aufzuklären, indem sie über die empirischen Befragungen hinaus die Wohnverhältnisse und -diskurse des 19. und 20. Jahrhunderts aufarbeitete, dann zeigte die Praxis des Wohnens, dass das Einfamilienhaus jenseits aller Ideologien etwas erlaubte, das die standardisierte Wohneinheit in der Großsiedlung nicht in derselben Weise ermöglichte.
Dazu zählte eine Reihe räumlicher Markierungen, welche auf dem Hintergrund zoologischer Studien als Territorialisierungsstrategien interpretiert wurden. „Der Tendenz nach wenig sozialisierte Manifestationen",[30] wurden sie als Triebe (‚pulsions') verstanden, ausgeführt von einem gleichsam naturhaften Wesen Mensch, das sich dergestalt die Umwelt aneignet.[31] Solche Markierungen, allen voran die Einfriedung von Räumen (‚clôture'), im weiteren Sinne auch das Schaffen von Ecken als Rückzugsorten (‚familiarisation'), überhaupt das Einrichten von Räumen durch die Anordnung von Objekten (‚aménagement') sowie ihre Pflege, das heißt das Sauberhalten bestimmter Räume im Gegensatz zu anderen (‚entretien'), machten das ‚Es' des Einfamilienhauses („le ‚ça' du pavillon") aus. Gemäß tiefenpsychologischem Modell waren hier auch Pathologien angesiedelt wie der „fétichisme du marquage",[32] ablesbar an mit Figuren und anderen Dekorationsobjekten vollgestellten Vorgärten. Auf einer zweiten Ebene, der des ‚Ich' („le ‚moi' du pavillon"), sollte es zu einer Projektion sozialer Beziehungen auf die räumlichen Markierungen kommen. Das Schließen beziehungsweise

30 „[…] les manifestations de tendance peu socialisées […]" Raymond, Haumont, Dezès u.a. 2001 (Anm. 20), S. 57.

31 „[…] l'espace du pavillon, comme tout espace habitable, fait l'objet d'une appropriation qui opère par marquage (clôture, entretien, familiarisation, aménagement) […]. Une chose est certain: marquer l'espace, aménager, entretenir, ce sont des pulsions qui ne dépendent pas exclusivement du type des rapports sociaux déterminés par les rapports des production […]." Ebd., S. 68, vgl. 66.

32 Ebd., S. 67.

Öffnen von Räumen zeigte sich darüber als Regelung sozialer Beziehungen zwischen einem Innen und einem Außen der Behausung. Erst auf der dritten Ebene des ‚Über-Ich' („le ‚sur-moi' du pavillon") kamen Ideologien zum Tragen. Auf ihr nahm das Schließen von Räumen die Bedeutung einer Sicherung und Verteidigung des Privateigentums an.
Erklärtes Ziel der Studie war es, den Zusammenhang zwischen den räumlich-materiellen und den symbolischen Ordnungen des Einfamilienhauses darzulegen.[33] Zu diesem Zweck analysierte die Forschergruppe im Rahmen ungelenkter Interviews die Sprechakte der Bewohner nicht nur von Einfamilienhäusern, sondern auch von Wohnblöcken. Weniger über die Dinge als über die Wörter sollte das Wohnen als eine gleichermaßen räumliche und symbolische Praxis erfasst werden. Dem Einfluss des Strukturalismus war es geschuldet, dass beide Ordnungen auf Oppositionen wie geschlossen/offen, vorne/hinten, sauber/schmutzig, voll/leer, privat/öffentlich enggeführt wurden.[34] Vor dem strukturalistischen und semiologischen Hintergrund der 1950er und frühen 1960er Jahre konnte sich das Wohnen kaum anders als eine Art ‚Sprache' des Raumes vollziehen, gleichzeitig artikulierte es sich in der gesprochenen Sprache der Bewohner: „Die Fasson zu wohnen, die Art und Weise oder die Modalitäten zu wohnen, drücken sich in der Sprache aus".[35] Der Zugang zum Gebrauch von Architektur verlief damit wesentlich über die Analyse von Aussagen über das Wohnen. Diese sprach- oder zeichenorientierte Perspektive auf die Praktiken des Raumes lässt sich parallel von Roland Barthes über Jean-François Augoyard

33 Dass materielle Räume eigene Symboliken entfalten, hatte in einer für die soziologische Studie richtungsweisenden Manier Gaston Bachelard mit seiner *Poétique de l'espac*e, 1957, demonstriert. Bachelards phänomenologischer Zugriff auf das Haus blieb den Autorinnen und Autoren der Studie jedoch zu unsystematisch, Abhilfe schaffte hier die strukturale Anthropologie.

34 Vgl. hierzu Raymond 2001 (Anm. 19), S. 31–37.

35 „[L]a façon d'habiter, le mode ou les modalités de l'habiter s'expriment dans le langage." Lefebvre 2001 (Anm. 20), S. 10. Dass die Sprechakte genauso ephemer sind wie die räumlichen Praktiken des Wohnens selbst und ihre Aufzeichnung bzw. Transkription die Performanz des gesprochenen Wortes einbüßt, vergleichbar der Certeau'schen Karte, die als statisches Nebeneinander von Raumpunkten alle Spuren der Bewegung aus sich getilgt hat, wurde hierbei als Problem benannt. Vgl. ebd., S. 11.

bis hin zu Michel de Certeau verfolgen. Wird noch einmal der Standpunkt Benjamins eingenommen, nach dem sich der Gebrauch von Architektur taktil und unbewusst vollzieht, dann können die empirischen Studien zum Wohnen aus den 1960er Jahren auch als der Versuch gelesen werden, den Gebrauch von Architektur allererst Zeichen werden zu lassen, um ihn zu einem Gegenstand einer wesentlich auf Zeichen beruhenden Reflexion machen zu können.
Unterstrich Lefebvre im Vorwort der Studie zum Einfamilienhaus, dass das Wohnen eine anthropologische Tatsache ist,[36] wollte er die Untersuchung desselben gleichwohl nicht der Anthropologie überlassen. Nicht die Konstanten und Invarianten des Menschen als natürliches Gattungswesen konnten sein Ausgangspunkt sein, sondern der Mensch als ein soziales, in historischen Produktionsverhältnissen stehendes Wesen, dessen Behausung sich mit jenen ändert: „Die Wohnung hat sich mit der Gesellschaft gewandelt, mit den Produktionsweisen, selbst wenn bestimmte Züge (die Einfriedung eines Raumes zum Beispiel) eine relative Beständigkeit bewahren".[37] Die grundlegenden Triebe räumlicher Markierung blieben damit für Lefebvre kulturellen Kodes untergeordnet. Er beschrieb sie als „elementare Triebe, quasi-biologisch, obgleich einem kulturellen System unterworfen", die sich ihrerseits mit den ebenfalls kulturell determinierten „Quasi-Konstanten" des Alters und des Geschlechts verbanden.[38] Unabhängig von diesen graduellen, wenn auch ideologisch durchaus relevanten Unterschieden wurden die Ergebnisse der Befragungen von dem Leiter des *Institut de sociologie urbaine* und dem Team der Studie dahingehend interpretiert, dass das Einfamilienhaus entschieden mehr Optionen für die Aneignung des Raumes und auch der Zeit bereithielt als die auf Mindestmaße berechnete und

36 Es machte sich hier die Lektüre Heideggers und Bachelards geltend.

37 „L'habitation a changé avec la société, avec le mode de production, même si certains traits (la clôture d'un espace, par exemple) conservent une constance relative." Lefebvre 2001 (Anm. 20), S. 9.

38 „[…] pulsions élémentaires, quasi-biologiques bien que soumises à un système culturel." Ebd., S. 18.

in ihrer Anordnung festgelegte Mieteinheit in den Wohnblöcken. Unter den Formen räumlicher Aneignung nahm insbesondere der ‚aménagement' eine zentrale Rolle ein: mit seinen Möglichkeiten des Um- und Anbaus, den vergleichsweise frei einzurichtenden Räumen, den Dach- und Kellerräumen, Rumpelkammern und Abseiten bot das Einfamilienhaus dem ‚habitant-bricoleur' eine Vielfalt an Gestaltungsmöglichkeiten, die sich den unterschiedlichen Bedürfnissen verschiedener Lebensphasen anpassen konnten. Im Massenwohnungsbau war all das nicht vorgesehen. Seine Wohneinheiten konnten wohl genutzt, nicht aber angeeignet werden. Auf der Ebene des ‚aménagement' wurde die Kritik am Funktionalismus in der Architektur konkret.

Die empirische Studie zum Einfamilienhaus führte zu dem paradoxen Schluss, dass das gegenüber dem Neuen Bauen in Form der kollektiven Großsiedlung scheinbar antimoderne, zudem kleinbürgerliche Einfamilienhaus neu betrachtet werden musste, zumal es offenbar wie kaum eine andere Wohnform eine auf aneignendem Gebrauch basierende Praxis des Wohnens zuließ. Lefebvre bekannte, dass die Studie das Einfamilienhaus rehabilitiert habe, dass diese Rehabilitation jedoch nicht ohne eine kritische Reflexion seiner Ideologien auskomme. Was wollen die Menschen als soziale Wesen, fragte Lefebvre: „Sie wollen einen flexibel anzueignenden Raum, und das sowohl im Maßstab des privaten Lebens wie auch in dem des öffentlichen Lebens, des städtischen Ballungsraumes und des Landschaftsraumes".[39] Unter den Anforderungen moderner Technik und urbaner Großräume war ein Konzept des Wohnens zu entwickeln, das eine Aneignung und damit einen qualitativen Raum und eine qualitative Zeit ermöglichte, oder kurz: „Das Einfamilienhaus in der kollektiven Einheit, der anzueignende Raum mit den praktischen Vorteilen des organisierten sozialen Lebens […]".[40] Das Projekt einer Synthese zwischen dem Individuellen und dem

39 „Ils veulent un espace souple appropriable, aussi bien à l'échelle de la vie privée qu'à celle de la vie publique, de l'agglomération et du paysage." Ebd., S. 22.

40 „Le pavillon dans l'ensemble collectif, l'espace appropriable avec les avantages pratiques de la vie sociale organisée […]." Ebd.

Kollektiven sah Lefebvre im Werk Le Corbusiers vorweggenommen,[41] auch dies ein Paradoxon der Diskussion um den Gebrauch von Architektur, die in den 1960er Jahren mit Le Corbusier gegen Le Corbusier argumentierte.

Spuren des Gebrauchs im Bild. Die Evidenz der Fotografie

An ebendieser Stelle setzte die fünf Jahre später von Philippe Boudon über Pessac durchgeführte Studie ein. Sie basierte ebenfalls auf Befragungen der Bewohner, zog darüber hinaus die Fotografie zur Dokumentation der durch den alltäglichen Gebrauch veränderten Wohnhäuser heran. Der Einsatz der Fotografie war schon im Rahmen der soziologischen Studie zum Einfamilienhaus in Erwägung gezogen „und bedingt realisiert" worden. Das fotografische Bild sollte die Dinge des Wohnens, im Speziellen die ‚Verzierungselemente' („éléments de l'ornementation"), als eine Ausdrucksform des Gebrauchs von Architektur ‚zum Sprechen bringen'.[42] Ein methodischer Einsatz der Fotografie wurde dann jedoch nicht nur aus Kosten- und Zeitgründen aufgegeben. Die scheinbar willkürliche Anbringung von Zierwerk in und an den Häusern, bis in die Gärten hinein, entzog sich der systematischen Erfassung. Anders in der Studie

41 Es könnten Lefebvre hier die 1922 von Le Corbusier projektierten *Immeubles-Villas* vor Augen gestanden haben, die Le Corbusier wie folgt beschrieben hat: „Les ‚*Immeubles-Villas*' proposent une formule neuve d'habitation de grande ville. Chaque appartement est, en réalité, une petite maison avec jardin, située à n'importe quelle hauteur au-dessus d'une chaussée. […] la densité des quartiers d'habitation demeure la même qu'aujourd'hui, mais les maisons montent plus haut, sur des perspectives considérablement élargies. La crise de la domesticité est un évènement social inévitable qui réclame l'organisation des services communs. Les ‚*Immeubles-Villas*', par les moyens coopératifs de ravitaillement, proposent la solution même des Halles Centrales de grande ville." Le Corbusier, Pierre Jeanneret: Œuvre complète de 1910–1929 (1929), hg. v. Willy Boesiger, Oscar Stonorov, neu aufgelegt. Zürich 1937, S. 41. Philippe Boudon wertete die *Immeubles-Villas* in diesem Sinne später als „formule architecturale – et verbale – qui énonce parfaitement cette opposition individuel/collectif qui fut au centre de ses préoccupations jusqu'à la solution des unités d'habitation." In den *Quartiers modernes Frugès* sah er zugleich eine Probe auf das Konzept der *Immeubles-Villas* gegeben. Vgl. Boudon 1969 (Anm. 27), S. 37. Ein einzelnes Gebäude vergleichbaren Typs (*Immeuble à alvéoles*) hatten Le Corbusier und Pierre Jeanneret bezeichnenderweise als Eingangssituation in die Siedlung geplant. Es wurde jedoch nicht realisiert.

42 Vgl. Raymond 2001 (Anm. 19), S. 10.

von Boudon: Dort entfalteten die Fotografien der Wohnhäuser der *Quartiers modernes Frugès* eine eigene Evidenz und Rhetorik. Dies wird nur auf der Grundlage von Baugeschichte und historischem Bildmaterial der Siedlung deutlich.

Als Bauherr der Siedlung von Pessac trat Henri Frugès auf, Sohn eines Zuckerfabrikanten, der auf Le Corbusier über dessen Schriften zum industriellen Wohnungsbau in der Zeitschrift *L'Esprit Nouveau* aufmerksam geworden war.[43] Nach einer ersten Beauftragung Le Corbusiers und Pierre Jeannerets mit dem Bau von zehn Wohnhäusern in Lège bei Arcachon, um Arbeiter räumlich an eine Fabrik zur Herstellung von Verpackungen für die Zuckerproduktion zu binden, plante Frugès den Bau einer weiteren Wohnsiedlung. Dazu wählte er eine Wiese in Pessac bei Bordeaux. Von den ursprünglich geplanten 130 bis 150 Häusern inklusive Geschäften konnten 51 Wohnhäuser realisiert werden.[44] Beabsichtigte Le Corbusier gemäß seinen bereits zu Beginn der 1920er Jahre entwickelten Maximen des Wohnungs- und Städtebaus den Bau von mehrgeschossigen ‚Wohnmaschinen' in Pessac, dann war es offensichtlich Frugès, der das Projekt auf Ein- bis Dreifamilienhäuser beschränkte. Auf Frugès geht nach eigener Darstellung auch der farbige Anstrich der von Le Corbusier ursprünglich roh belassenen Häuser zurück. Frugès stellte die Farbgebung als Surrogat für das Fehlen jedweden Ornaments und Dekors an den Fassaden heraus, erkannte er doch hierin etwas, das dem tradierten Bild des Hauses und des

43 Die Zeitschrift *L'Esprit Nouveau* wurde von Paul Dermée, Amédée Ozenfant und Charles-Édouard Jeanneret (alias Le Corbusier) herausgegeben. Die erste Nummer erschien im Oktober 1920. Die Artikel über die Architektur in den Ausgaben des *Esprit Nouveau* wurden wesentlich von Le Corbusier verfasst.

44 Zur Baugeschichte der *Quartiers modernes Frugès* vgl. Boudon 1969 (Anm. 27); Brian Brace Taylor: Le Corbusier et Pessac 1914–1928, 2 Bde., hg. v. der Fondation Le Corbusier in Kooperation mit der Universität Harvard. Bourges 1972; Marylène Ferrand, Jean-Pierre Feugas, Bernard Le Roy u. a.: Le Corbusier: Les Quartiers modernes Frugès. Basel u. Paris 1998.

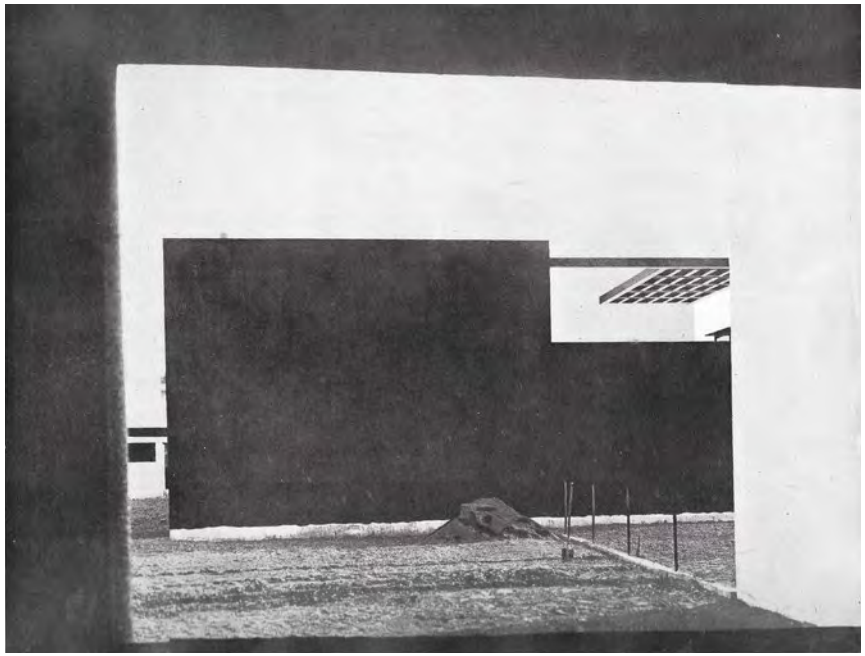
Wohnens so deutlich widersprach, dass er die Nutzung und Verwertung der Häuser gefährdet sah.[45] Le Corbusier hat die Farbgestaltung der Wohnsiedlung hingegen stets mit den Raum bildenden und transformierenden Eigenschaften der Farbe begründet: Die in Blau und Grün gehaltenen Außenwände dienten der optischen Erweiterung des Raumes, indem sie die Wand zur Umgebung und zum Himmel hin auflösten, die in Rotbraun ausgeführten Wände betonten kontrastierend dazu deren physische Präsenz.

Neben der ungewohnten Architektur ließen jedoch vor allem der erst zwei Jahre nach Fertigstellung der Siedlung erfolgte Anschluss an die öffentliche Wasserversorgung sowie sicher auch der Preis der Häuser – Unwägbarkeiten in den Produktionsabläufen und der Baustellenleitung hatten die Kosten, die auf Seiten der seriellen Fertigung eingespart werden sollten, am Ende in die Höhe getrieben[46] –, die Käufer ausbleiben. Erst das Gesetz Loucheur zur staatlich gestützten Baufinanzierung aus dem Jahr 1928 trug dazu bei, dass sich Bewohner für die Häuser fanden. Angesichts dieser Umstände sprach Le Corbusier im *Œuvre complète* mit Bezug auf Pessac von einer „in die Annalen der Idee einzuordnenden schmerzhaften, harten Lektion" und davon, wie dieses Lehrstück zeige, „dass die neuen Initiativen gegen die öffentliche Meinungsfront anrennen und dass die Meinung Krieg gegen die Ideen führt"[47].

45 Vgl. Frugès zit. n. Boudon 1969 (Anm. 27), S. 9–10. Diese retrospektive Selbsteinschätzung von Frugès übersieht, dass die Polychromie Thema bereits der niederländischen Architektur der frühen 1920er Jahre gewesen ist, es also Le Corbusier geläufige Vorbilder gegeben hat, dass sich Le Corbusier bereits eigene Grundlagen farbiger Flächen- und Formgestaltung im Rahmen der puristischen Malerei und der Innenraumgestaltung erarbeitet hatte sowie schließlich Le Corbusiers Interesse an physiologischen Farblehren, die auch in den *Esprit Nouveau* aufgenommen worden sind. Vgl. hierzu ausführlich Jan de Heer: The Architectonic Colour. Polychromy in the Purist architecture of Le Corbusier. Rotterdam 2009.

46 Vgl. hierzu Taylor 1972 (Anm. 44), S. 40.

47 „[…] une leçon douloureuse, sévère, à classer dans les annales de l'‚Idée' et montrant que les initiatives nouvelles heurtent l'opinion de front et que l'opinion fait la guerre aux idées." Le Corbusier u. Jeanneret 1937 (Anm. 41), S. 78.



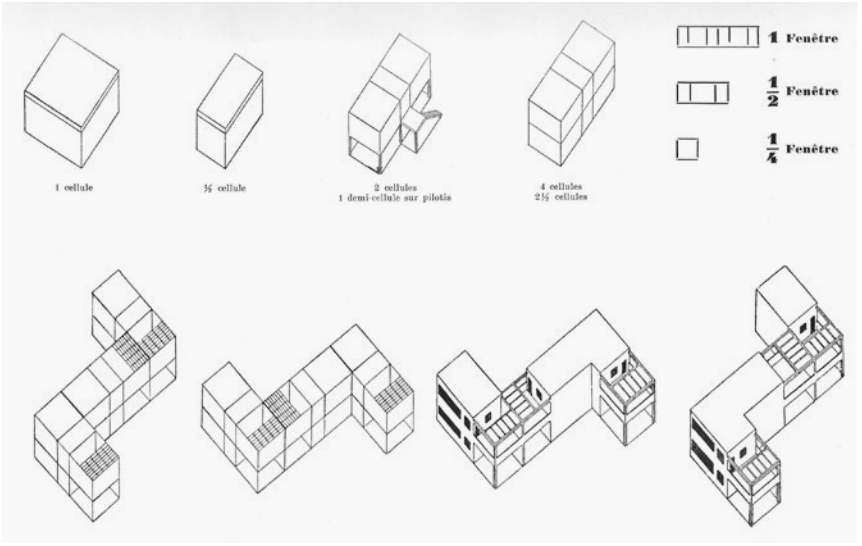
● Abb. 1: Auftakt der Fotostrecke zu den *Quartiers modernes Frugès* im *Œuvre complète*, Polychromie der Außenwände, Pessac 1925. Quelle: Le Corbusier, Pierre Jeanneret: Œuvre complète de 1910–1929 (1929), hg. v. Willy Boesiger, Oscar Stonorov, neu aufgelegt. Zürich 1937, S. 79

Dem korrespondiert im *Œuvre complète* eine eigentümlich ikonoklastische Fotografie als Auftakt der fotografischen Dokumentation der Siedlung durch Le Corbusier (Abb. 1). Eine die gesamte Recto-Seite einnehmende Schwarzweißfotografie gibt im architektonisch gerahmten Ausschnitt den Blick auf eine der farbigen, im Bild anthrazit erscheinenden Wandflächen der gegeneinander versetzten Häuser (‚Maisons en quinconce') frei. Weiße Wandflächen gehen in der bearbeiteten Fotografie fast nahtlos in ein monochromes Himmelsgrau über, sodass sich die Architekturfotografie einer geometrischen Flächenkomposition und abstrakten Malerei annähert[48] – wären da nicht ein Spaten

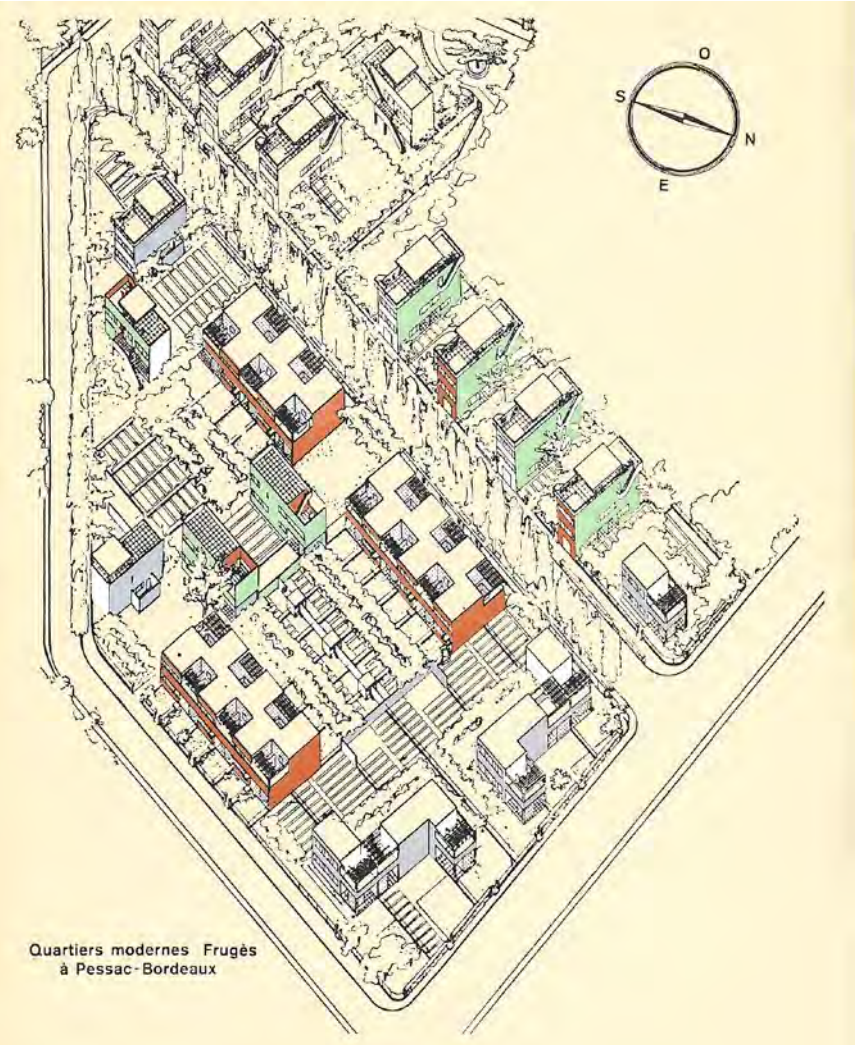
48 Barbara Mazza hat an dieser Fotografie ebenfalls die bildnerische Wirkung einer abstrakten plastischen Komposition hervorgehoben, zugleich auf die Nähe zu den Kompositionsschemata der puristischen Malerei Le Corbusiers hingewiesen. Auf den ikonoklastischen Gestus dieser Fotografie ist sie jedoch nicht eingegangen. Barbara Mazza: Le Corbusier e la fotografia. La verité blanche. Florenz 2002, S. 117–118.

und ein Erdhaufen im Bildmittelgrund als indexikalische Zeichen für eine konkrete Baupraxis. Die den Blick des Betrachters verweigernde Geste der Fotografie liegt darin, dass hier über die architektonische Rahmung ein Bildraum auf ostentative Weise erst geschaffen wird, um sich durch die zentrale Wandfläche im Bildmittelgrund sofort wieder zu entziehen.

Alle Häuser der *Quartiers modernes Frugès* basierten auf einem Standardmodul von 5 x 5 Metern, das der Serienbauweise mit armiertem Beton und der industriellen Fensterproduktion geschuldet war. Die Kuben, die sich aus dem Modul ergaben, setzte Le Corbusier zu verschiedenen Wohnhaustypen zusammen, hier am Haus in Z-Form nachzuvollziehen (Abb. 2). Als Reminiszenz an die ursprünglich geplanten Wolkenkratzer nannte sich der höchste, zwei Wohneinheiten umfassende Typ ‚gratte-ciel'. Innerhalb der städtebaulichen Anlage waren die jeweiligen Haustypen zu Einheiten zusammengefasst, indem sie entweder über Arkaden oder durch Versatz geschlossene Reihen entlang der Straßenzüge bildeten und sich auf den



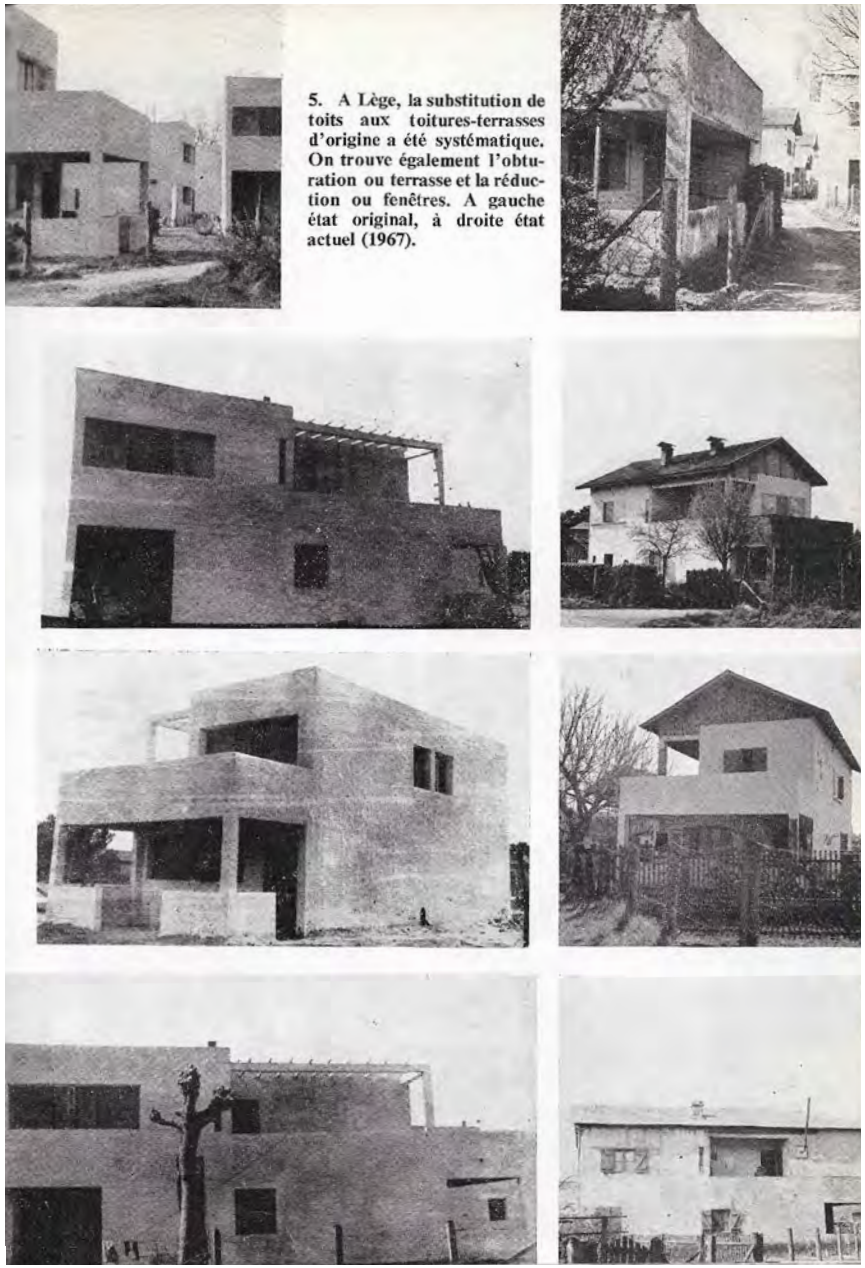
● Abb. 2: Kombination der standardisierten Raum- und Fensterelemente zum ‚Maison de type Zig-Zag'. Quelle: Le Corbusier, Pierre Jeanneret: Œuvre complète de 1910–1929 (1929), hg. v. Willy Boesiger u. Oscar Stonorov, neu aufgelegt. Zürich 1937, S. 69



● Abb. 3: Bebauungsplan der *Quartiers modernes Frugès*, 1925. Quelle: Philippe Boudon: Pessac de Le Corbusier. Paris 1969, Bildapparat

bebauten Parzellen direkt gegenüber lagen, wie aus dem folgenden Bebauungsplan hervorgeht (Abb. 3). Alle Haustypen wiesen über das zugrunde liegende Standardmodul hinaus weitere Gemeinsamkeiten auf, die als charakteristisch für Le Corbusiers Architektur angesehen werden können. Er hatte sie über eine Reihe an Entwürfen, unter anderem den *Maisons Dom-ino* und *Monol* sowie dem *Maison Citrohan*, entwickelt: grundsätzlich die Serienbauweise anhand von Standardelementen, darüber hinaus die an modernen Transportmitteln orientierten Fensterbänder, die Aufständerung, sodass sich eine Verkehrsfläche unterhalb des ersten Geschosses bildete, Flachdach und Dachterrasse, keine räumliche Trennung zwischen reinen Verkehrs- und Wohnflächen innerhalb der Wohnung. Genau diese Elemente der Architektur waren es dann auch, die den weitreichendsten Eingriffen durch die Bewohner unterliegen sollten.

Was im Einzelnen an den Wohnhäusern von Pessac verändert wurde, geht besonders aus den Fotostrecken hervor, die Boudon als eigenständigen Bildapparat an das Ende seiner Studie gestellt hat (Abb. 4). Die Fotografien auf der ersten Doppelseite beziehen sich noch auf die Wohnhäuser in Lège. Historische Aufnahmen zeigen mehr oder minder den jeweiligen ‚Urzustand' der Häuser, ihnen unmittelbar zugeordnet sind aktuelle Aufnahmen der Gebäude. Wie zu erkennen, ist an die Stelle des Flachdachs ein Satteldach getreten, Dachterrassen sind überbaut, die Fensterbänder erscheinen verkleinert, allesamt Maßnahmen, über die die Häuser zugleich an den regionalen Hausbau angepasst wurden. Auf demselben Kontrast beruht auch die fotografische Dokumentation über die Wohnsiedlung in Pessac (Abb. 5). Nach einer ersten Übersicht über die verschiedenen Haustypen in Form aktueller Straßenansichten folgen auch hier Gegenüberstellungen von Gebäudeaufnahmen aus den späten 1920er und späten 1960er Jahren. Unterbrochen werden sie von einem Beispiel des regionalen Hausbaus in Gestalt der ‚échoppe bordelaise', welche durch Anbauten gekennzeichnet ist und damit einen notorischen Hang der Bewohner zum ‚aménagement' verriet – etwas, das sich auf die *Quartiers modernes Frugès* übertrug. Nicht immer wurde für die visuelle Dokumentation der Standpunkt der historischen Aufnahmen mit ihrem gleichermaßen monumentalisierenden und dynamisierenden Blickwinkel auf die Architektur eingenommen. Frontale Ansichten der veränderten Fassaden bis hin zu Bildmontagen, die am Beispiel der ‚Maisons en quinconce' den Rückbau der



● Abb. 4: Veränderungen an den Wohnhäusern in Lège. Quelle: Philippe Boudon: Pessac de Le Corbusier. Paris 1969, Bildapparat

Fensterbänder ‚in Serie' zeigen, Aufsichten auf die überbauten Dächer und Dachterrassen sowie Detailaufnahmen der an den Häusern und in den Gärten vorgenommenen Eingriffe dominieren den Bildapparat.
Für das historische Bildmaterial griffen Boudon und sein Team wesentlich auf die Fotografien zu Pessac von Sigfried Giedion zurück, die dieser in seinen Büchern *Bauen in Frankreich, Befreites Wohnen* und *Raum, Zeit, Architektur* veröffentlicht hatte.[49] Eine weitere Bildquelle war Le Corbusiers und Jeannerets *Œuvre complète*. Darin fanden sich ebenfalls Aufnahmen von Giedion[50] sowie mindestens eine Aufnahme Werner Hegemanns,[51] die dieser 1925 bei einem Besuch Pessacs angefertigt hatte. Hinzu kam ein historisches Pressefoto aus der Tageszeitung La Petite Gironde.[52] Die visuelle Rhetorik und Kontextualisierung der historischen Aufnahmen entging Boudon, wie er den ersten Kritiken über Pessac in der Tages- und Fachpresse überhaupt unterstellte, sich in ihrer Argumentation kaum zu unterscheiden und wesentlich Le Corbusier das Wort zu reden. Das lässt sich nur begrenzt aufrechterhalten. Paulette Bernège beispielsweise betonte in der von ihr herausgegebenen haushaltsökonomischen Zeitschrift *Mon Chez Moi* die Rationalität der Planung und das tayloristische Prinzip der Serienproduktion.[53] Aus der Perspektive einer effizienten Haushaltsführung würdigte Bernège an der ‚machine à habiter' zudem den Wohnkomfort

49 Dies betrifft in Boudon 1969 (Anm. 27) die Abb. 15 und 49.

50 Es handelt sich hierbei um die Fotografien mit den Legenden „Les petites maisons (façades peintes)" und „La terrasse couverte au rez-de-chaussée" auf den Seiten 81 und 85 des *Œuvre complète*. Beide liegen heute im gta-Archiv der ETH Zürich. In Boudon 1969 (Anm. 27) ist davon jedoch keine aufgenommen.

51 Die Autorenschaft Hegemanns der Fotografie auf Seite 82 (rechts unten) des *Œuvre complète* ist verbürgt durch den Bildnachweis in Steen Eiler Rasmussen: Le Corbusier. Die kommende Baukunst? In: Wasmuths Monatshefte für Baukunst 9 (1926), S. 378–393, hier S. 393.

52 Nicht alle Quellen der historischen Aufnahmen Pessacs sind dabei in Boudon 1969 (Anm. 27) nachgewiesen.

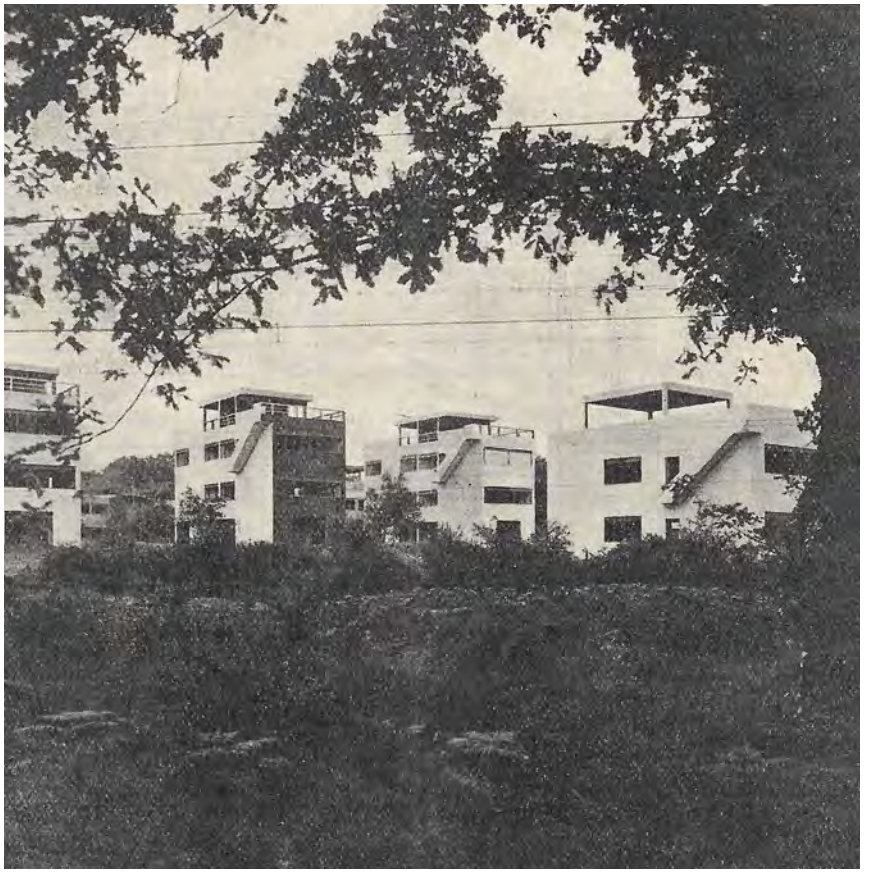
53 Paulette Bernège: La machine à habiter. In: Mon Chez Moi. La revue d'organisation ménagère, 15.11.1926, S. 239–243. Diesen Artikel zog Boudon als eine zentrale historische Quelle heran.

● Abb. 5: Veränderungen an den Wohnhäusern in Pessac am Beispiel des Haustyps ‚Maison en quinconce'. Quelle: Philippe Boudon: Pessac de Le Corbusier. Paris 1969, Bildapparat

und die Hygienestandards. Dem Hygienediskurs konform hob sie auf das einfallende Sonnenlicht und die Durchdringung der Baukörper mit Luft ab. Diese Argumentation wurde in dem Artikel durch Fotografien unterstützt, die Pessac als eine in die Natur eingebettete Siedlung, als Gartenstadt, zeigen: Einem gerahmten Blick über die Dachterrassenlandschaft der Siedlung[54] folgen unter anderem zwei Aufnahmen, bei denen die ‚Maisons à arcades' und mehrere Häuser des Typs ‚gratte-ciel' hinter und zwischen Büschen und Bäumen im Bildvordergrund auftauchen (Abb. 6).

54 Im Artikel der Mon Chez Moi wurde hier eine Fotografie verwendet, an der Le Corbusier und Jeanneret im *Œuvre complète*, S. 85, die Polychromie diskutieren sollten. Die hier aus dem Artikel aufgenommene Abbildung, die Pessac als eine ‚Gartenstadt' zeigt (vgl. Abb. 6), geht auf eine Fotografie Sigfried Giedions zurück (vorgehalten im gta Archiv der ETH Zürich). Sie wurde auch für eine Bildpostkarte zu den *Quartiers modernes Frugès* verwendet, vgl. Mazza 2002 (Anm. 48), Bildapparat.

Giedions eigene Besprechung der Wohnsiedlung in Bauen in Frankreich drehte sich hingegen um konstruktive und formalästhetische Aspekte. Fragen zum Wohnen, und das heißt zur Funktion und zum Gebrauch der Typenhäuser, reduzierte Giedion auf die Notwendigkeit, den industriellen Wohnungsbau zu einem zentralen Gegenstand der Architektur zu machen. Die im Vordergrund stehende Affinität zum Kubismus beziehungsweise Purismus hinsichtlich sich durchdringender Flächen und



● Abb. 6: Die *Quartiers modernes Frugès* als Gartenstadt in der Zeitschrift *Mon Chez Moi*, Fotografie Sigfried Giedion. Quelle: Paulette Bernège: La machine à habiter. In: Mon Chez Moi. La revue d'organisation ménagère, 15.11.1926, S. 239–243, hier S. 243

● Abb. 7: Puristische Flächen- und Raumkompositionen im Bildvergleich nach Sigfried Giedion. Quelle: Sigfried Giedion: Bauen in Frankreich. Bauen in Eisen. Bauen in Eisenbeton (1928), hg. v. Sokrates Georgiadis. Berlin 2000, S. 86 u. 87

Volumina visualisierte Giedion durch die Gegenüberstellung eines puristischen Gemäldes von Le Corbusier und einer Hinteransicht der ‚Maisons en quinconce' (Abb. 7). Der vor- und zurückspringenden Fassade der Häuserzeile mit ihren hellen und dunklen Außenwänden und ihren Fensteröffnungen entsprechen in der Schwarzweißabbildung des Gemäldes alternierende Flächen unterschiedlicher Helligkeit. Der Bildvergleich zielte auf Giedions Argument, dass Le Corbusiers Architektur weder Raum noch Plastik sei, sondern topologisches Beziehungsgefüge von innen und außen. Andere Fotografien Giedions betreiben über Untersichten, diagonale Bildfluchten oder angeschnittene Bildformate in den Publikationen zugleich eine Monumentalisierung und gewisse Dynamisierung der einzelnen Gebäude, ohne dass sie schon dem Neuen Sehen

entsprechen[55] (Abb. 8). Es greift hier, was im selben Maße für Le Corbusiers eigenen Umgang mit der Fotografie festgestellt worden ist: die Publikation seiner Bauten über eine genau kalkulierte Auswahl von Ansichten und damit in gewisser Hinsicht die Schaffung von ‚Ikonen' der Architektur mittels der Fotografie.[56] Dass Giedion Ende der 1920er Jahre auch anderes an den Wohnhäusern in Pessac sah und dokumentierte, zeigen einige Aufnahmen aus seiner Fotosammlung,[57] die er nicht in seine Schriften aufnahm. Auf ihnen wurden bereits eine erste Verwilderung der Dachterrassen und Fassadenschäden durch die ohne Dachüberstände und äußere Fensterlaibungen zu Kuben gefügten Außenwände sichtbar, beides übrigens Punkte, die in den Interviews von Boudons Studie immer wieder zur Sprache kamen.

Ein weiterer wichtiger Artikel des Architekten Steen Eiler Rasmussen über Pessac in *Wasmuths Monatsheften für Baukunst* versuchte zum einen, das Neue an der Architektur von Le Corbusier, nämlich die Überwindung von Masse und Raum zugunsten von Linie und Fläche, wahrnehmungsästhetisch herzuleiten. Auch hier kam der Gegenüberstellung eines puristischen Gemäldes (von Amédée Ozenfant) und einer Innenansicht von Le Corbusiers Villa La Roche in Auteuil, Paris, die Funktion eines visuellen Beweises zu. Zum anderen imaginierte Rasmussen die Wohnsiedlung zu einem Zeitpunkt im Gebrauch, als sie noch nicht bewohnt war: „Man denke sich die ganze Siedlung bewohnt, die flachen Dächer von dem lebendigen Pflanzenwuchs der hängenden Gärten überwuchert, in den überschatteten Küchenhöfen wehen die bunten, trocknenden Wäschestücke im Winde, während Kinder spielend hin und her laufen." Um dem die Frage anzuschließen: „Ist dies nun die kommende Baukunst?"[58] Tatsächlich

55 Zur Fotografie bei Giedion vgl. Werner Oechslin, Gregor Harbusch (Hg.): Sigfried Giedion und die Fotografie. Bildinszenierungen der Moderne. Zürich 2010.

56 Folgende Zahlen in Bezug auf Le Corbusiers Fotosammlung zu Pessac sind aufschlussreich: „Del quartiere residenziale a Pessac, invece, su 150 fotografie realizzate, solo 6 vengono pubblicate 4 o più volte, di queste 6 solo una, che é una fotografia realizzata da Sigfried Giedion, viene pubblicata più di 5 volte." Giovanni Fanelli: Introduzione. In: Mazza 2002 (Anm. 48), S. 9–17, hier S. 16.

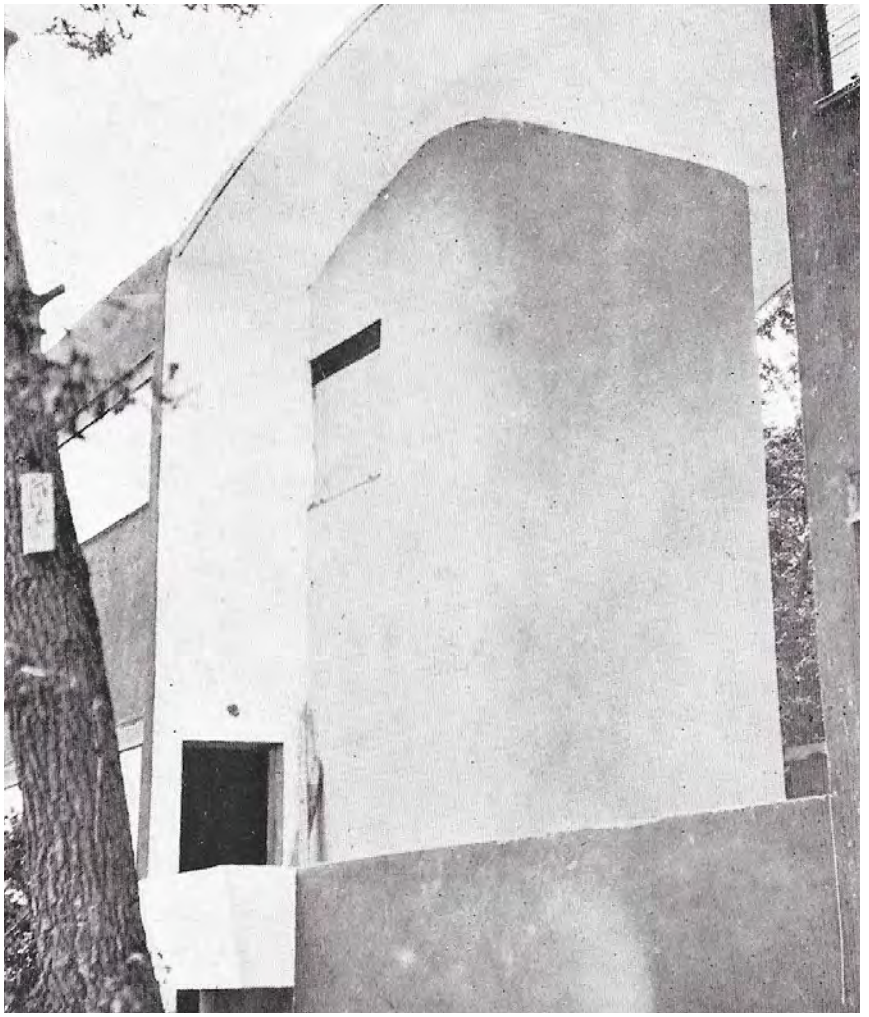
57 Vorgehalten im gta Archiv der ETH Zürich.

58 Rasmussen 1926 (Anm. 51), S. 386.

entschied sich für Rasmussen der Wert der neuen Baukunst weniger an der visuellen Wirkung des Gebauten, sondern an seinem Zweck und seinem Gebrauch. Und hier fiel die Antwort in Bezug auf die *Quartiers modernes Frugès* vorläufig negativ aus. Die Zweckmäßigkeit stellte Rasmussen allein schon deshalb in Frage, weil die Außenwände der Wohnhäuser kaum dämmten und, erschwerender noch, die Baukosten trotz aller Einsparungen am Ornament das Budget derjenigen überstiegen, für die sie gebaut worden waren. Stand schon dies einer zweckorientierten Nutzung der Häuser entgegen, dann erkannte Rasmussen in der fehlenden Berücksichtigung der Wohnbedürfnisse und des Geschmacks der zukünftigen Bewohner ein noch größeres Hindernis: Schlicht „unbrauchbar" nannte er die Wohnsiedlung im Hinblick auf die „Arbeiterbevölkerung".[59] Was Le Corbusier auf Seiten von Zweck und Gebrauch einbüßte, sprach ihm Rasmussen hingegen auf ästhetisch-poetischer Seite zu. ‚Firmitas' und ‚utilitas' vernachlässigend hatte Le Corbusier für Rasmussen in Pessac auch ohne Ornament der ‚venustas' gehuldigt, er hatte Architektur als Kunst betrieben.

Boudon sah über diese unterschiedlichen Kontexte des historischen Bildmaterials hinweg. Unabhängig von der visuellen Argumentation, die die Fotografien in den Kritiken der 1920er Jahre jeweils übernahmen, nutzte er sie als neutrale historische Bildquellen, die einen Urzustand der Wohnsiedlung wiedergeben sollten. Eine objektive Betrachtung dieses Urzustandes hat es jedoch nie gegeben, schon in die historischen Ansichten der Wohnbauten haben sich bestimmte Denk- und Sehweisen eingeschrieben. Hätte Boudon allein die nicht veröffentlichten Fotografien Giedions von Pessac den aktuellen Aufnahmen der Studie gegenübergestellt, der Kontrast wäre geringer ausgefallen. So aber wird dem Betrachter ein von allen Spuren der Herstellung, der Witterung und des ersten Gebrauchs weitgehend befreites, zudem monumentalisiertes und dynamisiertes Bild der *Quartiers modernes Frugès* vermittelt, das zu den vielgestaltigen und kleinteiligen Änderungen an und in den Häusern in einen scharfen

59 Ebd., S. 392.



● Abb. 8: Monumentalisierung durch Untersicht am Beispiel des Haustyps „Maison à arcades', Fotografie Sigfried Giedion. Quelle: Le Corbusier, Pierre Jeanneret: Œuvre complète de 1910–1929 (1929), hg. v. Willy Boesiger, Oscar Stonorov, neu aufgelegt. Zürich 1937, S. 85

Widerspruch tritt. Eben darüber entfaltet Boudons Bildapparat aber seine eigene Argumentationskraft. Die Gegenüberstellung der beiden Bildkorpora zeigt nicht nur ein zeitliches Vorher und Nachher, sie kontrastiert auch einen abstrakten Planungswillen und die konkrete Lebenswirklichkeit, das eine ideale Modell und die Vielzahl seiner möglichen Realisationen.

Mehr noch als die Sprache evidentialisierten die Fotografien in Boudons Studie den Gebrauch von Architektur, indem sie ihn unmittelbar sichtbar machten. Die Fotografien leisteten das nicht, weil sie den Gebrauch im Vollzug zeigten, was das statische Bild der Fotografie schlechterdings nicht kann, sondern weil sie ebenjene Spuren abbildeten, die der Gebrauch am materiellen Baukörper hinterlassen hatte: eine Art spontanes Ornament. Ohne diese Formen der Aufzeichnung wäre der Gebrauch womöglich dort geblieben, wo Benjamin ihn vermutet hatte: im taktilen Verkehr mit den Dingen, über den sich die tastende Hand und der sich bewegende Körper in der Regel nur dann Rechenschaft ablegen, wenn sie Widrigkeiten erfahren.

Der Körper des Architekten

Und was heißt das für Pessac? Bezeugten all die Veränderungen an den Wohnhäusern der Siedlung das Scheitern von Le Corbusier? Ja und nein. Die An- und Umbauten hatten seinen rationalen Plan, sein ideales Modell des Wohnhauses subversiv unterlaufen. Gleichzeitig hatten die auf der Grundlage dieses Planes errichteten Wohnhäuser mit ihren vergleichsweise freien Grundrissen und offenen Räumen wie Dachterrasse, Terrasse und Freifläche durch Aufständerung im Erdgeschoss den Bewohnern eine Vielzahl an Möglichkeiten eröffnet, die Häuser nach ihren Bedürfnissen umzugestalten. Sie hatten also im besten Sinne des Wortes dem ‚aménagement' gedient. Die Differenz zwischen Plan und Ausführung, Denken und Tun wurde auf diesem Hintergrund in den Körper des Architekten selbst hineinverlegt. Oder wie Lefebvre über das Verhältnis von bewusster Planung und unbewusstem, sich verselbständigem Tun bei Le Corbusier schrieb: „[…] der Architekt-Urbanist [Le Corbusier] wollte das durch die technische Vernunft bestimmte Funktionale und entwarf einen vorausberechneten, geometrischen Raum, gebildet aus Kuben und Kanten, aus Hohlräumen und Körpern, aus homogenen Volumina. [...] Was machte Le Corbusier in Wirklichkeit? Vielleicht weil er Genie hatte, vielleicht weil die begabtesten Menschen niemals genau nur das machen,

was sie machen wollten [...], stellte er einen relativ formbaren, veränderbaren Raum her".[60] Er hatte einen Raum entworfen, dem sich die Bewohner nicht passiv einfügten, sondern den sie aktiv bewohnten.

60 „[…] l'architecte-urbaniste [Le Corbusier] voulut du fonctionnel déterminé par les raisons techniques, et conçut un espace prévu, géométrique, composé de cubes et d'arêtes, de vides et de pleins, de volumes homogènes. [...] Que fit en réalité Le Corbusier? Peut-être parce qu'il avait du génie, peut-être parce que jamais les hommes les plus doués ne font exactement ce qu'ils avaient voulu [...], il produisit un espace relativement plastique, modifiable." Henri Lefebvre: Préface. In: Boudon 1969 (Anm. 27), S. 9 f., hier S. 9.

RALF LIPTAU UND MORITZ SCHUMM

Aufführung (in) der Architektur

Kinobauten im Gebrauch

Der Begriff ‚Kino' benennt einen Ort, an dem zwei Erfahrungsräume aufeinandertreffen: Der imaginäre Bildraum des Films und der konkrete architektonische Bau. Die Autoren schlagen eine Brücke zwischen Filmwissenschaft und Architekturgeschichte und analysieren gemeinsam den Erlebnisort Kino anhand eines konkreten historischen Fallbeispiels.

Kino als Film und Gebäude

Was meint man eigentlich, wenn man von ‚Kino' spricht, wenn man sagt: „Ich gehe ins Kino"? Zunächst einmal impliziert der Begriff die Ankündigung einer kinematografischen Erfahrung: Man wird sich einen Film ansehen. Zugleich bedeutet es aber auch, dies nicht in den eigenen vier Wänden zu tun, sondern vor die Haustür zu treten, einen urbanen Raum zu durchqueren und ein spezifisches Gebäude oder einen bestimmten Gebäude-Typus aufzusuchen. Im Allgemeinen bedeutet ‚ins Kino gehen' letztlich, zwei Erfahrungsräume miteinander in Kontakt zu bringen: zum einen den filmischen Illusionsraum, dem man sich als *Zuschauerin* oder *Zuschauer* im Kinosaal aussetzt, zum anderen den konkreten architektonischen Raum, den man als *Besucherin* oder *Besucher* durchschreitet und der einen auch während der Vorführung umgibt. In seiner Alltagsverwendung steht der Begriff ‚Kino' – so unsere These – für ein gemeinsames Erleben architektonischer und filmischer Elemente: Für die Besucherinnen und Besucher des Kinos wird die Erfahrung des Gebäudes auch durch das darin situierte kinematografische Erleben strukturiert.

Und für die Zuschauer arbeitet die sie umgebende, gebaute Umwelt an der Bedeutung des filmischen Sehens und Hörens mit.[1] Im Gegensatz zu diesen Alltagserfahrungen ist der wissenschaftliche Umgang mit diesem Phänomen durch eine klar geregelte Auftrennung des Untersuchungsfeldes gekennzeichnet. Die Zuständigkeiten und Kompetenzen sind hierbei verteilt auf die jeweiligen Disziplinen, vor allem auf diejenigen der Film- und der Architekturwissenschaft. Für Forschende der Filmwissenschaft liegt der Fokus auf dem Leinwandgeschehen und dessen audio-visueller Verlaufsform. Das Gebäude des Kinos wird dabei zu einer abstrakten Grundlage des Filmsehens: sich weniger um die Spezifik des einzelnen Baus bemühend, versteht sich das Kino als der klassische Ort der Filmsichtung und zeichnet sich vor allem durch seine Funktion als Vorführraum aus. Dieser stellt sich ganz in den Dienst des Films, indem er die Wahrnehmung und Aufmerksamkeit der Zuschauer möglichst von deren je eigener körperlicher Verortung ablöst und sie gänzlich auf die Bewegungsbilder des Films fokussiert. Im Kinosaal ist es dunkel, und genau das erlaubt es dem Film, das Gesichtsfeld und die Wahrnehmung des Publikums für sich zu vereinnahmen und seinen kinematografischen Illusionsraum möglichst unbeeinflusst zu realisieren. Die Bedeutung der architektonischen Rahmung liegt damit vor allem in ihrer allgemeinen Zurückgenommenheit.
Aus der Perspektive der Architekturwissenschaft hingegen ist das Kino zunächst ein Gebäude. Eine klassische architekturhistorische Analyse würde einen konkreten Bau in die

1 Eine Feststellung, die für die Filmwissenschaft gegenwärtig eine besondere Relevanz beansprucht, da der Kinobesuch mittlerweile eine Möglichkeit unter anderen darstellt, sich einen Film anzusehen. Hierdurch gewinnt nicht nur die dispositive Macht der kinematographischen Apparatur neue Virulenz, sondern es stellt sich auch die Frage, was es bedeutet, einen Film für das Kino zu inszenieren bzw. im Kino zu sehen. Vgl. hierzu bspw. Francesco Casetti: The Lumière Galaxy. 7 Key Words for the Cinema to Come. New York 2015; Barbara Klinger: Beyond the Multiplex. Cinema, New Technologies, and the Home. Berkeley, Los Angeles, London 2006.

entsprechende Geschichte und Tradition der Bauaufgabe einordnen, ihn mit anderen Werken aus dem Œuvre der Architektin vergleichen, charakteristische Merkmale des Bautypus beschreiben und eventuell den städtebaulichen und sozialen Kontext der Entstehungszeit rekonstruieren. Das Kinogebäude erfüllt in dieser Perspektivierung zwar eine funktionale Bestimmung, indem es den Raum für Filmvorführungen bietet. Dennoch ist es hier der Film, der nur als eine abstrakte Grundlage in den Blick gerät. Er liefert den Grund für das Bauvorhaben und dessen Realisierung, während eine architekturwissenschaftliche Untersuchung anschließend im Regelfall die bauliche Gestalt in das Zentrum rückt.

Die US-amerikanische Architektin Maggie Valentine hat Mitte der 1990er Jahre eine ähnliche Leerstelle zwischen beiden Disziplinen und derem jeweiligen Blick auf das Kino benannt: Architekturhistoriker hätten die Kinoarchitektur entweder gar nicht beachtet oder nur als Abkömmling eines theaterarchitektonischen Stil- und Formenrepertoires ohne spezifische Erfahrungswerte beschrieben. Filmhistorikerinnen hingegen hätten sich bis dato tendenziell auf die Entwicklung der Filmproduktion und -rezeption konzentriert und die Vorführsituation nur auf generalisierende Weise thematisiert.[2] Die Benennung dieses Desiderats deutet einerseits auf ein anzustrebendes Verständnis von Architektur hin, das diese nicht nur in ihrer manifesten Konstanz anvisiert, sondern gerade im Kino eine durch den konkreten Film mitgetragene, erfahrungsspezifische Heterotopie erkennen will.[3] Und umgekehrt wird auch für die Analyse des Films nach einer Perspektive gefragt, in der das Gebäude für die Filmwahrnehmung bedeutsam wird.

2 Vgl. Maggie Valentine: The show starts on the sidewalk. New Haven, London 1994, S. 2 f.

3 Gerade für Michel Foucault stellen das Kino und das Theater in dieser Hinsicht paradigmatische Heterotopien her, die sich nicht auf eine einmalige Bestimmung verlassen können, sondern gerade in der Vielgestaltigkeit ihrer Erfahrbarkeit bedeutsam sind: „Die Heterotopie vermag an einem einzigen Ort mehrere Räume, mehrere Platzierungen zusammenzulegen, die an sich unvereinbar sind. So läßt das Theater auf dem Viereck der Bühne eine ganze Reihe von einander fremden Orten aufeinander folgen; so ist das Kino ein merkwürdiger viereckiger Saal, in dessen Hintergrund man einen zweidimensionalen Schirm einen dreidimensionalen Raum sich projizieren sieht“ (Michel Foucault: Andere Räume. In: Karlheinz Barck, Peter Gente, Heide Paris u.a. (Hg.): Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Leipzig 1998, S. 34–46, hier S. 42).

Nach einer *de jure* vollzogenen Auftrennung entlang unterschiedlicher Disziplinen gilt unser Interesse einem Ansatz, mit dem beide Seiten als eine sich gegenseitig Bedeutung verleihende Einheit gedacht werden können. Eine Einheit, die *de facto* und für die Kinobesucherinnen immer schon gegeben ist. Denn in ihrer Wahrnehmung betreten und durchqueren sie beim Kinobesuch nicht nur das Gebäude auf dem Weg zum Sitzplatz und von dort aus wieder zurück auf die Straße. Sondern sie erleben und ‚durchqueren‘ eben auch die filmische Verlaufsform. Beide, so unser analytischer Ausgangspunkt, sind nicht einfach beziehungslos hintereinander geschaltet. Film und Bau spannen vielmehr ein gemeinsames Beziehungsnetzwerk auf, das sich als ein gemeinsamer Erfahrungsraum und eine aneinander geschulte Erscheinungsweise beschreiben lassen kann.

Um dies im Folgenden nachzuvollziehen, richten wir den Blick auf ein historisches Ereignis. Es handelt sich hierbei um eine Situation, in der sich ein konkreter Kinobau und ein ebenso konkreter Film auf anschauliche Weise zu einer gemeinsamen Gestalt für das Publikum verbinden. Das *Los Angeles Theatre*, das nach Plänen des Architekten Charles S. Lee zu Beginn der 1930er Jahre errichtet wurde, ist mit der Uraufführung von Charlie Caplins *City Lights* eröffnet worden. Eine doppelte Premiere also, die ihren Sinn weniger in isolierten Einzelanalysen offenbart, als vielmehr in einem gemeinsam konstituierten Bedeutungsgefüge.

Ein typischer Movie Palace?

Beim *Los Angeles Theatre* (Abb. 1[4]) handelt es sich um einen der so genannten Movie Palaces. Es ist somit der Vertreter eines Bautypus, der seit Mitte der 1910er bis in die frühen 1930er Jahre in den USA entstand und dessen „peak years“[5] in den 1920er Jahren lagen. Seine film- und architekturgeschichtliche Bedeutung wird in der Regel an dem Umstand festgemacht, es hierbei mit einer

4 Die Autoren danken dem Graduiertenkolleg „Das Wissen der Künste“ an der Universität der Künste Berlin für die Finanzierung der Bildrechte zu den Abbildungen 1, 2 und 5.

5 Charlotte Herzog: The Movie Palace and the theatrical Sources of its architectural Style. In: Cinema Journal 20, 2 (1981), S. 15–37, hier S. 15.

der ersten Formen genuiner Kinoarchitektur zu tun zu haben. Bis zu diesem Zeitpunkt fanden Filmvorführungen zunächst als Jahrmarktattraktionen in entsprechend improvisierten Buden und später in umgebauten Ladenlokalen oder Theatern statt.[6] Die Movie Palaces in den USA waren hingegen die ersten Bauten, die speziell für kinematografische Aufführungen errichtet wurden. Und zum ersten Mal wurden professionelle Architekten engagiert, um sie zu planen. Parallel dazu emanzipierte sich der Film sukzessive von seiner Eingliederung in ein weitreichendes Programm aus Varieté, Schauspiel und Gesang. Eine Besonderheit des *Los Angeles Theatre*s liegt darin, dass es 1930/31 für einen privaten Bauherrn, H. L. Gumbiner, errichtet wurde. Das rund 2.000 Plätze fassende Kino war damit eines der wenigen, das zu dieser Zeit nicht von einer großen Film-Produktionsfirma, sondern von einem eigenständigen Investor erbaut wurde.

Bei der noch heute weitgehend erhaltenen Außenansicht des *Los Angeles Theatre*s fällt zunächst der Anspruch auf städtebauliche Dominanz auf: Der im Wesentlichen zweigeschossige, breit gelagerte Bau erhebt sich in seiner Mitte durch eine turmartige Erhöhung, die das Kinogebäude innerhalb der Fassadenfront hervorhebt und betont. Um die großflächigen Fenster im ersten Obergeschoss herum, vor allem aber auf der Fassadenfläche des Turms, wird bereits für die Außensicht beinahe alles aufgeführt, was die Architekturgeschichte an Würdeformeln aufzubieten hat: Die beim *Los Angeles Theatre* insgesamt im Renaissancestil französischen Vorbilds gehaltene Fassade ist unter anderem geprägt durch korinthische Säulen in monumentaler Ordnung, eine symmetrisch im Zentrum angelegte apsidiale Einnischung und einen

6 Zu den historischen Vorläufern der Movie Palaces siehe ausführlich: Gregory A. Waller (Hg.): Moviegoing in America. Oxford 2002; aber auch: Herzog 1981 (Anm. 5), S. 18–32; mit Blick auf die deutsche Kinogeschichte siehe auch: Arne Sildatke: Vom Rummelplatz in die Innenstadt. Zur Formation einer Kunstform am Beispiel der Filmpaläste der 1920er Jahre. In: kunsttexte.de 1 (2010). URL: http://edoc.hu-berlin.de/kunsttexte/2010-1/sildatke-arne-3/PDF/sildatke.pdf (4. Mai 2016).

● Abb. 1: Das *Los Angeles Theatre*, nach Plänen von Charles S. Lee in den Jahren 1930/31 errichtet. Bauzeitliche Außenaufnahme. Quelle: Theatre Historical Society of America, Elmhurst, Illinois

plastisch durchgestalteten, reich geschmückten Giebelbereich. Darunter erstreckte sich das – heute stark umgestaltete – ebenfalls reich verzierte und weit über den Gehweg auskragende Vordach, das vor allem durch seine starke Illuminierung in Beziehung zum Außenbau stand. Zahlreiche Glühbirnen erhellten die Markise, und durch einen leuchtenden Schriftzug wurde die Fassade auf eine damals neuartige Weise akzentuiert. Das ‚Licht-Spiel-Haus' strahlte selbstbewusst in den Stadtraum und unterstrich hierdurch seinen Anspruch als Symbol und Ausdruck einer modernen Lebenswelt, die der Movie Palace maßgeblich durch das noch junge Medium Film repräsentierte.

Diese Inszenierung, die eine historisierende Zitatevielfalt mit moderner Beleuchtungstechnik zusammenführt, findet ihre Fortsetzung in der Gestaltung der Innenräume und vor allem des Foyerbereichs (Abb. 2). Von seinem Planer wurde er

● Abb. 2: Die repräsentative Geste der Fassade wird im Foyer des *Los Angeles Theatres* fortgeführt. Bauzeitliche Innenaufnahme. Quelle: Theatre Historical Society of America, Elmhurst, Illinois

explizit in Anlehnung an den Spiegelsaal von Versailles konzipiert.[7] Zahlreiche Lüster und Lichtquellen sowie ein kristallin leuchtender Springbrunnen überführen die ebenso prunkvolle wie eklektizistische Phantasmagorie der Fassade in den Innenraum. Die Kronleuchter illuminieren einen Saal, der sich in den verspiegelten Wandelementen noch virtuell multipliziert und erweitert. Unterhalb des Foyers schließt sich ein weiterer, groß angelegter Saal an, der als holzvertäfelte Lounge zum Aufenthalt diente, während die Besucher auf ihre Filmvorführung warteten. Über ein gläsernes Prisma in der Decke dieses Raumes konnten sie die zu diesem Zeitpunkt schon laufende Vorführung – ohne Ton – im Sinne einer ‚Sneak Preview' bereits sehen.

Neben diesem zentralen Lounge-Bereich im Untergeschoss verzweigt sich der Bau in eine Vielzahl von Funktionsräumen, die ebenfalls zum Verweilen einluden: Ein Raucherzimmer, ein Spielzimmer für Kinder und ein Musikraum zählen hierzu ebenso wie ein Restaurant und luxuriös ausgestattete Toilettenbereiche. In ihrem Übersichtsband über *American Theatres of today* unterstreichen Randolph Williams Sexton und Benjamin Franklin Betts aus zeitgenössischer Perspektive die Bedeutung solcher Räumlichkeiten: „Consideration must be given in laying out the plan to the location of rest and smoking rooms. In the larger theatres these rooms are of such importance and so elaborately designed and furnished that they give more the air of a club or hotel than of a theatre".[8]

Der Beschreibung des Kinos als Gebäude lassen sich entsprechende funktionale Qualitäten und Bedeutungshorizonte zuordnen, wie sie sich in gängigen architekturhistorischen Analysen zu den Movie Palaces im Allgemeinen und dem *Los Angeles Theatre* als einem ihrer Vertreter finden lassen. Die wesentliche Bestimmung der Fassadengestaltung wird von der Architekturhistorikerin Charlotte Herzog pointiert zusammengefasst: „All the iconographic features of the exteriour of the movie palace were designed to make the front of the theater a

7 Vgl. Valentine 1994 (Anm. 2), S. 62.

8 R. W. Sexton, B. F. Betts: American Theatres of Today, Bd. 1. New York 1927, S. 5.

‚show window' that invited the customer to attend the performance".[9] Der Kinoarchitekt E. C. A. Bullock sah die Aufgabe der Kinofassade ganz ähnlich, indem er schrieb: „It must actually be a magnet to draw the people on foot and in vehicles towards its doors".[10] Das prägnanteste Bild hierfür bietet für Valantine die Überlagerung von Innen- und Außenraum, welche das Vordach für die Passanten auf der Straße inszeniert: „Customers may have thought they were only seeing a movie, bur for Lee, the show literally started on the sidewalk; the terrazzo, box office, and marquee were previews of the luxury and escape awaiting those who purchased a ticket".[11]

Diese Vereinnahmung des städtischen Außenraums – die Ausgestaltung eines „exteriour pocket of space"[12] – und die damit anvisierte ‚Sogwirkung' wurden auch durch die Illuminierung als besonderes Attraktionselement befördert. In Beziehung zu den historischen Anleihen des Baus steht die Beleuchtung aber auch für das zeitgenössische Bestreben, das Kino für sein Publikum zu nobilitieren. Zunächst vor allem auf dem Jahrmarkt und Rummelplatz zu finden, galt das Kino in seiner Anfangszeit als eine niedrige Unterhaltungsform, die sich erst ihren Rang unter den Künsten erstreiten musste. Die besondere Betonung der Beleuchtung, die das Kino bei Nacht als eine reine Lichtarchitektur im Straßenbild erscheinen ließ, spielte hierbei dann nicht nur mit der Modernität des Films als einem Lichtspiel.[13] Sie war zugleich Teil einer übergeordneten Konzeption von Zeichenhaftigkeit im Stadtraum, für die die Kinoarchitektur sich am Formenrepertoire klassischer und kanonischer Architektur bediente. Das Licht als Metapher schrieb das noch junge Medium Film hierdurch in eine Traditionslinie gesellschaftlich legitimierter und angesehener Kunstproduktion ein.

Zu dieser Strategie zählte auch die Anlehnung des Baus an europäische Theaterarchitektur, die allein schon durch seine Benennung deutlich wird. So behielt der Innenraum des

9 Herzog 1981 (Anm. 5), S. 16.

10 E. C. A. Bullock: Theater Entrances and Lobbies. In: Architectural Forum XLII, 6 (1925), S. 369–372, hier S. 369.

11 Valentine 1994 (Anm. 2), S. 60.

12 Herzog 1981 (Anm. 5), S. 16.

Kinosaales nicht nur eine Sitzstruktur bei, die Parkett und Balkon unterscheidet. Die Leinwand war darüber hinaus mit einem prächtig bestickten Theatervorhang und einem Rahmen ausgestattet, der die Filmvorführung an den Blick in eine Guckkastenbühne erinnern ließ. Die besondere Betonung des unteren Foyers im *Los Angeles Theatre* übernahm zudem wesentliche Aspekte der Pariser *Opera Garnier* und ihres weitläufigen Foyerbereichs.

Ein weiterer Aspekt, der in Bezug auf die Architektur und ihren Gebrauch als Kino häufig Erwähnung findet, führt das bisher Gesagte schließlich zu dem Gesamtbild einer Raumerfahrung zusammen, in der nicht nur Innen und Außen, sondern ebenso Fiktion und Realität in ein ambivalentes Verhältnis miteinander treten: Das Kino wird als Überführung von der lebensweltlichen Realität der Städte und ihres Alltags hin zu den Fantasie- und Illusionswelten des Films verstanden, die bereits auf dem Trottoir ihren Anfang nimmt und sich bis zum Moment des Vorführungsbeginns durchhält. So beschreibt Valentine die Wirkung der Spiegel im Foyer: „These surroundings thrust the ticket holders into the role of actors, causing them to pose and primp before the mirrors".[14] Und Bullock ergänzt: „In reality the lobby must be a place of real interest, a place where the waiting throng may be transformed from the usual pushing, complaining mob into a throng of joyous and contended people".[15]

Eine spezielle Raumerfahrung

Werbewirksame Inszenierung, Nobilitierung eines neuen Mediums und die Etablierung einer Architektur gewordenen filmischen Traumwelt sind die häufigsten Zuschreibungen, die sich um die Analyse der Movie Palaces und deren allgemeine Bedeutung ranken. Der von uns angestrebte, konkrete Blick auf das Erleben der Zuschauenden – und die Bezugnahme auf die damit verbundene Filmvorführung – kann dem gegenüber noch

13 Vgl. zu dieser Argumentation z. B. Sildatke 2010 (Anm. 6).

14 Valentine 1994 (Anm. 2), S. 62.

15 Bullock 1925 (Anm. 10), S. 372.

eine weitere Facette vor Augen führen. Wir werfen deshalb im Folgenden nicht nur den Blick auf das konkrete Gebäude, sondern vielmehr auf eine historische Situation, in der die Architektur durch die Aufführung eines spezifischen Filmes ihre Gestalt erfuhr. Wir verstehen die Filmvorführung im Kino damit nicht als eine immer in gleicher Weise wiederholbare, also reproduzierbare Darbietungsform. Vielmehr geht es uns darum, das Filmerlebnis als ein einmaliges zu verstehen, das an einen bestimmten Ort und ein konkretes Datum gebunden ist.

Bei unserem Fallbeispiel handelt es sich um das bereits genannte Ereignis einer doppelten ‚Uraufführung', die am 31. Januar 1931 in Los Angeles einige Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat: Denn an diesem Tag feierte nicht nur das *Los Angeles Theatre* seine Premiere und öffnete zum ersten Mal seine Pforten. Dieser feierliche Anlass wurde darüber hinaus mit der Weltpremiere von Charlie Chaplins *City Lights* begangen. Das damit gegebene Aufeinandertreffen von diesem Film und diesem Gebäude wirft ein spezifisches Licht auf den damit verbundenen Erfahrungsraum dieses Kinos.

Losgelöst von seiner konkreten Aufführung im *Los Angeles Theatre* steht bei einer Betrachtung von *City Lights* zumeist Charlie Chaplin im Mittelpunkt, der hier sowohl als Regisseur, Produzent, Hauptdarsteller und – erstmals – Komponist agierte. Produktionsästhetische Ansätze betonen dabei insbesondere die verwickelte Entstehungsgeschichte des Filmes. Und gerade am Beispiel von *City Lights* stehen auch immer der besondere Regie-Stil und das herausragende mimische Talent Chaplins im Vordergrund. So kommt eine Analyse, wie sie beispielsweise Charles Maland liefert, nicht umhin, die Besprechung der letzten Einstellungen mit „The Heartbreaking Ending"[16] zu überschreiben. Und in Bezug auf einen anderen Film Chaplins, aber durchaus die Emotionalität von *City Lights* treffend, schreibt Bertolt Brecht: „Aber er ist das Erschütterndste, was es gibt, es ist eine

14 Valentine 1994 (Anm. 2), S. 62.

15 Bullock 1925 (Anm. 10), S. 372.

16 Vgl. Hierzu die Analyse zu dieser Sequenz in Charles Maland: City Lights. London 2007, S. 93–103.

ganz reine Kunst. Die Kinder und die Erwachsenen lachen über den Unglücklichen, er weiß es: Dieses fortwährende Gelächter im Zuschauerraum gehört zu dem Film, der todernst ist und von erschreckender Sachlichkeit und Trauer".[17] Hierbei, wie im gesamten Film und durch das Œuvre Chaplins, steht die Figur des Tramps im Mittelpunkt, die auch für Brecht das Komische mit einem tragischen Naturalismus verbindet, indem es die Slapstickeinlagen dieser Figur sind, die zugleich belustigen und den metaphorischen Rahmen für eine Gesellschaftskritik abgeben sollen.

Auch dem Publikum des *Los Angeles Theatres* von 1931 trat diese Figur als Hauptfigur und Fokus der filmischen Bewegungsbilder vor Augen. Die Zuschauenden verfolgten Chaplin bei seinen komischen Verstrickungen mit den Handlungsräumen, durch die das Narrativ ihn – von Szene zu Szene und von Situation zu Situation – stolpern lässt. Im Falle von *City Lights* bedeutet dies ein beständiges Changieren zwischen extremer Armut und extremem Reichtum als zwei Welten, zwischen denen der Tramp hin- und herwechselt. So ist er zu Beginn noch ein heruntergekommener Störenfried, der die Einweihung einer Statue durch seine bloße Anwesenheit bereits wieder zu einer Entweihung werden lässt. Indem er aber einen ebenso reichen wie volltrunkenen Lebemann vor dem Selbstmord bewahrt, wendet sich das Blatt für ihn: Überschwänglicher Dank, neue Kleidung, Geld und ein Auto zu seiner Verfügung bieten ihm die Möglichkeit, sein Ziel zu verfolgen, ein Blumenmädchen von ihrer Armut und Blindheit zu befreien. Zumindest bis der Millionär wieder nüchtern ist und seine Erinnerung an den Tramp verloren hat. Erst der nächste Rausch bringt dann ein Wiedererkennen mit sich, bis der nächste Morgen kommt.

Dieses Oszillieren des Protagonisten zwischen den Welten wird vor allem über die Ausgestaltung des Bildraums verdeutlicht. Fast komplett im Studio und auf dem Werkgelände von Chaplins

17 Vgl. Bertolt Brecht: Tagebuch. 29. Oktober 1921. In: Dorotheee Kimmich (Hg.): Charlie Chaplin. Eine Ikone der Moderne. Frankfurt a. M. 2003, S. 43–44, hier S. 43 f.

● Abb. 3: Die Tramp-Figur und der Bildraum der Straße. Still aus *City Lights* (Charles Chaplin, USA 1931)

Produktionsfirma entstanden, offerieren die Außenaufnahmen dennoch das Bild einer gegenwärtigen Stadt, deren Straßen das Zuhause des Tramps sind. Eine Ausnahme bieten die kurzen Phasen des Wohlstands (Abb. 3). Sie führen ihn auch häufiger in Innenräume, und hierbei vor allem in das palastartige Zuhause des Millionärs, dessen Wohnbereich nicht nur luxuriös ausgestattet ist, sondern in seiner Einrichtung wie eine Fortführung des *Los Angeles Theatres* mit kinematografischen Mitteln wirkt: Säulen und hohe Fenster betonen die Vertikalität des Raumes, während die Tramp-Figur in den Polstern der Sofas versinkt. Die Vorhänge im Hintergrund, die kaskadenförmig aufgehängt sind, strukturieren und beschließen den Bildraum. Und sie tun dies auch an den Seitenrändern der Leinwand, indem es dort die Theatervorhänge des Kinosaals selbst sind, die sich um das Bewegungsbild des Filmes legen (Abb. 4 und 5).

Es sind diese Momente, in denen die Begegnung aus Bau und Film eine besonders prägnante Erfahrbarkeit für das

● Abb. 4: Von der Straße in den Innenraum: Der ‚Tramp' in mondänem Umfeld . Still aus *City Lights* (Charles Chaplin, USA 1931)

zeitgenössische Publikum offeriert. Denn sie bietet das Potenzial einer Einfaltung des Vorführsaales in die Leinwand oder umgekehrt: der Verlängerung des filmischen Handlungs- in den tatsächlichen Publikumsraum. In beiden Richtungen etabliert sich hierdurch eine Verbindung zwischen der kinematografischen Illusion und der konkreten Architektur, in der man als Zuschauer Platz genommen hat. Mehr noch: Angeleitet durch diese Überschneidung der fiktiven und realen Räume findet eine doppelte kinematografische Erzählung zu ihrem Ausdruck. Der Moment der Durchlässigkeit deutet auf einen Rezeptionsmodus, der die Verlaufsform der Bewegungsbilder auf der Leinwand in Korrespondenz mit der Bewegung der Zuschauerinnen bis vor die Leinwand nachvollziehen lässt: Die filmische Bewegung von der Straße in die schlossartige Villa reflektiert den Gang durch die Straßen von Los Angeles und in das mondäne *Los Angeles Theatre*, um sie als den Wechsel zwischen Armut und Reichtum zu inszenieren. Getragen wird dieser Eindruck von

● Abb. 5: Die opulente Gestaltung des Kinosaals kommt stellenweise mit der Bildwelt von City Lights zur Deckung. Bauzeitliche Innenaufnahme. Quelle: Theatre Historical Society of America, Elmhurst, Illinois

einer historischen Gegenwart. Schließlich war es die Zeit der *Great Depression* nach dem *Black Thursday* von 1929, deren Auswirkungen die 1930er Jahre beherrschten und ein städtisches Umfeld bildeten, das durch wachsende Armut und eine zuvor nicht dagewesene Arbeitslosigkeit gekennzeichnet war. Damit verstärkte sich der Effekt, den Sexton und Betts schon 1927 beschrieben hatten: „An unusual condition has […] been brought about. The masses, revelling in luxury and costly beauty, go to the theatre, partly, at least, to be thrilled by the gorgeousness of their surroundings which they cannot afford in their home life“.[18]
Das *Los Angeles Theatre* verschrieb sich in seiner Verbindung aus Film und Architektur also nicht nur dem Vorsatz, dem Film als Medium Anerkennung zu verschaffen. Vielmehr kam der Architektur die Rolle zu, den Film auf der Ebene der Wahrnehmungsangebote zu begleiten. Dabei beschränkte sich das Gebaute aber eben nicht darauf, mit seinen Mitteln lediglich eine Fiktionalisierung anzubieten, die einem *allgemeinen*

Illusionsraum des Films entspräche. Mit der Aufführung von Chaplins Film nahm die architektonische Phantasmagorie vielmehr ganz konkrete Züge an: Der Film strahlte über seine Grenzen hinaus, der Bau strahlte in die Leinwand hinein. Soziale Differenzen fanden in dieser kinematografischen Gestalt aus Bau und Film zu einer Inszenierung, die sie nur einen Steinwurf voneinander entfernt und überwindbar erscheinen ließen. In diesem Sinne formulierte Charles Lee selbst: „The idea behind the big movie palaces was that people could go in for only twenty-five cents and feel like royalty. They could sit on velvet seats under crystal chandeliers, in an atmosphere that was much grander and more lavish than anything else they knew“.[19]

Fazit

Film und Architektur stehen für zwei unterschiedene Weisen der Wahrnehmung, die ihren Niederschlag für die Wissenschaft in zwei distinkten Disziplinen finden. Dennoch weisen sie auch starke Beziehungen zueinander auf. Die Filmwissenschaftlerin Gertrud Koch spricht in diesem Sinne von einem erfahrungsspezifischen Reflexionsverhältnis, in dem beide Phänomene ihre Vorzeichen füreinander verkehren: Während die Wahrnehmung des Baus „jenseits seiner funktional geplanten Gebrauchsformen“ die Körperbewegung des Betrachters voraussetzt, verfahre der Film „auf den ersten Blick genau umgekehrt […]. [N]ur rudimentäre Bewegungen der Augen und somatische Innervationen des Körpers verweisen auf die motorische Kopplung des Gesichtssinns. Dafür bewegt sich die Kamera, verschieben sich die Bild- und Blickachsen auf der Leinwand in unserer Wahrnehmung umso mehr“.[20]
Das Kino kann in diesem Sinne als konkrete Ausformulierung dieser Beziehung verstanden werden, indem beide Seiten in engen Kontakt miteinander gesetzt werden, sich überschneiden und gegenseitig interpretieren. Denn ‚ins Kino gehen‘ bedeutet

18 Sexton, Betts 1927 (Anm. 8), S. 14.

19 Zitiert nach: Karen June Safer: The Functions of Decoration in American Movie Palace. In: Marquee 14, 2 (1982), S. 3–9, hier S. 6.

eben auch immer, sich auf diese doppelte kinematografische Erfahrung einzulassen – einen Kinofilm in einem Kinogebäude zu sehen. Was im Allgemeinen als Diskursivierung des Kinobesuchs verstanden werden kann, gewinnt seinen besonderen Ausdruck in Momenten, in denen die beiden Raumwahrnehmungen zu einer exponierten Einheit finden. Die Premiere von Chaplins *City Lights* im *Los Angeles Theatre* bringt dies exemplarisch auf den Punkt, wenn die filmische Narrationsbewegung und ihre Bildräume sich in den Bewegungsabläufen der Zuschauerinnen und der sie anleitenden *mise en scène* des Kinogebäudes reflektieren.
Man hat es schließlich mit einem Erleben zu tun, das sich kaum wiederholen lässt, sondern im Hier und Jetzt seiner Wahrnehmbarkeit aufgeht. Die Reproduzierbarkeit und Wiederholbarkeit des Films sowie die Festigkeit der auf Dauer ausgelegten Bauten begegnen hierin einer Perspektive, die sie zusammen unter dem Aspekt ihrer Aufführung und instantanen Erfahrbarkeit anspricht. Das mag Strukturierungen andeuten, die ebenso ephemer wie kontingent wirken gegenüber einer objektivierbaren und allgemeingültigen Verortung. Zugleich deuten sich jedoch auch Horizonte an, in denen Film und Gebäude mehr sind als ihre signifikanten Manifestationen. Sie sind durch die Augen der Zuschauer und Besucherinnen auch immer eine gemeinsame Erscheinungsweise, die einen ganz eigenen Sinn produziert und auf diese Weise wahrgenommen wird.

20 Gertrud Koch: Einleitung. In: Dies.: Umwidmungen. Architektonische und kinematographische Räume. Berlin 2005, S. 7–20, hier S. 10 f.

MARTIN DOLL

Architekturwahrnehmung im Gebrauch

Haptische Rezeption, Propriozeption und ‚beiläufiges Bemerken'

Walter Benjamin spricht in seinem Kunstwerk-Aufsatz von der Architekturwahrnehmung „durch Gebrauch" und „Gewohnheit". Diese Rezeptionsformen werden mit Überlegungen des Philosophen Brian Massumi in eine produktive Verbindung gebracht, um die nicht-visuellen, haptischen beziehungsweise propriozeptiven Dimensionen der Architekturwahrnehmung genauer zu analysieren. Dies wird konzeptuell an Benjamins Überlegungen zur Architekturrezeption „in einem beiläufigen Bemerken" gekoppelt, um zu zeigen, dass es insbesondere in Plansequenzen in Spielfilmen ins Werk gesetzt wird. Abschließend wird gefragt, ob sich daraus Erkenntnisse für den Gestaltungsprozess von Architektur gewinnen lassen oder warum nicht.

Der Beitrag soll sich unter dem Stichwort ‚Architekturrezeption im Gebrauch' besonderen Formen der Wahrnehmung von Gebäuden widmen, insbesondere, wie man sich darin orientiert und wie man sie in Bewegung erfährt.[1] Dafür werden Walter Benjamins Überlegungen zur ‚taktischen Rezeption' mit Gedanken des kanadischen Philosophen Brian Massumi

1 Bei diesem Text handelt es sich um eine veränderte wie auch deutlich gekürzte Fassung eines bereits publizierten Artikels mit einem Fokus auf dem Moment der Zerstreuung: Martin Doll: Architektur und Zerstreuung. ‚Gebrauch', ‚Gewohnheit' und ‚beiläufiges Bemerken'. In: figurationen 16 (2015), H. 2, S. 25–44.

zur körperlichen Wahrnehmung in ein produktives Verhältnis gebracht. Der Weg wird von der haptischen zur propriozeptiven Rezeption und von dort über das beiläufige Bemerken zur ungerührten Rezeption führen, um schließlich zu fragen, in welchem Verhältnis Architektur und Spielfilm gedacht werden können. Dies soll am Ende auf den Vorschlag hinauslaufen, dass die medienkulturwissenschaftliche Architekturbetrachtung selbst zerstreut vorzugehen hat, um das Ephemere ihres Gegenstands nicht zu verfehlen.

Rezeption in der Zerstreuung

Walter Benjamins Kunstwerk-Aufsatz ist berühmt geworden für die Formel von der „Rezeption in der Zerstreuung",[2] vor allem im Zusammenhang mit der Schockwirkung durch die auf den Zuschauer geschossartig zustoßenden Bilder von Filmen als solchen. Der Aufsatz ist hier von besonderem Interesse, weil Benjamin in dessen dritter Fassung das erste Mal überhaupt von der „Rezeption in der Zerstreuung" in Verbindung mit der Architektur spricht: „Bauten werden auf doppelte Art rezipiert: durch Gebrauch und durch Wahrnehmung. Oder besser gesagt: taktisch und optisch. Es gibt von solcher Rezeption keinen Begriff, wenn man sie sich nach Art der gesammelten vorstellt, wie sie z. B. Reisenden vor berühmten Bauten geläufig ist. Es besteht nämlich auf der taktischen Seite keinerlei Gegenstück zu dem, was auf der optischen die Kontemplation ist. Die taktische Rezeption erfolgt nicht sowohl auf dem Wege der Aufmerksamkeit als auf dem der Gewohnheit. Der Architektur gegenüber bestimmt diese letztere weitgehend sogar die optische Rezeption. Auch sie findet von Hause aus viel weniger in einem gespannten Aufmerken als in einem beiläufigen Bemerken statt".[3]

2 Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit [Dritte Fassung]. In: Ders.: Werke und Nachlaß. Kritische Gesamtausgabe. Hg. v. Christoph Gödde, Henri Lonitz. Bd. 16. Hg. v. Burkhardt Lindner. Berlin 2013, S. 96–141, hier S. 137.

3 Ebd.

Bemerkenswert sind an diesen Betrachtungen gleich mehrere von Benjamin an Zerstreuung geknüpfte Wahrnehmungserfahrungen, und zwar, gerafft formuliert, die Rezeption „durch Gebrauch“, „taktisch und optisch“, „auf dem Weg der […] Gewohnheit“ und „in einem beiläufigen Bemerken“. Denn diese Überlegungen stehen ganz im Gegensatz zur geläufigen beziehungsweise häufig geforderten Auseinandersetzung mit Architektur, sei es vonseiten der beteiligten Personen in der Architektur, Bauherrenschaft oder Wissenschaft. Darin kommt nämlich der genauesten Beachtung beziehungsweise Beurteilung von Details einerseits und der formalen Gesamtgestaltung andererseits (vor allem des Gebäudeäußeren) höchste Priorität zu. Das zeigt sich allein schon daran, wie Gebäude meistens visuell repräsentiert werden: nämlich als totale Außenansicht.

Was wäre aber, wenn sowohl die visuelle Akribie als auch die Fokussierung auf das Außen genau ihr Ziel verfehlte, weil Architektur – wie Benjamin doppeldeutig hervorhebt – „von Hause aus“ eben gerade beiläufig, das heißt nebenbei und unwillkürlich und zudem meist in ihrem Inneren, beim Gebrauch wahrgenommen wird? Und was gibt diese Beiläufigkeit genauer zu denken? Wie führt diese Haltung ferner die Aufmerksamkeit weg von buchstäblich spektakulären Bauten und ihren invariablen formalen Qualitäten?

Um dies im Einzelnen zu erarbeiten, lassen sich die soeben bei Benjamin hervorgehobenen Wahrnehmungsmomente in eine Vielzahl von Bedeutungen auflösen, in deren Gravitationsfeldern, wie eingangs angedeutet, auch neuere Wahrnehmungskonzepte eingebracht werden können.

Haptische Rezeption

Zunächst macht Benjamin auf der Ebene der taktischen Rezeption gegenüber der kontemplativen Betrachtung eine qualitative Verschiebung geltend. Es kommt im Falle der Architektur nicht darauf an, ein Antonym zu finden, der Kontemplation (bei der konzentrierten Betrachtung eines Gemäldes) etwas gegenüberzustellen, sondern mit der taktischen Rezeption eine völlig

neue Wahrnehmungslogik evoziert zu sehen, nämlich die der Gewohnheit und des Gebrauchs. Wichtig erscheint hier, weniger von einem selbstbestimmten, mit sich selbst identischen Subjekt aus zu denken, das heißt nicht von einer intentional eingenommenen Haltung, die Zerstreuung sucht, auszugehen. Vielmehr geht es um die Relationen, die sich durch Bauten und deren Gebrauch ergeben; genaugenommen um die Intrarelation beider Momente, um eine, mit Benjamin gesprochen, „an der Architektur gebildete Rezeption“.[4] Es handelt sich, wenn man so will, um das Zusammenspiel aus leibrelativem Raum und raumrelativem Leib, fokussiert auf die historischen „Veränderungen der Wahrnehmung“.[5]

Doch wie lässt sich das „taktisch“ fassen? Der Begriff ist schon an zahlreichen Stellen erörtert und interpretiert worden.[6] Schlüssig scheint es, ihn im Rückgriff auf eine Quelle Benjamins, Alois Riegls *Die spätrömische Kunstindustrie*, als haptische Wahrnehmung zu begreifen.[7] Dies hat eine Vielzahl an Konsequenzen, wie man in Anlehnung an den Germanisten Paul North rekapitulieren kann: Denn in seiner haptischen Dimension wird die Wahrnehmung der Architektur buchstäblich zu einem Begreifen in Bewegung, oder vielmehr zu einer Wahrnehmung, die „nicht fixiert werden“ kann.[8] Anders gesagt, die haptische Wahrnehmung darf nicht still gestellt werden: Man kann etwas nur ertasten, wenn man in Bewegung bleibt. Sobald man sein Abtasten unterbricht, verliert man die genaue Sinnempfindung des Objekts zugunsten des reinen Gefühls eines Kontakts. Mehr

4 Ebd.

5 Ebd., S. 102.

6 Vgl. eine Übersicht dazu und auch zu den Konjekturen hin zum ‚Taktilen‘ in der Benjamin-Edition von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser: Tobias Wilke: Medien der Unmittelbarkeit. Dingkonzepte und Wahrnehmungstechniken 1918–1939. München 2010, S. 189–219.

7 Alois Riegl: Die spätrömische Kunstindustrie nach den Funden in Österreich-Ungarn. Wien 1901. Bei Riegl, der im Unterschied zu Benjamin nicht wahrnehmungs-, sondern kunstgeschichtlich argumentiert, dient der Begriff ‚taktisch‘ allerdings dazu, wie Wilke (2010, Anm. 6, S. 205) zusammenfast, eine Darstellungsweise bestimmter Kunstwerke zu bezeichnen, bei der haptische und materielle Qualitäten visuell widergegeben sind. Benjamin ist es aber v.a. um ein tatsächliches Berühren zu tun, um den direkten Kontakt mit der Architektur.

8 Benjamin 2013 (Anm. 2), S. 136.

noch: „[T]ouch […] either loses by becoming accustomed to its object or else it continues to perceive it by passing by and failing to keep track“.[9] Es handelt sich also um Erfahrungen, die jeweils nur um den Preis eines Verlusts zu haben sind.
Um dies noch etwas zuzuspitzen und der Benjaminschen radikalen Privilegierung einer taktischen beziehungsweise haptischen gegenüber einer optischen Rezeption Rechnung zu tragen, erscheint es sinnvoll, mit ihm und über ihn hinaus eine weitere haptische Dimension hinzuzunehmen,[10] und zwar in Verbindung mit seinen Begriffen der Gewöhnung und des Gebrauchs die sogenannte Propriozeption, wie sie von Brian Massumi theoretisch gefasst wurde.[11]

Propriozeption

Interessanterweise verweist Massumi in einer Fußnote selbst auf die Nähe seiner Überlegungen zu Benjamins Einsichten.[12] Seine Thesen leitet er mit einer konkreten Erfahrung räumlicher Konfusion ein: Vor einigen Jahren sei ihm an einem bestimmten Zeitpunkt bewusst geworden, dass er von einem von ihm temporär bezogenen Büro des Canadian Centre for Architecture einen Blick nicht nach Norden, sondern nach Osten gehabt habe, obwohl er die entsprechende Straße beiläufig immer in der Nordansicht wahrgenommen, ‚gesehen‘ habe. Dies erklärt er damit, dass es neben der visuellen eine implizite und nur schwer explizit zu machende Ortskenntnis geben müsse – ein Wissen, das in seinem Fall, auch wenn es falsch war, mit der visuellen Wahrnehmung interferierte. Diese implizite Ortskenntnis fasst er dezidiert als nicht-visuelle beziehungsweise

9 Paul North: The Problem of Distraction. Stanford 2012, S. 163.

10 Im Grunde wäre es denkbar, den Fundus an vernachlässigten Sinneswahrnehmungen im Zusammenhang mit der Architektur auszuweiten, z. B. auch auf auditive, olfaktorische Fernsinne oder auf einen weiteren Nahsinn, wie den Hautsinn, der Kälte und Wärme oder zum Beispiel einen Luftzug bemerkt.

11 Ich danke Julia Bee für viele wichtige Hinweise auf die Bezüge Brian Massumis auf die Architektur.

12 Brian Massumi: Parables for the Virtual. Movement, Affect, Sensation. Durham, London 2002, S. 289.

körperliche Erinnerung und bringt sie mit der Propriozeption (Tiefenwahrnehmung) in Verbindung.[13] Um eine Definition anzuführen: „Propriozeption ist die Wahrnehmung der Position des eigenen Körpers bzw. der Lage/Stellung einzelner Körperteile zueinander“.[14]
Die habitualisierte Form räumlicher Bezugnahme – wir merken uns unsere Wege eher in aufeinander bezogenen Schritten als in abstrakt messbaren Metern – lässt für Massumi geradezu die visuelle Orientierung in den Hintergrund treten. Besonders wichtig ist ihm, dass die Elemente der Propriozeption immer relational bestimmt sind, nämlich als von der Summe der Propriozeptoren differentiell wahrgenommenes Sich-Drehen und Abbiegen.[15]
Es ist darüber hinaus ein radikal nichtbegriffliches, leibliches Wahrnehmen und Orientieren, das wiederum kognitiv mit der visuellen und gestalt(wieder)erkennenden Wahrnehmung verknüpft wird. Es gilt, diese Verknüpfung nicht zu vergessen, damit man mit der Überbetonung der Propriozeption, die zur Haptik gehört, um mit dem Philosophen Jacques Derrida zu sprechen, nicht in eine ‚haptozentristische Metaphysik‘ abdriftet:[16] Mit dieser begrifflichen Wendung warnt Derrida vor der Annahme, dass durch Haptik ein unvermittelterer Weltzugang möglich wäre als per optischer Rezeption (die auf ein durch die Kognition vermitteltes Erfassen zurückgeführt wird). Jegliche Wahrnehmung ist aber, so schon Benjamin, selbst als Medium zu begreifen. Denn wenn er prononciert vom „Medium der Wahrnehmung“ spricht,[17] versteht er sie, wie Georg Christoph Tholen treffend formuliert, als „nicht durch ihre natürliche Gegebenheit hinreichend bestimmt“, sondern „immer schon vom Künstlichen affiziert“.[18]
Für Massumi treffen bei der Raumwahrnehmung Vektorraum (Propriozeption) und messbarer, visualisierbarer euklidischer

13 Ebd., S. 178 f.

14 Clemens Kirschbaum: Biopsychologie von A bis Z. Heidelberg 2008, S. 229.

15 Vgl. Massumi 2002 (Anm. 12), S. 183.

16 Jacques Derrida: Berühren, Jean-Luc Nancy. Übers. v. Hans-Dieter Gondek, Berlin 2007, S. 156, 202.

17 Benjamin 2013 (Anm. 2), S. 102.

18 Georg Christoph Tholen: Medienwissenschaft als Kulturwissenschaft. Zur Genese und Geltung eines transdisziplinären Paradigmas. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 132 (2003), S. 35–48, hier S. 46.

Raum aufeinander; auf eine Weise nämlich, die ähnlich zur bereits weiter vorn mit Benjamin entwickelten tastenden Wahrnehmung in Bewegung gedacht werden kann: So wie das Gefühl für die besonderen Qualitäten eines Gegenstand verschwindet, wenn wir das Abtasten unterbrechen, können wir eine akkurat messbare beziehungsweise eine visuell bestimmbare Position im Raum nur dann erlangen, wenn wir die Bewegung unterbrechen, um innezuhalten und nachzudenken. Damit kommt es aber zur Deprivation unserer propriozeptiven Wahrnehmung, wie Massumi schreibt: „Cognitive mapping takes over where orientation stops“.[19] Der Orientierungsprozess verliere dadurch nämlich seine spezifische Charakteristik, werde ‚euklidisiert‘. Und umgekehrt: Um unsere propriozeptive Wahrnehmung wieder zu erlangen, müssen wir mitunter die visuelle in den Hintergrund treten lassen, einen Fixpunkt aufgeben und uns in Bewegung setzen (als Beispiel dient Massumi, dass Menschen, die sich verlaufen haben, sich normalerweise von ihrem Blickgegenstand, etwa einem Gebäude, abwenden, wenn nicht sogar ihren Blick unbestimmt suchend gen Himmel richten).[20] Wieder geht es also um ein Wahrnehmen, das nur um den Preis eines Verlustes zu haben ist.

Dennoch lässt sich im Wechselspiel aus visueller Fixierung und propriozeptiver Orientierung in gewisser Hinsicht der (nicht-visuellen) Perzeption im Kontext des (zumindest gewohnheitsmäßigen, das heißt wiederholten) ‚Gebrauchs‘ von Bauten eine gerne unterschätzte besondere Relevanz zusprechen. Um hier noch ein Beispiel anzuführen: In unserer eigenen Wohnung wissen wir propriozeptiv auch bei Nacht, wo die Lichtschalter zu betätigen sind. Umgekehrt führt dieses fehlende implizite Wissen zum Beispiel im dunklen Hotelzimmer oder in einer fremden Wohnung – Räumen, die wir uns noch nicht angeeignet haben – zum umherirrenden Tasten.[21]

19 Massumi 2002 (Anm. 12), S. 180; vgl. a. S. 183.

20 Ebd., S. 182.

21 Vgl. Richard Charles Strong: Habit, Distraction, Absorption. Reconsidering Walter Benjamin and the Relation of Architecture to Film. In: Nadir Lahiji (Hg.): The Missed Encounter of Radical Philosophy with Architecture. London 2014, S. 163–181, hier S. 169.

Beiläufiges Bemerken und optische Rezeption

Bislang war mit Massumi von der Signifikanz der leiblich-nicht-begrifflichen Wahrnehmung die Rede (und der Gefahr, in eine Haptometaphysik abzudriften). Mit der nichtbegrifflichen Wahrnehmung wird die visuelle Wahrnehmung jedoch auch bei Benjamin nicht ganz obsolet; er spricht nicht umsonst von „taktisch *und* optisch“ und davon, dass die Gewohnheit selbst die optische Rezeption bestimme.[22] In diesem Sinne könnte man im Zusammenhang mit der Architektur neben der fixierenden, innehaltenden visuellen Wahrnehmung, in Benjamins Worten „einem gespannten Aufmerken“,[23] wie sie Massumi der propriozeptiven zur Seite stellt, noch eine dritte Form der Rezeption ins Spiel bringen – eine, die beiden sowohl entgegengesetzt ist als auch an ihnen Teil hat. Denn es handelt sich Benjamin zufolge einerseits um eine optische Rezeption, andererseits aber um ein dem fixierenden Blick, der Kontemplation entgegengesetztes, am Haptischen geschultes Sehen in Bewegung, um ein „beiläufiges Bemerken“, ein Bemerken im Zerstreuten, das heißt ebenfalls in einem nicht begrifflich erfassenden, gedankenlosen Vorübergehen.[24]

Den Großteil baulicher Anordnungen nehmen wir nämlich mit einem peripheren, unscharfen Blick, *en passant*, wahr, mit einem Blick wiederum, der – wie man wahrnehmungspsychologisch erforscht hat – vor allem Bewegungen registriert. Er ist keineswegs als Unaufmerksamkeit, sondern, um wieder einen Begriff Benjamins aufzugreifen, durchaus mit „Geistesgegenwart“ zusammen zu denken:[25] „To be on the watch“, gibt die Philosophin Elie During zu bedenken, „is to pay lateral attention to what is happening on the side of a main activity – in the fringes“.[26] Daran anschließend lässt sich die methodische Frage stellen, wie der optischen Rezeption von den Rändern her genauer gefolgt werden kann.

22 Benjamin 2013 (Anm. 2), S. 137; Hervorhebung durch den Autor.

23 Ebd.

24 Ebd.

25 Benjamin 2013 (Anm. 2), S. 136.

26 Elie During: Loose Coexistence: Technologies of Attention in the Post-Metropolis. In: Deborah Hauptmann, Warren Neidich (Hg.): Cognitive Architecture. From Biopolitics to Noopolitics. Architecture & Mind in the Age of Communication and Information. Rotterdam 2010, S. 267–283, hier S. 277.

Ungerührte Rezeption

Eine gestrichene Stelle aus dem Manuskript der ersten Fassung des Kunstwerk-Aufsatzes ist in diesem Zusammenhang erhellend: Dort betont Benjamin, dass ein Zeitgenosse einen romanischen Dom im Vergleich zum heutigen Kunstfreund eher ungerührt rezipiert habe: „Ungefähr wie für den heutigen Menschen das Betreten einer Garage“.[27] Entscheidend sei (und hier findet sich ein weiterer Gegenbegriff zum „gesammelten“, „gespannten Aufmerken“),[28] das „interesselose [entspannte] Betreten“.[29] Mehr noch: Dieser Fokus auf die Interesselosigkeit ist für Benjamin selbst in die zeitspezifische Ästhetik des Gebäudes eingegangen. Daraus schließt er auf eine Art Imperativ, insofern sich bei einem gelungenen Gebäude die Gewöhnung daran und dessen repräsentative Erscheinung immer wechselseitig zu durchdringen hätten. Dadurch also, dass einem solchermaßen konzipierten Gebäude immer auch die Aufgabe zukommt, dem zeitgenössischen Lebensgefühl Ausdruck zu verleihen, erhält es seinen besonderen „Stil“.[30]

27 Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit [Erste Fassung]. In: Ders.: Werke und Nachlaß. Kritische Gesamtausgabe. Hg. v. Christoph Gödde, Henri Lonitz. Bd. 16: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Hg. v. Burkhardt Lindner. Berlin 2013, S. 7–46, hier S. 32. Es ist zu vermuten, dass Benjamin diese Streichung vorgenommen hat, weil dadurch die kollektive Rezeption zu sehr aus dem Blick geraten war.

28 Benjamin 2013 (Anm. 2), S. 137.

29 Ebd., S. 33. Das Zitat umfasst die Streichungen und Annotationen des Manuskripts.

30 Ebd. An dieser Betonung der bewegten Erfahrung sind wie auch schon am Begriff der „Durchdringung“ deutlich Einflüsse Sigfried Giedions erkennbar, dessen Buch *Bauen in Frankreich* Benjamin nachweislich rezipiert, nämlich im Passagenwerk ausführlich exzerpiert und kommentiert hat. Mit „Durchdringung“ bezeichnet Giedion im genannten Buch ein ganzes Spektrum an architektonisch ineinandergreifenden Momenten, z. B. neben dem Innen und Außen auch auf einer übergeordneten Ebene den gebauten Raum und die soziale Wirklichkeit. An die Stelle der Objekthaftigkeit der Architektur habe der Fokus auf räumliche Relationen zu treten, die nur in Bewegung erfahren werden könnten – womit die Architektur insgesamt auf das Transitorische der Moderne Bezug zu nehmen habe (Sigfried Giedion: Bauen in Frankreich, Bauen in Eisen, Bauen in Eisenbeton. Leipzig 21928, S. 107; vgl. a. Walter Benjamin: Das Passagen-Werk. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Hg. v. Rolf Tiedemann, Hermann Schweppenhäuser. Bd. 5. Frankfurt am Main 1991).

Wieder begegnet Benjamin in diesem Zusammenhang auch der Gefahr, dies zu sehr auf ein intentionales Subjekt zu beziehen, mit einer dezidierten Externalisierung beziehungsweise Desubjektivierung, wenn nicht sogar Dehumanisierung der Wahrnehmung. Denn die Entspanntheit im menschlichen Gebrauch vergleicht er interessanterweise mit der Ungerührtheit „ein[es] Gefährt[s], das in seine Garage gefahren wird“.[31] Hervorzuheben an diesen Stellen ist, dass Benjamin diese „entmenschte[n]“[32] Rezeptionserfahrungen mit Aspekten der Mobilität verknüpft: Wenn er das Betreten mit einem Gefahrenwerden gleichsetzt, geht es hier also dezidiert um eine unwillkürliche Erfahrung in Bewegung.

Man könnte nun meinen, damit würde der periphere Blick beim *ruhigen* Aufenthalt in einem Gebäude zweitrangig. Aber selbst auf diesen Einwand scheint Benjamin zu reagieren, und zwar erneut im Bildfeld der Garage. Er erklärt das Zusammenspiel aus taktischer Rezeption und Zerstreuung mit einer anderen Beiläufigkeit, nämlich mit der Konzentration auf etwas anderes: „Der Automobilist, der mit seinen Gedanken ‚ganz woanders‘, zum Beispiel bei seinem schadhaften Motor ist, wird sich an die moderne Form der Garage besser gewöhnen als der Kunsthistoriker Stilkritiker, der sich vor ihr aufbaute <?>, um ihren Stil zu ergründen“.[33]

Ausgehend von den Benjaminschen Überlegungen zum „beiläufigen Bemerken“ und zur „ungerührten Rezeption“ von Bauten ließe sich in einem weiteren Schritt die Frage aufwerfen, wie man diese Wahrnehmungsformen in medialen Repräsentationen von Architektur in besonderer Weise evozieren beziehungsweise bewahren könnte.

31 Benjamin 2013 (Anm. 2), S. 33.

32 Walter Benjamin: Erfahrung und Armut. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Hg. v. Rolf Tiedemann, Hermann Schweppenhäuser. Bd. 2. Frankfurt am Main 1991, S. 212–219, hier S. 216.

33 Ebd.

Architektur in Bewegung: Spielfilm

Hier geht es also eher um die pragmatische Frage, wie zeitbasierte Bilder die Art und Weise alltäglicher Architekturaneignung wahrnehmbar machen können – und dies stimmiger als maßstabsgetreue Modelle aus Kapa Platten oder spektakuläre Drohnen-Fotos. Es soll hier darüber hinaus die These aufgestellt werden, dass es weniger genau die Blicke lenkende Dokumentarfilme oder Computer Aided Design-Animationen, sondern eher Spielfilme leisten können, ein beiläufiges Bemerken, wie es typisch für den Architekturgebrauch ist, buchstäblich in Szene zu setzen.
Exemplarisch lassen sich dafür Plansequenzen aus der Filmgeschichte anführen. Sie eignen sich besonders für die Architekturdarstellung, weil – mit Eric Rohmer gesprochen – der ‚Architekturraum', in dem sich die Kamera bewegt, im ‚Filmraum' weniger geformt erscheint, als wenn er durch Montage synthetisiert wäre und Letzterer damit eine größere Kongruenz zum ‚Architekturraum' aufweist.[34]
Als besonderes Beispiel kann man Gus van Sants *Elephant* (2003) ansehen. Denn in dem Film erfährt man mehr vom gewohnheitsmäßigen Aufenthalt in einer durchschnittlichen amerikanischen High School, als es jeder Dokumentarfilm bewerkstelligen könnte, weil der Film die verschiedenen Kommunikationsmöglichkeiten innerhalb des Gebäudes über mehrere konsequent an einzelne Protagonisten gekoppelte Plansequenzen erschließt. Die Architekturwahrnehmung in Form eines beiläufigen Bemerkens wird dabei zum einen über die langen Kamerafahrten, zum anderen über die je nach Beleuchtungssituation zum Teil sehr geringen und selektiven Schärfentiefen, häufig verbunden mit der Fokussierung auf

34 Eric Rohmer: Murnaus Faustfilm. Analyse und szenisches Protokoll. München, Wien 1980, S. 10 u. passim. Frz. Original: L'Organisation de l'espace dans le „Faust" de Murnau. Paris 1977. Der Filmkritiker André Bazin betont interessanterweise im Zusammenhang mit seiner Absage an die Montage die „besonderen Effekte" […], die der räumlichen und zeitlichen Einheit des Bildes abzugewinnen sind", zum Beispiel weil die Aufmerksamkeit nicht im selben Maße gesteuert werde (André Bazin: Was ist Film? Hg. v. Robert Fischer. Übers. v. Robert Fischer und Anna Düpee. Berlin 2009, S. 102 f.).

● Abb. 1–8: Gus van Sant, *Elephant*, USA 2003, Film-Stills

● Abb. 9–12: Brian de Palma, *Carlito's Way*, USA 1993, Film-Stills

eine einzelne Person induziert. Obwohl die in der Filmerzählung rekonstruierten Ereignisse gleichzeitig stattfinden, werden sie auf der Darstellungsebene nacheinander angeordnet. Durch die verschiedenen Sequenzen, die vornehmlich aus langen Gängen spezifischer Schülerinnen und Schüler durch das Gebäude bestehen – lernt man so nach und nach nicht nur die Relationen der Figuren untereinander immer genauer kennen, sondern (im wahrsten Sinne des Wortes) im Hintergrund auch die Anlage des Gebäudes beziehungsweise die einzelnen Räumlichkeiten, die Raumbeziehungen und die dadurch entstehenden oder verhinderten kommunikativen Treffpunkte (Abb. 1–8).

Ebenfalls als Plansequenz gestaltet ist der in der New Yorker ‚Grand Central Station' spielende Showdown von *Carlito's Way* (1993), einem Film von Brian de Palma. Auch darin werden den Zuschauerinnen und Zuschauern unwillkürlich die baulichen Gegebenheiten des Bahnhofs durch die vom Protagonisten (gespielt von Al Pacino) auf der Flucht genutzten zahlreichen Durchsichten, Kommunikationswege und Verstecke vergegenwärtigt (Abb. 9–12).

An diese gelungenen Beispiele anknüpfend, ließe sich abschließend die Frage stellen, ob daraus auch eine Praxisperspektive für das Entwerfen von Architektur zum Beispiel bei der Modellerstellung im Computer-Aided-Design abzuleiten ist. Denn auch während den diversen Planungs- und Präsentationsphasen von Gebäuden spielen dynamische Ansichten[35] sowie sogenannte zeitbasierte Medien mittlerweile eine immer größere Rolle. Für Brian Massumi sind selbst die computergestützten topologischen Designtechniken, so eine entscheidende Pointe seines Texts, zu wenig abstrakt, um den beschriebenen ineinander

35 Albena Yaneva thematisiert dies zum Beispiel im Zusammenhang mit den produktiven Sprüngen zwischen verschiedenen Modellmaßstäben von klein zu groß und wieder zurück. Wie sie zeigt, geht es dabei nicht darum, in der Planung immer genauer zu werden, sondern zwischen den Modellen hin und her zu wechseln und diese jeweils zu nutzen, um die zukünftigen Gebäude, mittels Fingerkamera oder Relatoskop betrachtet, immer wieder erneut aktualisiert in den Modi „bekannt" und „nicht so bekannt" zur Anschauung zu bringen (Albena Yaneva: Scaling Up and Down: Extraction Trials in Architectural Design. In: Social Studies of Science 35.6 (2005), S. 867–894).

gefalteten konkreten Wahrnehmungseindrücken gerecht zu werden.[36] Wie ist es indes darum bestellt, wenn man sich etwas bescheidener, nur auf die visuelle Wahrnehmung konzentriert?

Fazit

Das Fazit dazu fällt eher ernüchternd aus: Der Versuch nämlich, die an den Spielfilmen markierten Momente des „beiläufigen Bemerkens“ und der „ungerührten Rezeption“ für den reflektierten Umgang mit Modellbildungen im Designprozess fruchtbar zu machen, muss scheitern, und zwar gerade am reflektieren Umgang. Denn man begegnet dabei unweigerlich einem Paradox: In dem Moment, in dem man sich auf die Ränder des Sehfelds konzentriert, um sie in ihrer Relevanz beim Architekturgebrauch nicht außer Acht zu lassen, verliert man automatisch die grundlegende Beiläufigkeit dieses Bemerkens. Bleibt man bei einer beiläufigen Betrachtung (vorausgesetzt, eine solche Haltung lässt sich überhaupt intentional einnehmen), so gewinnt man daraus gerade aufgrund ihrer Beiläufigkeit keine brauchbaren Einsichten für die konkrete und überlegte Architekturgestaltung. Es scheint somit so, als ließen sich diejenigen Aspekte, die insbesondere die Architekturwahrnehmung auszeichnen, nicht vorab simulieren. Vielleicht erklärt sich dadurch unter anderem, dass sich manche Gebäude trotz zahlreicher Planungsphasen und Modellbildungen erst nach ihrer Realisierung als gelungen oder aber als Bausünden erweisen. Denn das gesamte Potenzial an späteren Relationenbildungen bei der Wahrnehmung im konkreten Gebrauch (oder etwas salopper formuliert: der Wohlfühlfaktor) entzieht sich – trotz zahlreicher Versuche, dies vorab genau zu planen – der genauen Vorhersehbarkeit.
Architekten wie beispielsweise Peter Zumthor reflektieren den Stellenwert von – wenn man so will – weichen Kategorien, wie den „Zusammenklang der Materialien“, die „Dinge um mich herum“, „Gelassenheit und Verführung“ der Nutzerinnen und Nutzer, „das

36 Vgl. Massumi 2002 (Anm. 12), S. 178, 183.

Licht auf den Dingen“ und „Stimmigkeit“ – „wenn alles seine Erklärung findet im Gebrauch“. Obwohl er alles mehr oder weniger als Denk- und Arbeitsansätze seines Büros bezeichnet, bleibt er jedoch sehr vorsichtig, ob sie in ausreichendem Maße „objektivierbar“ sind.[37] Man könnte dies „objektivierbar“ auch in „operationalisierbar“ übersetzen. Das heißt, obwohl die Aspekte in ihrer Relevanz bekannt sind, lässt sich daraus kein Gestaltungsprinzip ableiten. Zudem unterliegen selbst die geplanten Momente beim Bau eines Gebäudes einer Unzahl an zufälligen Faktoren und nicht vorhersehbaren Transformationen. Es sind gerade diese kontingenten Effekte, die – wenn sie auch immer nur nachträglich beschrieben werden können – insbesondere für eine medienkulturwissenschaftliche Perspektive auf die Architektur relevant sind. Um hier am Ende noch einmal die Ausgangshypothese zu wiederholen: Ein solch medienkulturwissenschaftlicher Ansatz ist dabei ebenfalls mit der genannten Paradoxie konfrontiert; er hat also selbst zerstreut, das heißt „in einem beiläufigen Bemerken“ vorzugehen, um das Ephemere seines Gegenstands nicht zu verfehlen.

37 Peter Zumthor: Atmosphären. Architektonische Umgebungen. Die Dinge um mich herum. Detmold 2004, S. 23, 35, 41, 57, 62, 67.

DENNIS GSCHAIDER

Bauen für die Forschung der Zukunft

Zum Diskurs um die Gestaltung von Forschungseinrichtungen in der chemisch-pharmazeutischen Industrie (1950 bis 1980)

Der Beitrag befasst sich aus einer historischen Perspektive mit der Frage, wie Unternehmen Wissenschaft im Spannungsfeld zwischen Kontrolle und Freiheit organisiert haben. Im Mittelpunkt stehen dabei die architektonischen Konfigurationen der Forschungseinrichtungen, mit denen die Unternehmen der Problematik begegnet sind, Forschung für das Unternehmen planbar zu gestalten. Dabei zeigt sich im Untersuchungszeitraum zwischen 1950 und 1980 ein Wandel von technischen zu kommunikativen Aspekten des Forschungsprozesses, die als ausschlaggebend für einen langfristigen Erfolg der Forschung eingestuft wurden und sich in der Gestaltung der Laboratorien abzeichneten.

Im Oktober 2015 eröffnete der Technologiekonzern Bosch einen zentralen Forschungscampus in Renningen bei Stuttgart. Die Einrichtung steht exemplarisch für eine Vielzahl gegenwärtiger wissenschaftlicher Einrichtungen, die nach dem Vorbild amerikanischer Campus-Universitäten und Standorten der High-Tech-Industrie gestaltet wurden, die als besonders förderlich für das Zustandekommen von Kreativität und Innovationen gelten.[1]

1 Charlotte Klonk: Introduction. In: Ders. (Hg.): New Laboratories. Historical and Critical Perspectives on Contemporary Developments. Berlin, Boston 2016, S. 1–20, hier S. 17; Tina Groll: Experimentieren in der Lounge. Zeit Online 13. Oktober 2015. URL: http://www.zeit.de/karriere/2015-10/bosch-forschungscampus-bueros (10. Mai 2016).

Architektur wird hierbei als ein Werkzeug unternehmerischer Zukunftsplanung eingesetzt, um mit der Problematik der Kontrolle umzugehen, der forschende Unternehmen ausgesetzt sind. Einerseits sind sie darauf angewiesen, die Kreativität der Forschung aufrechtzuerhalten, anderseits müssen sie sie aber auch angesichts der Risiken hoher Kosten und Ungewissheit der Ergebnisse auf ein für die wirtschaftlichen Interessen des Unternehmens nützliches Maß beschränken.[2] Diese Ambivalenz von Kontrolle und Freiheit, die als charakteristisch für den Umgang mit der kontingenten Ressource ‚Kreativität' einzustufen ist, prägte die Gestaltung industrieller Forschungseinrichtungen seit Ende des 19. Jahrhunderts. Um eine produktive Forschung zu gewährleisten, orientierte sich die Wissenschaft an zeitgenössischen, gesellschaftlichen Formen der Organisation von Arbeit, die sich auch in der Architektur der Forschungseinrichtungen wiederspiegelte.[3] So verknüpften die ersten Laboratorien der chemischen Industrie die differenzierte und kooperative Forschungspraxis aus Justus von Liebigs Unterrichtslabor mit den mechanisierten und produktiven Arbeitsabläufen der Fabrik, um einen Ort zu schaffen, der Kontrolle und Steuerung ermöglichte, aber auch ein vertrautes wissenschaftlich freiheitliches Terrain für die Forschenden darstellte.[4] Mit ihnen sollte die Kontingenz der Wissenschaft auf einen für das Unternehmen produktiven und steuerbaren Bereich beschränkt werden.

Die Vorstellung einer ‚Erfindungsfabrik' war bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts wirkmächtig. Vor dem Hintergrund

2 Peter Weingart: Wissenschaftssoziologie. Bielefeld 2003, S. 106.

3 Peter Galison, Lorraine Daston: Wissenschaftliche Koordination als Ethos und Epistemologie. In: Helmar Schramm, Ludger Schwarte, Jan Lazardzig (Hg.): Instrumente in Kunst und Wissenschaft: zur Architektonik kultureller Grenzen im 17. Jahrhundert, S. 319–361, hier S. 320 f.; William J. Rankin: Laboratory modules and the subjectivity of the knowledge worker. In: Kenny Cupers (Hg.): Use Matters: An Alternative History of Architecture. Milton Park und New York 2013, S. 51–65, hier S. 62.

4 Georg Meyer-Thurow: The Industrialization of Invention: A Case Study from the German Chemical Industry. In: Isis 73 (1982), S. 363–381. Zu Liebigs Labor siehe Frederic L. Holmes: The Complementarity of Teaching and Research in Liebig`s Laboratory. In: Osiris 5 (1989), S. 121–164.

einer sich formierenden Wissensgesellschaft, die ihre Zukunft durch einen planbaren wissenschaftlichen Fortschritt bestimmt sah und von einer Machbarkeitseuphorie geprägt war,[5] setzte ab den 1950er Jahren ein Wandel im Diskurs um die Gestaltung industrieller Forschungseinrichtungen ein, denen, wie der Architekt Walter Henn vermutete, in der Zukunft eine wichtige Bedeutung zuteil kommen würde.[6] Im Gegensatz zu früheren Planungen wurde explizit der Zeithorizont der Einrichtungen thematisiert. Beiträge in Fachzeitschriften der 1960er Jahre vertraten mit Titeln wie *Bauen für die Forschung von morgen* die Überzeugung, auch zukünftige Bedürfnisse der Wissenschaft zu antizipieren und den Fortschritt durch die Architektur mitzugestalten.[7] Doch wie Stuart Leslie am Beispiel US-amerikanischer Einrichtungen gezeigt hat, erwies sich die Zukunft als ambivalent: Während einige Einrichtungen sich langfristig bewährten und die in sie gesetzten Erwartungen erfüllten, scheiterten andere an den sich wandelnden Anforderungen und der Dynamik wissenschaftlicher Entwicklungen, die in der Planung nicht vorhergesehen wurden, so dass vielmehr von einem „Building for an uncertain future" zu sprechen ist.[8]

Der Beitrag fragt am Beispiel der Bayer AG danach, mit welchen Vorstellungen von Architektur zwischen 1950 und 1980 einer unsicheren Zukunft begegnet wurde. Hierbei steht die materielle Gestaltung der Forschungseinrichtungen im Mittelpunkt der Untersuchung, die nach praxistheoretischen Ansätzen als Artefakte einen wichtiger Bestandteil sozialer Praktiken

5 Margit Szöllösi-Janze: Wissensgesellschaft – ein neues Konzept zur Erschließung der deutsch-deutschen Zeitgeschichte? In: Hans Günter Hockerts (Hg.): Koordinaten deutscher Geschichte in der Epoche des Ost-West-Konflikts. München 2004, S. 277–305, hier: S. 284 f.; Dirk van Laak: Technokratie im Europa des 20. Jahrhunderts – eine einflussreiche „Hintergrundideologie". In: Lutz Raphael (Hg.): Theorien und Experimente der Moderne. Europas Gesellschaften im 20. Jahrhundert. Köln 2012, S. 101–128.

6 Walter Henn: Gemeinsamkeiten und Unterschiede des amerikanischen und europäischen Industriebaus, S. 28 f. Vortrag gehalten am 23.11.1962 in Essen. In: Nachlass Walter Henn Mscr.Dresd.App.2842, 200.

7 Lange, Horst: Bauen für die Forschung von morgen. In: Bauen + Wohnen = Construction + habitation = Building + home: internationale Zeitschrift 22 (1968), S. 242–243.

8 Leslie, Stuart W.: Laboratory architecture: Building for an uncertain future. In: Physics Today 4 (2010), S. 40–45.

bilden und ihren Gebrauch präfigurieren.[9] Im Fokus steht daher der Diskurs über den Designprozess der Einrichtungen, dessen Erschließung darüber Auskunft geben kann, welche Erfahrungs- und Erwartungsgrundlage seitens der Akteure in eine materielle Form übersetzt werden, und damit, wie materielle Raumkonfigurationen und Wissenschaft als Praktik in der Vorstellung der Akteure miteinander verknüpft wurden.[10]

Gewährung von Zweckmäßigkeit: Labornormung in den 1950er Jahren

Obgleich der Bau von Forschungseinrichtungen im Zuge des wirtschaftlichen Wachstums und des Wissenschaftsbooms nach dem Zweiten Weltkrieg Konjunktur erfuhr, setzte ein Diskurs um deren Gestaltung zeitlich verzögert ein. Erst Ende der 1950er Jahre erschienen dezidierte deutschsprachige Werke zur Einrichtung von Laboratorien, die sich auf anglo-amerikanische Literatur stützten.[11] In der chemischen Industrie entstanden innerhalb der Unternehmen Arbeitskreise, die Wissen bezüglich der Planung und Gestaltung von Laboratorien zusammentrugen.[12] Auch bei den Farbenfabriken Bayer konstituierte sich 1954 eine Gruppe auf Grundlage des Wunsches „Richtlinien, die aus der Praxis heraus geschaffen wurden und eine Gewähr für Zweckmäßigkeit bieten", die überwiegend aus Mitgliedern der

9 Andreas Reckwitz: Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie 32 (2003), S. 282–301, hier S. 284 f., 290 f.

10 Theodore Schatzki: Materiality and Social Life. In: Nature and Culture 5 (2010), S. 123–149; Heinrich Hartmann: Zwischen Projektionsfläche und Handlungsraum. Raumvorstellungen bei Bayer und PCAC, 1890 bis 1914. In: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 52 (2007), S. 85–101, hier S. 85 f. Thomas Gieryn: What buildings do. In: Theory and Society 31 (2002), S. 35–74, hier S. 41 f. Leif Jerram: Space: A useless category for historical analysis? In: History and Theory 52 (2013), S. 400–419, hier S. 417–419.

11 Fritz Lassen: Laboratorien: Planung, Bau, Einrichtung, Darmstadt 1957; Werner Schramm: Chemische und biologische Laboratorien: Planung, Bau und Einrichtung, Weinheim 1957.

12 Berichte über die Reise am 15.11.1956 nach Ludwigshafen, 16.11.1956 nach Hoechst, 20.11.1956 nach Hüls betreffend Informationen über die Organisation des Bauwesens in der chemischen Großindustrie. In: Bayer Corporate Archives 59/237 (folgend als BAL abgekürzt).

Forschungs- und Ingenieurabteilung bestand.[13] Sie wertete dazu vorhandenes, auf Erfahrung basiertes Raumwissen bei Bayer aus, um daraus Werknormen abzuleiten und damit für zukünftige Bauprojekte verbindliche Richtlinien aufzustellen, die technisch, wirtschaftlich als auch wissenschaftlich effiziente Laboratorien gewährleisten sollten. Dazu erfolgte eine Vermessung wissenschaftlicher Praxis und ihrer Bedürfnisse, vergleichbar mit der Grundrissforschung der modernen Architektur in den 1920er Jahren, die eine Vermessung des Menschen und seiner Wohnvorgänge durchführte, um Wohngrundrisse nach rationalen und ökonomischen Gesichtspunkten zu optimieren.[14] So wurden im Vorfeld der Planung wissenschaftlicher Einrichtungen Musterlabore eingerichtet, in denen Laborausstattung und Arbeitsabläufe hinsichtlich einer möglichst effizienten Konfiguration des Raumes gemeinsam durch das wissenschaftliche und technische Personal erprobt wurden.[15]

Die Ergebnisse wurden systematisiert und in Gestalt von Normblättern festgehalten, die neben der Abbildung der Grundrisse der Laborarbeitsplätze auch Maße und schriftliche Erläuterungen mit Vor- und Nachteilen der einzelnen Beispiele beinhalteten. Mit der Beschränkung auf den Laborarbeitsplatz orientierte man sich an US-amerikanischen Methoden der Planung, die Forschungsgebäude in einzelne, nach Funktion differenzierte Module aufteilten, die nach Bedarf zu einem Gebäude kombiniert werden konnten und als erweiterungsfähig galten.[16] Die Gestaltung eines Moduls wurde dabei vom Platzbedarf der Forschenden, der Arbeitsabläufe, der benötigten Geräte und Einrichtungen bestimmt.[17] Von zentraler Bedeutung in der Arbeitsgruppe war die Verknüpfung von Labormodulen und Forschungsabläufen, die in einem tayloristischen Verständnis auf Bewegungsabläufe reduziert wurden und abhängig waren von der materiellen Ausstattung des Labors und deren räumlicher Positionierung. So sollte bereits in der Planung uneffektives Verhalten durch die in den Abbildungen enthaltenen impliziten Ordnungen der Benutzung vermieden werden.[18] Räume, die fließende, ineinander übergehende Bewegungsabläufe suggerieren galten als besonders effizient, analog zur Organisation der Hausarbeit in den 1920er Jahren.[19] Als unproduktiv galten dagegen Raumordnungen, die unübersichtlich waren, abrupte Bewegungswechsel hervorriefen und wenig Arbeitsfläche aufwiesen, was zudem die Sicherheit im Labor gefährdete.[20] Zum Zeitpunkt der Diskussionen um die Labornormen deutete sich allerdings ein Wandel der Forschungsprozesse an, der durch die zunehmende Nutzung physikalischer Instrumente zu formalisierten und technisierten Arbeitsabläufen führen würde, die andere Infrastrukturen erforderten als das klassische chemische Laboratorium.[21] Es bestand die Prognose, „dass das chemische Laboratorium in seiner Arbeitsweise und seinem Aufbau eine Entwicklung durchmache, wie sie seiner Zeit der ‚Comptoir' erlebte und die zur modernen Verwaltung führte".[22] Im Gegensatz zu universitären Einrichtungen waren industrielle Forschungseinrichtungen wesentlich stärker von technologischen Fortschritten betroffen, da sie aufgrund der Wettbewerbsfähigkeit

13 Mitteilung an die Abteilungsvorstände und Betriebsleiter betreffend Gründung einer Laborarbeitsgruppe vom 17.7.1954. In: BAL 433/10.

14 David Kuchenbuch: Geordnete Gemeinschaft. Architekten als Sozialingenieure – Deutschland und Schweden im 20. Jahrhundert. Bielefeld 2010.

15 Rankin 2013 (Anm. 3), S. 56 f.

16 Rankin 2013 (Anm. 3), S. 54 f.

17 Bruno Krekler, Sabina Peters: Laboratorien für Forschung, Anwendungstechnik und Überwachung, München 1977, S. 11. Rankin 2013 (Anm. 3), S. 62. Maurice Holland, Dexter North: Research in America and Europe. In: Clifford Cook Furnas (Hg.): Research in Industry: its Organization and Management. New York 1948, S. 499–527, hier S. 354.

18 Doris Kolesch: Kartographie der Emotionen. In: Helmar Schramm, Jan Lazardzig, Ludger Schwarte (Hg.): Kunstkammer, Laboratorium, Bühne. Schauplätze des Wissens im 17. Jahrhundert. Berlin 2003, S. 161–175, hier: S. 173 f.

19 Thomas Etzemüller: Strukturierter Raum – integrierte Gemeinschaft. Auf den Spuren des social engineering im Europa des 20. Jahrhunderts. In: Lutz Raphael, Theorien und Experimente der Moderne, Köln 2012, S. 129–154, hier S. 137 f.

20 Richtlinien für Laboreinrichtungen. In: BAL 103/17.5.4.

21 Peter J.T. Morris (Hg.): From Classical to Modern Chemistry: The Instrumental Revolution. London 2002.

22 Karl-Friedrich Klees: Der Arbeitstisch im chemischen Laboratorium. In: Chemiker-Zeitung 79 (1955), S. 303. Zur Entwicklung des angesprochenen Büros siehe Christine Schnaithmann: Das Schreibtischproblem. Amerikanische Büroorganisation um 1920. In: Lars Bluna, Karsten Uhl (Hg.): Kontrollierte Arbeit – disziplinierte Körper? Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Industriearbeit im 19. und 20. Jahrhundert. Bielefeld 2012, S. 323–357.

Anschluss an den technologischen Fortschritt halten mussten.[23] Dementsprechend sollte auch das Labormodul durch Reserveflächen, flexible Nutzungsmöglichkeiten und vorsorglich überdimensionierte Energieversorgung auf zukünftige Anforderungen vorbereitet werden.[24] Jedoch erwiesen sich in der Praxis chemische Laborräume häufig als inkompatibel, da sie auf die Bedürfnisse der Forschenden ausgerichtet waren, während die physikalischen Instrumente auf eine spezifische Infrastruktur angewiesen waren, so dass separate Räume und Gebäude dafür eingerichtet wurden.[25]

Mit dem Ziel, auf Effizienz und Wirtschaftlichkeit optimierte Laboratorien zu gestalten, lassen sich die Normungsbestrebungen mit Ideen der modernen Architektur vergleichen, durch ‚social engineering' Lebenswelten nach rationalen und ökonomischen Gesichtspunkten zu organisieren und dabei Räume als Mittel der Disziplinierung einzusetzen.[26] Allerdings war dies für wissenschaftliche Tätigkeiten nur eingeschränkt möglich, da die Erfassung geistiger, kreativer Arbeit als problematisch galt, da sie nicht quantifizierbar war.[27] In dem im Oktober 1955 erstmals herausgebenden Normenkatalog fand sie daher nur Berücksichtigung in Gestalt der Schreibzimmer, die außerhalb der Laboratorien liegen sollten, ansonsten aber nicht weiter thematisiert wurden.[28] Ebenso konnte, im Gegensatz zur Frankfurter Küche, kein eindeutiges Handlungsmodell im Sinne eines ‚Normallabors' erarbeitet werden, sondern angesichts unterschiedlicher Forschungsschwerpunkte und Praktiken firmierte unter einer Werksnorm eine Auswahl möglicher Ausführungsbeispiele, die eine flexible Planung ermöglichten, die Kontingenz der Planung also auf eine Bandbreite bewährter Lösungen beschränkte.[29] Der architektonischen Gestaltung und Funktionalität wurde ein großer Einfluss auf die Produktivität der Forschenden zugeschreiben, wie ein Bildband, den Bayer 1953 anlässlich der Eröffnung des Neubaus des „Wissenschaftlichen Hauptlaboratoriums" veröffentlichte, verdeutlicht: „Der forschende Chemiker, der einen großen Teil seines Lebens in den Räumen verbringt, darf erwarten, dass für beste Lüftung, Beleuchtung und akustische Entstörung gesorgt ist. Auch soll die harmonische Gestaltung des Laborraumes unter Fernhaltung aller ablenkenden Eindrücke […] seine Aufmerksamkeit ungeteilt dem experimentellen Aufbau erhalten. Daher war man auf höchstmögliche Ästhetik, soweit sich diese mit den technischen Bedürfnissen vereinbaren lässt, bedacht, um die Lebensfreude des Chemikers und seiner Mitarbeiter bei der Arbeit zu erhöhen".[30] Ähnlich wie Bruno Taut in den 1920er Jahren die Wohnung als Lebenswelt der Frau durch die Einheit von Funktionalität und Ästhetik neugestaltete, um sie körperlich zu entlasten und ihre Kreativität zu fördern,[31] sollten auch Forschende als Bewohnende des Laboratoriums in ihrer Leistungsfähigkeit durch einen funktional-ästhetischen Raum unterstützt werden.

Kommunikation und Flexibilität: Forschungszentren in den 1960er und 1970er Jahren

Während bei Bayer eine Normung hinsichtlich der Laboratorien scheiterte, setzten andere Unternehmen wie die Farbwerke Hoechst sie konsequenter um. Das Unternehmen errichtete ab 1960 ein Forschungszentrum südlich des Mains gegenüber dem

23 Peter J.T. Morris: The Matter Factory. A History of the Chemistry Laboratory. London 2015, S. 267–268.

24 Normung von Laboreinrichtungen. 30. Besprechung vom 19.7.1957. In: BAL 433/10.

25 Morris 2015 (Anm. 23), S. 291–292.

26 Etzemüller 2012 (Anm. 19), S. 134 f., S. 149 f.

27 Steven Shapin: Scientific Life: A Moral History of a Late Modern Vocation. Chicago 2008, S. 154 f.

28 Normung von Laboreinrichtungen. 14. Besprechung am 18.3.1955 in Leverkusen. In: BAL 433/10.

29 Normung von Laboreinrichtungen. 15. Besprechung am 18.5.1955. In: BAL 433/10. Normung von Laboreinrichtungen. 14. Besprechung am 18.3.1955 in Leverkusen. In: BAL 430/10. Rankin 2013 (Anm. 3), S. 63.

30 Literarisch-wissenschaftliche Abteilung Leverkusen-Bayerwerk: Das neue Wissenschaftliche Hauptlaboratorium. Leverkusen 1957, S. 9.

31 Tanja Poppelreuter: Das Neue Bauen für den Neuen Menschen: Zur Wandlung und Wirkung des Menschenbildes in der Architektur der 1920er Jahre in Deutschland. Hildesheim 2007.

alten Werksgelände, das aus identischen und flexibel nutzbaren Laboratorien bestand.[32] Es stellt auch eine Zäsur in der Gestaltung industrieller Forschungseinrichtungen in Deutschland dar, indem der Fokus von einzelnen Gebäuden und -teilen hin zu städtebaulichen Konzeptionen rückte und auch den Raum zwischen und um die Laboratorien als elementaren Bestandteil der Gestaltung einbezog.[33] Die isolierte Lage abseits von Produktionsanlagen und Städten und die Kombination von Landschaft, Lage und Architektur galt dabei als förderlich für Kreativität, da sie eine Konzentration auf die Forschung forciere.[34] Diese Ansicht korrespondierte mit der zeitgenössischen Innovationsforschung, die in den 1960er Jahren zunehmend qualitative Aspekte für die Entstehung von Innovationen als ausschlaggebend betrachtete, zu denen Architektur, Kommunikation und Personal der Forschungseinrichtungen zählten.[35] Damit gewannen Aspekte in der Planung an Bedeutung, die zum Teil nur schwer quantifizierbar waren, was in der Industrie, die ihre Forschungsplanung an der Maxime der Wirtschaftlichkeit ausrichtete, problematisch und umstritten war. Walter Henn, Architekt des Höchster Forschungszentrums, plädierte dafür, nicht an der Gestaltung zu sparen: „Aber vielleicht könnte man – ich sage vielleicht, weil ich den Beweis nicht antreten kann, ich halte aber diese Vorstellung nicht für utopisch, die Effizienz des Personals dadurch steigern, indem man für sie bessere, schönere, funktionsgerechtere Laboratorien baut, die aber mehr Geld kosten“.[36]

32 Farbwerke Hoechst AG (Hg.): Hoechst baut neue Forschungsstätten. In: Hoechst heute 4 (1960), S.14–21, hier S. 20.

33 Morris 2015 (Anm. 23), S. 312.

34 Peter von Brentano, Karl-Achim Czemper, Bruno Fritsch u. a.: E.I. du Pont de Nemours & Co., Inc (du Pont). In: Helmut Krauch, Werner Kunz, Horst Rittel (Hg.): Forschungsplanung. Eine Studie über Ziele und Strukturen amerikanischer Forschungsinstitute. München 1966, S. 256–265, hier S. 264; Oswald W. Grube: The birth of the modern research building in the USA. In: Hardo Braun, Dieter Grömling (Hg.): Research and Technology Buildings: A Design Manual. Basel, Berlin, Boston 2005, S. 21–26.

35 Susanne Mutert: Großforschung zwischen staatlicher Politik und Anwendungsinteresse der Industrie. Frankfurt am Main 2000, S. 34 f.

36 Walter Henn: Forschungsbauten der chemischen Industrie – ihre Investitions- und Folgekosten. Braunschweig, o.D. In: Nachlass Walter Henn Mscr.Dresd.App.2842, 280, S. 20–22.

Angesichts der räumlich prekären Lage der pharmazeutischen Forschungseinrichtungen in Wuppertal formierten sich auch bei Bayer zu Beginn der 1960er Jahre Bestrebungen, ein Forschungszentrum im Norden der Stadt auf der grünen Wiese einzurichten und die bislang im Werk dezentralisierten Einrichtungen räumlich zusammenzufassen. Die Entscheidung war umstritten: Es bestanden Überlegungen, die als positiv befundenen Verflechtungen im Werk aufrechtzuerhalten, was aber angesichts mangelnder Reserveflächen und Einwände der Nutzerinnen und Nutzer verworfen wurde. So verwies Richard Wegler, Leiter der Forschung in Elberfeld, auf die Lärm- und Schmutzproblematik im Werk und plädierte dafür, bewährte Vorstellungen wissenschaftlicher Forschung zu überwinden und offen gegenüber zukünftigen Entwicklungen zu sein.[37] Argumentativ wurde das Forschungszentrum mit drei zentralen Punkten begründet: Erstens verwiesen die Verantwortlichen wiederholt auf die architektonische Konzeption amerikanischer Vorbilder, die als richtungsweisend eingestuft wurden, ohne aber deren konkrete Vorteile zu benennen.[38] Zweitens ermöglichte die Ansiedlung auf der grünen Wiese aufgrund der Verfügbarkeit von Reserveflächen einen Planungszeitraum, der mehrere Jahrzehnte umfasste und somit Zukunftssicherheit und Wirtschaftlichkeit versprach.[39] Drittens betonten die Planenden die Vorteile der räumlichen Nähe der Einrichtungen zueinander, was zu einer Intensivierung der Kommunikation und

37 Aktennotiz von Richard Wegler vom 20.5.1960 betreffend Neubauplan für die chemischen und medizinischen Laboratorien. In: BAL 367/556; Schreiben von Richard Wegler an Kurt Hansen vom 9.3.1960, S. 3. In: BAL 367/556.

38 Planung für Neubau Pharmaforschung, o.J., S. 5. In: BAL 367/556; Schreiben von Richard Wegler an Kurt Hansen vom 23.12.1959, S. 3–4. In: BAL 367/556.

39 Wegler an Hansen, 9.3.1960, S. 3.

Zusammenarbeit zwischen den Forschungsbereichen führen sollte, die sich vorteilhaft auf die Forschung im Sinne einer interdisziplinären Zusammenarbeit auswirken würde.[40] Hierbei spielte der „systematische, provozierte Zufall“ eine wichtige Rolle als Ressource neuer Ideen,[41] der, wie der Wissenschaftshistoriker Peter Galison gezeigt hat, durch die Bereitstellung informeller Kommunikationsräume, sogenannter ‚trading zones‘ auch über räumliche Maßnahmen gefördert werden kann.[42] Über die relationale Nähe hinaus wurde der Zusammenhang von Raum und Kommunikation in der Planung allerdings nicht weiter in materieller Form konkretisiert. Der erste Entwurf eines Großbaus,[43] der alle Einrichtungen vereinigte, wurde zugunsten einer rasterförmigen Anordnung einzelner Baukörper fallen gelassen, die an ein Werksgelände erinnerte und sich angesichts konstruktiver Aspekte als flexibler und damit wirtschaftlicher erwies. So konnte die Planung und deren Umsetzung mehrfach abgeändert werden. Hinsichtlich der ästhetischen Gestaltung und technischen Infrastruktur des Zentrums kam es wiederholt zu Konflikten zwischen den Akteuren, wobei sich vor allem die Nutzerperspektive als nicht ausreichend berücksichtigt empfand und die Befürchtung bestand, dass die Gestaltung der Arbeitsplätze aufgrund bautechnischer und wirtschaftlicher Erwägungen erfolge.[44] Der Anspruch, eine sichere und kontrollierbare Laborumwelt als auch ein ruhiges Umfeld zu schaffen, kollidierte mit infrastrukturellen Erfordernissen und beeinträchtigte die Arbeit der Forschende.[45] Es zeigt sich dabei, dass Gebäude über eine ‚interpretative flexibility‘ verfügen, die Spielräume der Nutzung offenlassen und Irritationen hervorrufen können, also Unsicherheiten aufweisen, die von der Planung nur schwer zu erfassen und einzuschränken sind.[46]

Mit der Planung des Pflanzenschutzzentrums in Monheim Ende der 1970er Jahre wurde die Förderung der Kommunikation neben der Flexibilität der Einrichtungen zum zentralen architektonischen Gestaltungsmotiv erhoben. Im Vorfeld durchgeführte Interaktionsstudien, also Prognosen des zukünftigen Gebrauchs, bildeten die Grundlage für die Anordnung der Gebäude zueinander als auch der Einrichtungen innerhalb.[47] Neben empirischen Grundlagen bezogen sich die Planenden auch auf kybernetische Modelle und zeitgenössische soziologische Arbeiten, um die Planung und ihre intendierte Wirkung theoretisch zu fundieren. So beruhte die kreisförmige Anordnung der Gebäude auf der Figur des Funktionskreises.[48] Sie weist aber auch Ähnlichkeit auf mit der zeitgleich veröffentlichten Arbeit des Soziologen Thomas Allen, der sich mit der Förderung von Kommunikation innerhalb von Forschungseinrichtungen auseinandersetzte und sie in Abhängigkeit von der architektonischen Gestaltung der Räume sah.[49] Für die einzelnen Laboratorien war eine umfassende Flexibilität durch vollständig austauschbare Einrichtungen vorgesehen, die eine einfache Anpassung an sich wandelnde Arbeitsbedingungen und Arbeitsmethoden gewährleisten sollten.[50] Zur städtebaulichen Umsetzung des Konzeptes lud Bayer sieben Architekturbüros zu einem Wettbewerb ein, den

40 Aktennotiz Wegler 20.5.1960. In: BAL 367/556; Mitteilung vom 22.8.1960 von Richard Wegler an Dr. Schraufstätter betreffend Vorteile eines gemeinsamen Forschungszentrums für Biologie-Medizin-Chemie. In: BAL 367/556.

41 Bayer AG (Hg.): Halbzeit beim Bau des Pharmaforschungszentrums In: Unser Werk Nr.1–2 (1968), S. 2–8, hier S. 7.

42 Peter Galison: Image and Logic: A Material Culture of Microphysics. Chicago 1997, S. 781 f.

43 Aktennotiz von Dr. Gönnert, Dr. Haberland, Dr. Schraufstätter vom 1.12.1959 betreffend Neubauplanung für die medizinischen und chemischen Laboratorien. In: BAL 367/556; Wegler an Hansen, 23.12.1959.

44 Schreiben von Richard Wegler an Kurt Hansen vom 23.11.1960. In: BAL 367/556. Schreiben von Richard Wegler an Architekt Remy vom 11.5.1960 und vom 17.11.1961. In: BAL 367/556.

45 Aktennotiz Therese Knott betreffend vom 20.9.1971. In: BAL 372/99.

46 Sophie Forgan: ‚But Indifferently Lodged …‘: Perception and Place in Building for Science in Victorian London. In: Crosbie Smith, Jon Agar: Making Space for Science. Territorial Themes in the Shaping of Knowledge. Hampshire 1998, S. 195–215, hier S. 197.

47 Planungsgrundlagen Pflanzenschutz-Zentrum vom 26.10.1977, S. 11. In: BAL 388/33.; The Consultation for the Bayer Research Centre in Monheim. In: Casabella 455 (1980), S. 61 f.

48 Pflanzenschutz-Zentrum Monheim. Ergebnis der Architekten-Gutachten, Oktober-November 1978. In: BAL 451/70. Zum Funktionskreis siehe Hans-Joachim Flechtner: Grundbegriffe der Kybernetik. München 1969, S. 170 f.

49 Thomas J. Allen: Managing the Flow of Technology. Cambridge 1977, S. 249 f.

50 Planungsgrundlage V, Nachtrag 2. In: BAL 388/33.

der japanische Architekt Kisho Kurokawa für sich entscheiden konnte. Sein Siegerentwurf, der einen modularen, erweiterbaren Komplex vorsah, spiegelte seine metabolistische Vorstellung von Architektur als organischem Lebenszyklus wieder und entsprach damit am deutlichsten der Forderung nach Zukunftssicherheit in Form von flexiblen und erweiterbaren Einrichtungen, als auch der Umsetzung des Funktionskreises.[51] Allerdings kam der Siegerentwurf nur teilweise zur Ausführung, da die drei Erstplatzierten einzelne Teilbereiche des Zentrums übernahmen, die im Laufe der 1980er Jahre realisiert wurden. Welche Zielsetzungen mit dem Zentrum verbunden waren, wurde in den Werkszeitschriften wiederholt am Szenario zweier Forscher veranschaulicht, die sich auf dem Weg zur Cafeteria im Zentrum zufällig treffen und sich über ihre Forschung austauschen und dabei zu neuen Ideen gelangen: Ein der Wissenschaft vertrautes Motiv, das wiederholt in Artikeln der Werkszeitschriften verwendet wurde und auch heutige Entwürfe von Forschungsanlagen prägt.[52]

Fazit

Entscheidend für die Frage, mit welchen Raumvorstellungen Unternehmen der Zukunft begegneten, ist das Verhältnis von Freiheit und Kontrolle der Wissenschaft, welches in den diskutierten Beispielen in Abhängigkeit architektonischer Möglichkeiten und dem Verständnis wissenschaftlicher Praxis unterschiedlich konfiguriert wurde. Die Normungsstrebungen der 1950er Jahre tendierten dazu, mittels vorgeschriebener Handlungsräume eine stärkere Kontrolle der Forschung auszuüben. Man ging davon aus, dass die Effektivität der Forschung als handwerkliche Praxis in hohem Maße von der Konfiguration des Labors abhängig war. Ab den 1960er Jahren dominierte dagegen ein Verständnis von Forschung als ein von Interaktion und Kommunikation abhängiger

51 Architekten-Gutachten Pflanzenschutz-Zentrum Monheim. In: BAL 171/1.3.

52 Bayer AG (Hg.): Kreatives Zentrum für den Pflanzenschutz. In: Unser Werk Nr. 8 (1979), S. 6 f., hier S. 7.

sozialer Prozess, der den Fokus von der Laborgestaltung auf den Raum und Interaktion zwischen den Laboratorien setzte. Zwar bildete ein hinsichtlich Effizienz und Flexibilität optimiertes Labormodul nach wie vor die Planungsgrundlage, aber die Frage nach der Zukunftssicherheit der Forschungseinrichtungen schien weniger von technologischen Fortschritten und Laborpraktiken bestimmt als von der Frage, wie kreative Zufälle durch Architekturen, die Kommunikation fördern, provoziert werden können, und damit, wie Kontingenz in einem gesicherten Rahmen zugelassen wird, um sie als produktive Ressource nutzbar zu machen.

SEBASTIAN KURTENBACH

Alltagsort Großsiedlung

Zusammenhang von ‚physical' und ‚social disorder' am Beispiel Köln-Chorweiler

Auf der Grundlage der Broken-Windows-Theorie von Wilson und Kelling untersucht der Beitrag den Zusammenhang zwischen physischer Unordnung und abweichendem Verhalten innerhalb der Großsiedlung Köln-Chorweiler. Es wurden an sechs ausgewählten Orten strukturierte teilnehmende Beobachtungen geführt und mehr als 1.500 Situationen dokumentiert und ausgewertet. Das Ergebnis zeigt, dass innerhalb der Siedlung ein Zusammenhang zwischen ‚social' und ‚physical disorder' besteht.

Soziale Segregation, hier verstanden als die räumliche Ungleichverteilung von Arm und Reich innerhalb einer Stadt,[1] ist in Deutschland mittlerweile zur Normalität geworden. Gründe liegen zum einen an Entwicklungen auf dem Wohnungsmarkt, wie der Rückgang preisgünstigen Wohnraums und seiner Konzentration auf wenige Wohngebiete,[2] und zum anderen an der Polarisierung von Einkommen und Vermögen.[3] Auf der Ebene der Stadtteile sind Zusammenhänge sowohl zwischen sozialer, ethnischer und demografischer Segregation sowie häufig mit gesundheitlichen Einschränkungen festzustellen.[4] Dabei bringt eine erhöhte relative Armutskonzentration Konsequenzen für die lokale Bevölkerung mit sich. Im mittlerweile breiten

1 Jürgen Friedrichs, Sascha Triemer: Gespaltene Städte. Wiesbaden 2009.

2 Institut Wohnen und Umwelt: Auswirkungen des Wegfalls von Sozialbindungen und des Verkaufs öffentlicher Wohnungsbestände auf die Wohnungsversorgung unterstützungsbedürftiger Haushalte. Darmstadt 2005.

3 Jan Behringer, Thomas Theobald, Till van Treeck: Einkommens- und Vermögensverteilung in Deutschland: Eine makroökonomische Sicht. IMK Report 99, 2004.

4 Klaus Peter Strohmeier. Familien in der Stadt – Herausforderungen der städtischen Sozialpolitik. In: Detlev Baum (Hg.): Die Stadt in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden 2007.

Forschungszweig zu Kontexteffekten werden die individuellen Folgen räumlicher Segregation untersucht.[5] Empirische Befunde weisen darauf hin, dass innerhalb segregierter Gebiete positive Rollenvorbilder fehlen,[6] es zu weniger Kooperation zwischen den Bewohnern kommt[7] und Netzwerkkontakte zu devianten ‚peers' abweichende Verhaltensweisen vermitteln beziehungsweise legitimieren.[8]

Offenbar werden auch durch das einem Stadtteil „Ausgesetzt sein" (‚Exposure'), oft verstanden als alltägliche Aufenthaltsdauer in einem sozial segregierten Wohngebiet, Normen der Bewohnerinnen und Bewohner beeinflusst, die unter anderem zu abweichenden Verhaltensweisen führen können.[9] Wie es zu einer solchen Normbeeinflussung kommt, ist bislang nicht hinreichend geklärt. In der Literatur zu Kontexteffekten gibt es unterschiedliche Modelle, welche Faktoren der Normbeeinflussung formulieren. Das Rollenmodell geht davon aus, dass im Quartier vor allem negative Rollenvorbilder erfahren werden, wodurch abweichendes Verhalten zur Normalität wird.[10] Das Netzwerkmodell geht, auf Grundlage der Annahmen von Edwin Sutherland,[11] davon aus, dass abweichendes Verhalten von Peers im Netzwerk vermittelt beziehungsweise legitimiert wird.[12] Das Wettbewerbsmodell schlägt vor, dass Gruppen miteinander in Konkurrenz um knappe Ressourcen stehen, wodurch es zu geringer Kooperation und dadurch nur

5 Patrick Sharkey, Jacob W. Faber: Where, When, Why, and For Whom Do Residential Contexts Matter? Moving Away from the Dichotomous Understanding of Neighborhood Effects. In: Annual Review of Sociology, (2014), H. 40, S. 559–579.

6 William Julius Wilson: The truly disadvantage. Chicago 1987.

7 Klaus Peter Strohmeier: Die Stadt im Wandel – Wiedergewinnung von Solidarpotential. In: Kurt Biedenkopf, Hans Bertram, Elisabeth Niejahr (Hg.): Starke Familie – Solidarität, Subsidiarität und kleine Lebenskreise Bericht der Kommission ‚Familie und demographischer Wandel'. Stuttgart 2007, S. 157–173.

8 Jonathan Crane: The Epidemic Theory of Ghettos and Neighborhood Effects on Dropping Out and Teenage Childbearing. In: American Journal of Sociology, H. 96 (1991), S. 1226–1259.

9 Jürgen Friedrichs, Jörg Blasius: Leben in benachteiligten Wohngebieten. Opladen 2000.

10 Wilson 1987 (Anm. 6).

11 Edwin H. Sutherland, Die Theorie der differentiellen Kontakte, In: Fritz Sack, René König (Hg.): Kriminalsoziologie. Frankfurt a.M. 1968.

12 Crane 1991 (Anm. 8).

zu geringer sozialer Kontrolle kommt.[13] Das Modell der relativen Deprivation geht davon aus, dass durch den Vergleich der individuellen, zum Beispiel sozioökonomischen Lage, die eigene Benachteiligung erfahrbar wird und es dadurch zu einer resignativen Haltung kommt.[14] Allen Modellen liegt die Absicht zugrunde, Kontexteffekte durch sozial-interaktive Mechanismen zu erklären.[15]

Hinzu kommen Arbeiten zum Einfluss der materiellen Umwelt auf abweichendes Verhalten. Prominent ist die Broken-Windows-Theorie von James Wilson und George Kelling.[16] Ausgangspunkt dieser Theorie ist das Ergebnis eines Experiments von Philip Zimbardo,[17] der gezeigt hat, dass ein verlassenes und aufgegebenes Auto in einer Großstadt eher beschädigt wird als in einer gepflegten Vorstadtstraße. Wilson und Kelling schlussfolgern daraus, dass nicht nur die soziale, sondern auch die materielle Umwelt einen Einfluss auf das Auftreten abweichenden Verhaltens nehme. Die Arbeiten zur Broken-Window-Theorie haben unterschiedliche Ergebnisse hervorgebracht, doch im Kern hat sich die Theorie bestätigt.[18] Sowohl die physisch-materielle als auch die soziale Umwelt beeinflusst das Verhalten von Menschen. Unter physisch-materieller Umwelt werden im Folgenden sowohl Gebäude, als auch materielle Artefakte, wie

13 Hartmut Häußermann u.a.: Lebenslagen in Deutschland – Armuts- und Reichtumsberichterstattung der Bundesregierung: Möglichkeiten der verbesserten sozialen Inklusion in der Wohnumgebung; Schlussbericht. Berlin 2010, S. 18.

14 Jürgen Friedrichs: Sozialräumliche Kontexteffekte der Armut. In: Dietrich Oberwittler, Susann Rabold, Dirk Baier (Hg.): Städtische Armutsquartiere – Kriminelle Lebenswelten? Studien zu sozialräumlichen Kontexteffekten auf Jugendkriminalität und Kriminalitätswahrnehmungen. Wiesbaden 2013, S. 11–44.

15 George Galster: The Mechanism(s) of Neighbourhood Effects: Theory, Evidence, and Policy Implications. In: Maarten van Ham u.a. (Hg.): Neighbourhood Effect Research. Dordrecht 2012, S. 23–56.

16 James Q. Wilson, Gerorge L. Kelling: Broken Windows. In: Atlantic Monthly 3 (1982), S. 29–39.

17 Philip Zimbardo: A Field Experiment in Auto-Shaping. In: Colin Ward (Hg): Vandalism. London 1973, S. 85–90.

18 Jacinta M. Gau, Nicholas Corsaro, Rod K. Brunson: Revisiting broken windows theory: A test of the mediation impact of social mechanisms on the disorder-fear relationship. In: Journal of Criminal Justice 42 (2014), H. 6, S. 579–588; Timothy J. Haney: ‚Broken windows' and Self-Esteem: Subjective understandings of neighborhood poverty and disorder. In: Social Science Research 36 (2007), S. 968–994; Wesley G. Skogan: Disorder and Decline. Crime and the spiral of decay in american neigborhoods. Berkeley, Los Angeles 1990.

Autos oder Bänke, verstanden. Unter sozialer Umwelt werden Menschen und ihre Interaktionen miteinander gefasst.

Unklar scheint allerdings zu sein, ob es sich bei der Broken-Windows-Theorie nicht einfach um Handlungsweisen von Gruppen handelt, bei denen abweichendes Verhalten zur Norm geworden ist und die physische Umwelt damit keine kausale Erklärung für abweichendes Verhalten bildet. Daher bedarf es der Untersuchung, ob abweichendes Verhalten innerhalb eines segregierten Wohngebietes im Zusammenhang mit sichtbarer ‚physical disorder' auftritt. Die forschungsleitende Frage lautet daher: Tritt abweichendes Verhalten abhängig von der physisch-materiellen Umgebung innerhalb eines sozial segregierten Gebietes auf? Vorweg: Eine kausale Überprüfung der Broken-Windows-Theorie kann nicht geleistet werden. Dennoch wird eine empirische Annäherung unternommen, welche ein relativ erhöhtes Niveau von ‚social disorder' erklärt. In der Folge kommt es mit einer erhöhten Wahrscheinlichkeit zur Normbeeinflussung, da ‚social disorder', legitimiert durch ‚physical disorder', im Wohngebiet verstärkt erfahrbar wird.

Großsiedlungen als Forschungskontext

Zur Beantwortung der Forschungsfrage eignet sich die Untersuchung am Beispiel einer westdeutschen Großsiedlung, da sich dort häufig sowohl baulich-materielle als auch sozioökonomische Problemlagen kleinräumig überlagern. Allerdings sind westdeutsche Großsiedlungen ein Forschungskontext mit Besonderheiten, die im Folgenden dargelegt werden. Besonderes Augenmerk wird auf den sozialen Wandel westdeutscher Großsiedlungen sowie auf Ursachen typischer baulicher Probleme gelegt.[19]

19 Siehe auch: Sako Musterd, Ronald van Kempen: Trapped or an the Springboard? Housing Careers in Large Hausung Estates in European Cities. In: Journal of Urban Affairs 29 (2007), H. 3, S. 311–329.

Olaf Gibbins[20] schlägt folgende Definition für Großsiedlungen vor: „Mit dem Begriff ‚Großsiedlung' bezeichnen wir solche Wohngebiete, die in den 60er und 70er Jahren als separate oder zumindest funktional eigenständige Siedlungseinheiten geplant und realisiert wurden. Nicht nur sämtliche Wohnungen, sondern auch die Infrastruktur, Grün- und Freizeitflächen sowie Verkehrserschließung waren Gegenstand der Planung und Realisierung. Das Erscheinungsbild ist durch eine dichte und hochgeschossige Bebauung geprägt. Der überwiegende Anteil des Wohnungsangebotes besteht aus Mietwohnungen, von denen ein hoher Anteil öffentlich gefördert ist. Die Siedlung sollte mindestens einen Bestand von 500 Wohneinheiten umfassen".[21]
Anlass der Errichtung der Großsiedlungen in Westdeutschland war die endgültige Überwindung der Wohnungsnot infolge des Zweiten Weltkrieges, und die Baustellen wurden von Beginn an medial und wissenschaftlich begleitet. Daher ist die gesamte Siedlungszeit dokumentiert, was ein deutlicher Vorteil für die Erforschung von Großsiedlungen ist. Lebten dort in den 1970er Jahren eher mittelschichtsangehörige Haushalte, hat sich dies vielerorts dahingehend geändert, dass dort heute oftmals die Ärmsten der Stadtgesellschaft wohnen.
Unter sozialem Wandel wird die „Veränderung sozialer Strukturen über die Zeit"[22] verstanden. Beim Wandel von Wohngebieten bedeutet dies eine Veränderung der Sozialstruktur, beispielsweise von wohlhabend und monoethnisch zu armutsgefährdet und ethnisch heterogen. Aus der Literatur lassen sich fünf idealtypische Phasen des sozialen Wandels westdeutscher Großsiedlungen zusammenfassen.

20 Olaf Gibbins, Großsiedlungen. Bestandspflege und Weiterentwicklung. München 1988.

21 Ebd., S. 9.

22 Franz Lehner: Sozialwissenschaft. Wiesbaden 2011, S. 342.

Phase 1: Großsiedlungen als Wohnort der modernen Kleinfamilie

Die Studien aus der Zeit der Errichtung der Großsiedlungen weisen auf eine überdurchschnittliche Kinderzahl in den Siedlungen hin[23], was auch als „Kinderberg" bezeichnet wurde und Herausforderungen an die Stadtplanung stellte.[24] Grund war die Belegungspraxis des sozialen Wohnungsbaus,[25] wodurch vor allem Mittelschichtsfamilien in die Großsiedlungen zogen. Denn damals adressierte der soziale Wohnungsbau die „breiten Schichten des Volkes", was insbesondere auf Familienhaushalte abzielte. Die ersten Bewohner der Großsiedlungen wohnten in Stadtteilen, die sich zum Teil noch im Bau befanden[26] und es noch keine nachbarschaftlichen Beziehungen oder Organisationen gab.[27]

Phase 2: Großsiedlungen als Kompensationsorte für Bewohner von Behelfssiedlungen

Zum Ende der 1970er Jahre hatte sich die Wohnungskrise in Westdeutschland deutlich entspannt, und es war genügend Wohnraum vorhanden, wozu auch Großsiedlungen einen Beitrag leisteten. Eben in dieser Zeit kam es zur ersten Bevölkerungsumschichtung in den Siedlungen. Ursachen waren verfügbare Alternativen für Mittelschichtsfamilien, da die Mieten aufgrund der Förderpraxis des sozialen Wohnungsbaus

23 Wolfgang Müller: Aktivität im Neubaublock. In: Reimer Groenemeyer, Hans-Eckehard Bahr (Hg.): Nachbarschaft im Neubaublock. Empirische Untersuchungen zur Gemeinwesenarbeit, theoretische Studien zur Wohnsituation. Weinheim, Basel 1977, S. 204–293; Rotraut Weeber: Eine neue Wohnumwelt. Beziehungen eines Neubaugebiets am Stadtrand zu ihrer sozialen und räumlichen Umwelt. Stuttgart, Bern 1971; Katrin Zapf, Karlous Heil, Justus Rudolph: Stadt am Stadtrand. Eine vergleichende Untersuchung in vier Münchener Neubausiedlungen. Frankfurt a. M. 1969.

24 Petra Dorsch: Eine neue Heimat in Perlach. Das Einleben als Kommunikationsprozess. München 1972; Ulfert Herlyn: Leben in der Stadt. Lebens- und Familienphasen in städtischen Räumen. Opladen 1990, S. 159.

25 Weeber 1971 (Anm. 23), S. 39.

26 Ebd., S. 40.

27 Ebd., S. 22.

relativ teuer wurden.[28] Familien zogen vermehrt in Eigenheime in den Vorstädten,[29] was mit der Eigenheimzulage politisch noch unterstützt wurde.[30] Zudem litt schon damals das Image von Großsiedlungen unter anhaltender Kritik und baulichen Problemen.[31] Die frei gewordenen Wohnungen wurden mit Mietern eines geringen sozioökonomischen Status nachbelegt, was durch Distinktionspraktiken zu einer weiteren Abwanderung der verbliebenen Mittelschichtsfamilien führte. Die neuen Mieter wurden, insbesondere in den 1970er Jahren, aus sogenannten Obdachlosen- oder auch Barackensiedlungen in die Sozialwohnungen „eingewiesen".[32]

Phase 3: Großsiedlungen als gemiedene Gebiete

Mit Beginn der 1980er Jahre wurden die Bevölkerungsumschichtungen in den Großsiedlungen immer deutlicher. Der anhaltende Fortzug, ein ausgeglichener Wohnungsmarkt und die Auswirkungen des demografischen Wandels[33] führten zu erhöhten Leerständen in den Großsiedlungen Westdeutschlands.[34] Die Bewohner der Siedlungen, die es noch gab, waren vorwiegend Haushalte mit einem relativ geringen sozioökonomischen Status. Die Phase reichte von ca. 1983 bis 1986.[35]

28 Jürgen Friedrichs: Stadtsoziologie. Opladen 1995, S. 105; Hartmut Häußermann, Walter Siebel: Stadtsoziologie. Frankfurt a. M. 2004, S. 159.

29 Ebd.

30 Albrecht Göschel: Schrumpfung, demographischer Wandel und Kulturpolitik. Kulturpolitische Mitteilungen, 117 (2007), H. 2, S. 35–38.

31 Dorsch 1972 (Anm. 24), S. 44; Jürgen Friedrichs, Jens Dangschat: Gutachten zur Nachbesserung des Stadtteils Mümmelmannsberg. Hamburg 1986, S. 9.

32 Martin Lenz: Auf dem Weg zur Sozialen Stadt. Abbau benachteiligender Wohnbedingungen als Instrument der Armutsbekämpfung. Wiesbaden 2007.

33 Franz-Xaver Kaufmann: Schrumpfende Gesellschaft. Bonn 2005, S. 50.

34 Beate Huf: Brückenhof. Zusammenleben in einer Großsiedlung am Stadtrand. Kassel 1991; Volker Kreibich: Wohnversorgung und Wohnstandortverhalten. In: Jürgen Friedrichs (Hg.): Die Städte in den 80er Jahren. Opladen 1985, S. 181–195.

35 Friedrichs 1995 (Anm. 28), S. 124.

Phase 4: Großsiedlungen als Migrationszielgebiete

Gegen Ende der 1980er Jahre nahm die Leerstandsproblematik der Siedlungen rapide ab, und das ohne grundlegende bauliche Eingriffe in die Siedlungsstrukturen oder Imageverbesserungen. Ursache war der verstärkte Zuzug von Zuwanderern aus der zusammenbrechenden Sowjetunion und mit ihr verbündeter Staaten.[36] Vor allem die Kommunen standen vor der Herausforderung, Zuwanderer mit Wohnraum zu versorgen. Dabei halfen ihre Belegungsrechte im sozialen Wohnungsbau, mit dessen finanzieller Unterstützung die Großsiedlungen errichtet wurden. Selbst in den Fällen, in denen die Kommunen keine direkten Belegungsrechte mehr hatten, waren die Mieten relativ günstig, was vor allem an Nachsubventionierungen für den sozialen Wohnungsbaus lag.[37] Im Grunde wiederholte sich die zweite Phase des Wandels, nur diesmal mit Zuwanderern aus dem Ausland und nicht mehr aus Behelfswohnungen. Auch in diesem Falle kam es zu selektiven Auszügen, vor allem der verbliebenen Mittelschichtshaushalte.[38] Die Folge war zwar eine reduzierte Leerstandsquote, aber eben auch eine nahezu vollständige soziale Entmischung.

Phase 5: Großsiedlungen als Wohnorte der Marginalisierten

Auch heute sind Großsiedlungen noch an den Stadträndern zu finden, allerdings hat sich die Verkehrsanbindung verbessert und es sind zumeist ausreichend Plätze in Kindertageseinrichtungen vorhanden, was anfängliche Probleme waren. Andere Heraus-

36 Peter Kamper: Die Neue Vahr und die Konjunkturen der Großsiedlungskritik 1957–2005. In: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 1 (2013), S. 13–24, hier S. 21; Wendlin Strubelt, Karin Veith: Zuwanderung und Integration – Deutschland in den 80 und 90er Jahren. In: Jürgen Friedrichs (Hg.): Die Städte in den 90er Jahren. Demographische, ökonomische und soziale Entwicklungen. Opladen, Wiesbaden 1997, S. 109–135, hier S. 109–111.

37 Huf 1991 (Anm. 34), S. 13.

38 Jürgen Friedrichs: Middle-class leakage in lage new housing estates: empirical findings and policy implications. In: Journal of Architectural and Planning Research 8 (1991), H. 4, S. 287–295.

forderungen wurden vielerorts nicht bewältigt. Großsiedlungen sind heute sozial und ethnisch segregierte Quartiere[39] und politisch nur wenig beachtet. Sie gehören in vielen westdeutschen Städten zu den „Problemgebieten" der Stadt und sind häufig Quartiere, die mit Hilfe von Städtebauförderprogrammen „stabilisiert" oder „verbessert" werden sollen. Zugleich treten in einigen Siedlungen gehäuft bauliche Problemlagen aufgrund unzureichender Investition von Seiten der Eigentümer, wie zum Beispiel Finanzinvestoren, auf.[40]
Für die Untersuchung zum Zusammenhang zwischen ‚social' und ‚physical disorder' folgt aus der Aufarbeitung des sozialen Wandels, dass von einer erhöhten ‚social disorder' ausgegangen werden kann. Die Bewohner unterhalten, aufgrund häufiger Bevölkerungsumschichtungen, nur im geringen Maße gewachsene Nachbarschaftsbeziehungen und das Ausmaß sozialer Kontrolle ist gering.[41] Zugleich führen geringe Investitionen in die Siedlungen, Vandalismus und Verschmutzung zu einem vergleichsweise hohen Ausmaß von ‚physical disorder'. Selbstverständlich ist der hier skizzierte Verlauf nicht für alle Großsiedlungen in Westdeutschland zutreffend, da es durchaus unterschiedliche lokale Dynamiken geben kann. Daher ist er eher als idealtypische Entwicklung zu sehen.

Zusammenhang von ‚physical' und ‚social disorder' unter den Bedingungen sozialer Segregation

Als Beispielstadtteil dient die Großsiedlung Köln-Chorweiler (Mitte), welche in den 1970er Jahren errichtet wurde. Die „Neue Stadt" Chorweiler ist heute aufgrund ihrer geringen Wahlbeteiligung und hohen Problemdichte bundesweit

39 Hartmut Häußermann: Zuwanderung und die Zukunft der Stadt. Neue ethnisch-kulturelle Konflikte durch Entstehung einer sozialen ‚underclass'? In: Wilhelm Heitmeyer, Rainer Dollase, Otto Backes (Hg.): Die Krise der Städte. Analysen zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklungen für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben. Frankfurt a. M. 1998.

40 Sebastian Müller: Wohnungsverkäufe in Bochum Mieterprivatisierung, Mehrfachverkäufe und Finanzinvestoren. Bochum 2009.

41 Robert J. Sampson, Stephen W. Raudenbush, Felton Earls: Neighborhoods and Violent Crime: A Multilevel Study of Collective Efficacy. In: Science 277 (1997), S. 918–924.

bekannt. Das oftmals als monoton empfundene städtebauliche Erscheinungsbild korreliert mit einer armutsgeprägten und ethnisch diversifizierten Bevölkerung. Zudem sind mittlerweile weite Teile des Siedlungskerns von teilweise ausgebliebenen Investitionen gekennzeichnet, was die benachteiligende Lage noch verschärft. Gepflegte Hochhäuser stehen neben augenscheinlich baulich eher problematischen Immobilien.
Zur Beantwortung der Forschungsfrage wird ein explorativ es und standardisiertes Verfahren im Rahmen eines empirisch-quantitativen Forschungsansatzes gewählt. Grundlage war ein Feldaufenthalt von September bis November 2014, wozu in der Osloer Straße 5 eigens eine Wohnung angemietet wurde. Zwischen dem ersten und dem fünften September 2014 fanden vorbereitende Stadtteilbegehungen zu unterschiedlichen Tages- und Nachtzeiten statt. Ziel der Begehungen war es, Orte auszuwählen, an denen strukturierte teilnehmende Beobachtungen durchgeführt werden konnten, welche sich hinsichtlich ihrer baulichen Qualität voneinander unterschieden. Darunter waren drei Orte, an denen es ‚physical disorder' in Form baulich problematischer Zustände wie starke Verschmutzung oder offensichtliche bauliche Mängel an den Hausfassaden gab; außerdem zwei Orte, an denen dies nicht der Fall war und eine Grünanlage. An fünf von sechs Orten waren Spielflächen für Kinder vorhanden. Tabelle 1 gibt einen Überblick zu den genannten Orten sowie zu ihrer Lage innerhalb der Siedlung:

Ort	‚physical disorder'	Spielfläche
Pariser Platz	Ja	Nein
Stockholmer Allee	Ja	Ja
Osloer Straße	Ja	Ja
Sahle Hochhaus	Nein	Ja
Bumerang Siedlung	Nein	Ja
Grünfläche Merianstraße	Keine Bebauung	Ja

● Tabelle 1: Übersicht der Erhebungsorte in Köln-Chorweiler

Nach Michael Häder [42] bringen teilnehmende Beobachtungen zwei Probleme mit sich. Erstens gibt es ein Wahrnehmungsproblem, da oftmals unklar ist, was beobachtet werden soll. Dadurch kommt es zur selektiven Wahrnehmung eher unbekannter Phänomene, weil Vertrautes weniger deutlich wahrgenommen wird.[43] Zweitens können Gesten oder Symbole falsch gedeutet werden, insbesondere, wenn sie dem Beobachtenden unbekannt sind. Beiden Problemen wurde mit der größtmöglichen Standardisierung entgegengewirkt. Sie können aber dennoch nicht ganz ausgeschlossen werden.

Die standardisierten Beobachtungen während der Feldforschungsphase wurden passiv teilnehmend durchgeführt. Das bedeutet, dass zwar Präsenz am Ort gezeigt wurde, aber die Situationen nach Möglichkeit nicht beeinflusst wurden.[44] Bei Rückfragen von Passantinnen und Passanten wurde Auskunft über das Projekt gegeben und der Beobachtungsbogen vorgezeigt.

Die Erhebungseinheit der Beobachtungen waren „Situationen". Situation ist definiert als „ein Komplex von Personen, anderen Organismen, materiellen Elementen, der zumeist an einen bestimmten Ort und Zeitraum gebunden ist und als solcher eine sinnlich wahrnehmbare Einheit bildet".[45] Daraus folgt, dass eine räumliche Nähe beziehungsweise soziale Präsenz der Situationsteilnehmer vorhanden sein muss,[46] damit diese wahrnehmen, dass sich ihre Interaktionen unmittelbar aufeinander beziehen: „Das meint, wenn zwei Individuen zusammen sind, wird zumindest ein Teil ihrer Welt auf der Tatsache (und der Betrachtung dieser Tatsache) beruhen, dass die Aufnahme einer Handlungslinie durch eine Person von der anderen entweder verringert oder gefördert wird, oder auch beides".[47] Für die strukturierten teilnehmenden Beobachtungen wurden Situationen

42 Michael Häder: Empirische Sozialforschung. Wiesbaden 2010.

43 Jürgen Friedrichs, Hartmut Lüdtke: Teilnehmende Beobachtung. Weinheim 1971, S. 29.

44 Ebd., S. 39.

45 Ebd., S. 45.

46 Erving Goffman: Interaktion im öffentlichen Raum. Frankfurt a. M., New York 2009, S. 33.

47 Ebd., S. 32.

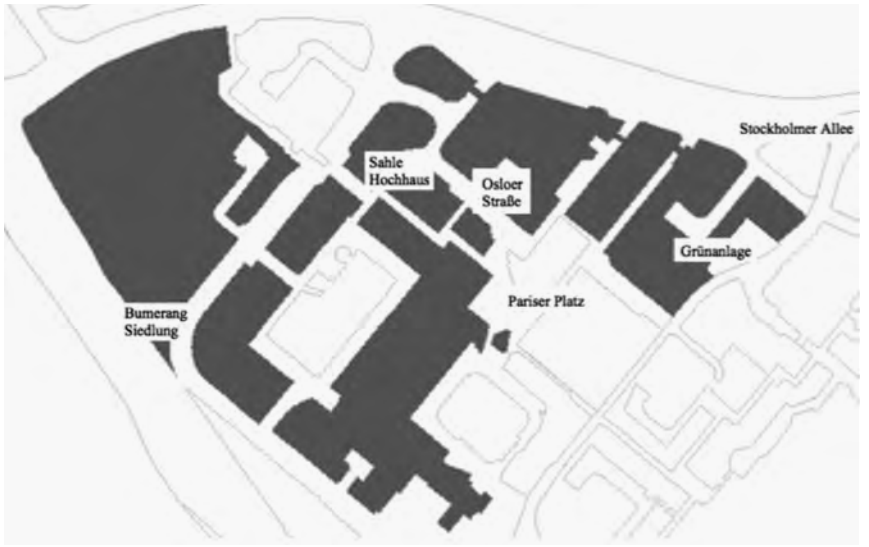


Abb. 1: Räumliche Verteilung der Beobachtungsorte in Chorweiler

operationalisiert als zwei oder mehr Menschen die, innerhalb eines vorher festgelegten Raumes, direkt miteinander interagieren. Als Grundgesamtheit mussten alle Personen, die sich im öffentlichen Raum der Siedlung aufhielten, definiert werden, auch wenn nicht alle in der Siedlung wohnen.

Zur Datenerhebung wurden zwischen dem 6. September und dem 30. Oktober 2014 an jedem Samstag, Sonntag, Montag und Dienstag strukturierte teilnehmende Beobachtungen durchgeführt. An jedem der Orte wurde 15 Minuten lang beobachtet. Die Route, in Reihenfolge der Aufzählung in Tabelle 1, begann täglich an einem anderen Startpunkt, wurde aber für den Tag beibehalten. Pro Zeitabschnitt und Ort konnten mehrere Beobachtungen gleichzeitig durchgeführt werden. Die Zeitslots waren im Einzelnen:

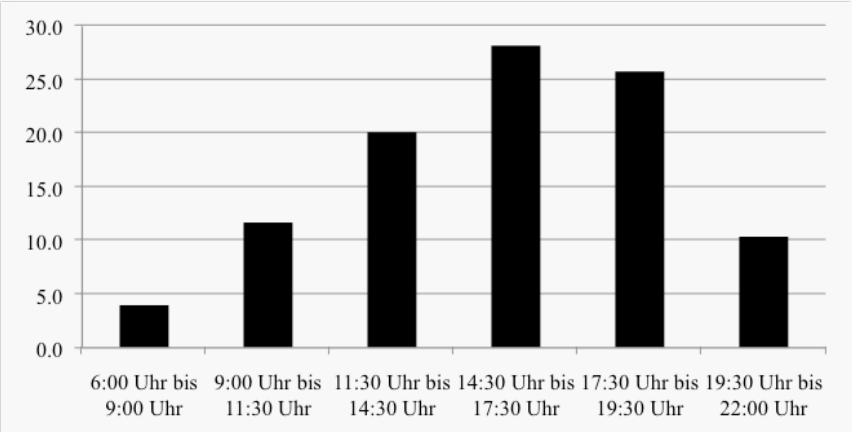
Morgens:	zwischen 6:00 und 9:00 Uhr
Vormittags:	zwischen 9:00 und 11:30 Uhr
Mittags:	zwischen 11:30 und 14:30 Uhr
Nachmittags:	zwischen 14:30 und 17:30 Uhr
Früher Abend:	zwischen 17:30 und 19:30 Uhr
Abends:	zwischen 19:30 und 22:00 Uhr

Zur Beobachtung diente ein standardisiertes Instrument, welches sich an Robert Sampson und Stephen Raudenbush[48] orientiert. Es wurden pro Situation die in Tabelle 2 aufgeführten dichotomen Variablen abgefragt. Hinzu kam die demografische Beschreibung aller Gruppenmitglieder nach geschätztem Lebensjahrzehnt:

Ziel	Indikatoren
Beschreibung der Interaktion	Ort, Anzahl und geschätztes Alter der Personen
Beschreibung der ‚social disorder'	Erwachsene / Jugendliche, die herumstehen, aggressives Verhalten, es wird geraucht, Müll wird auf den Boden geworfen / es wird ausgespien, es sind Menschen im Drogen- oder Alkoholrausch zu sehen, Alkohol wird getrunken, Erwachsene schreien Kinder an, abweichendes Verhalten wird durch Situationsteilnehmer sanktioniert
Beschreibung der ‚physical disorder'	Verwahrloste Gebäude, keine Bepflanzung vorhanden, Zigarettenkippen und / oder Müll liegen herum, leere Bierflaschen oder andere Alkoholflaschen liegen herum, es gibt Graffiti, Kondome liegen herum, Spritzen oder anderes, was auf Drogenkonsum hinweist, ist sichtbar, politische Botschaften sind zu sehen (Aufkleber etc.)

● Tabelle 2: Erhobene Indikatoren während der teilnehmenden Beobachtung im Oktober 2014

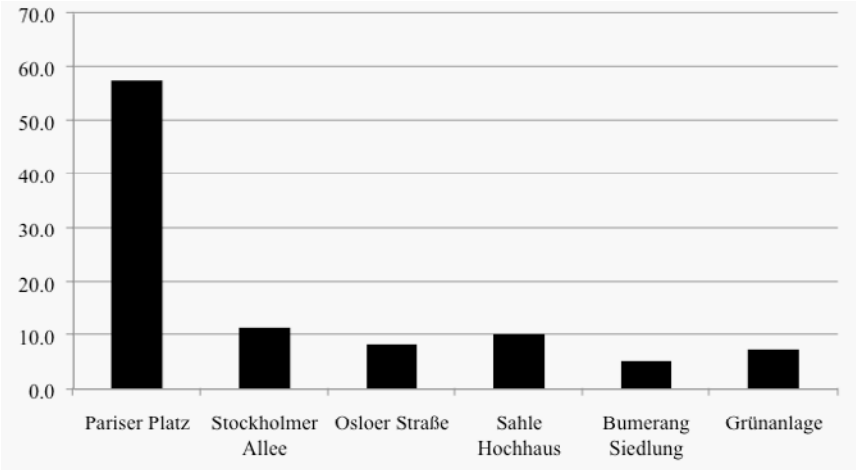
48 Robert J. Sampson, Stephen W. Raudenbush: Systematic Social Observation of Public Spaces: A New Look at Disorder in Urban Neighborhoods. In: American Journal of Sociology 105 (1999), H. 3, S. 603–651.



● Abb. 2: Verteilung der Häufigkeiten beobachteter Situationen nach Zeitraum (N = 1.557)

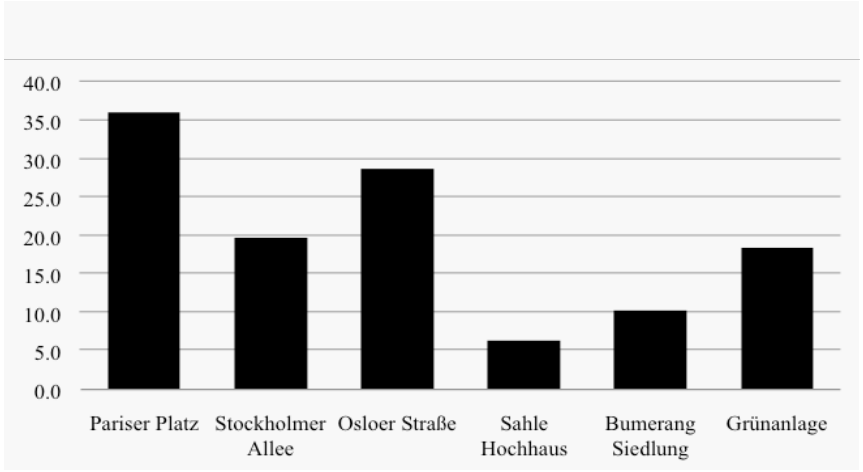
Insgesamt wurden 1.557 auswertbare Situationen erhoben. Die Erhebung war nur möglich, da der Autor in der Erhebungszeit (September bis November 2014) eine Wohnung in der Siedlung bezog. Abbildung 2 zeigt die Häufigkeitsverteilung der Situationen nach den Zeiträumen.
Zu erkennen ist, dass sowohl in den Morgen- als auch in den späten Abendstunden der öffentliche Raum in Chorweiler mäßig genutzt wurde, was auch an der wenig einladenden städtebaulichen Gestaltung sowie den beschränkten Angeboten, wie zum Beispiel Gaststätten, liegen könnte. Tagsüber hingegen, und insbesondere am Nachmittag und am frühen Abend, wurde der öffentliche Raum häufiger aufgesucht. Aufgrund der relativen zeitlichen Konzentration der Nutzung des öffentlichen Raums in Chorweiler ist davon auszugehen, dass sich unterschiedliche Gruppen gegenseitig wahrnehmen und miteinander interagieren, wodurch sich Normen „ausbreiten" können. Eine Norm wird im Rahmen dieser Arbeit verstanden als eine, von den Mitgliedern einer Gesellschaft als verbindlich erachtete Verhaltensvorschrift, welche sowohl positive als auch negative Sanktionen mit sich bringt.[49]

49 Alexandra Nonnenmacher: Ist Arbeit eine Pflicht? Wiesbaden 2009, S. 19.



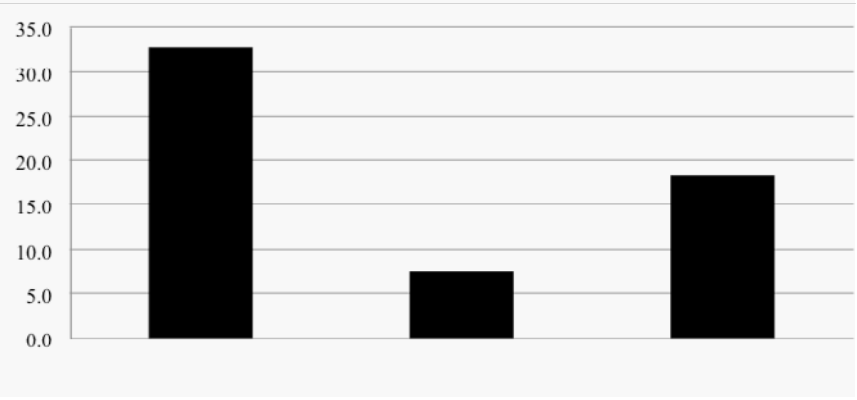
● Abb. 3: Verteilung der Häufigkeiten beobachteter Situationen nach Erhebungsorten (N = 1.557)

Abbildung 3 zeigt die Verteilung der Häufigkeiten beobachteter Situationen nach Erhebungsort. Zu erkennen ist, dass der Pariser Platz der meist frequentierte Ort war. Er bildet zugleich das Zentrum des öffentlichen Lebens im Wohngebiet. Die übrigen Orte wurden etwa gleich häufig aufgesucht. Zur Überprüfung der forschungsleitenden Frage bedarf es der Auswertung nach dem Auftreten abweichenden Verhaltens, differenziert nach der augenscheinlichen Qualität der baulichen Substanz. Damit kann untersucht werden, ob die unmittelbare bauliche Umgebung einen direkten Einfluss auf das Auftreten abweichenden Verhaltens ausübt, da es sich ja um das gleiche Milieu handelt. Der einzige Unterschied bildet die materielle Umgebung. Abbildung 4 zeigt den Anteil an Situationen mit abweichendem Verhalten an allen Situationen jeweils an allen Erhebungsorten.
Zu erkennen ist, dass am Pariser Platz, einem Vorplatz der Stockholmer Allee und der Spielplatz an der Osloer Straße abweichendes Verhalten relativ häufig auftrat, wohingegen dies am Sahle Hochhaus und der Bumerang Siedlung nicht der Fall war. Daher sind in Abbildung 5 die Orte mit und ohne augenscheinlichen baulichen Mängeln und ohne Gebäude (Grünanlage) zusammengefasst.

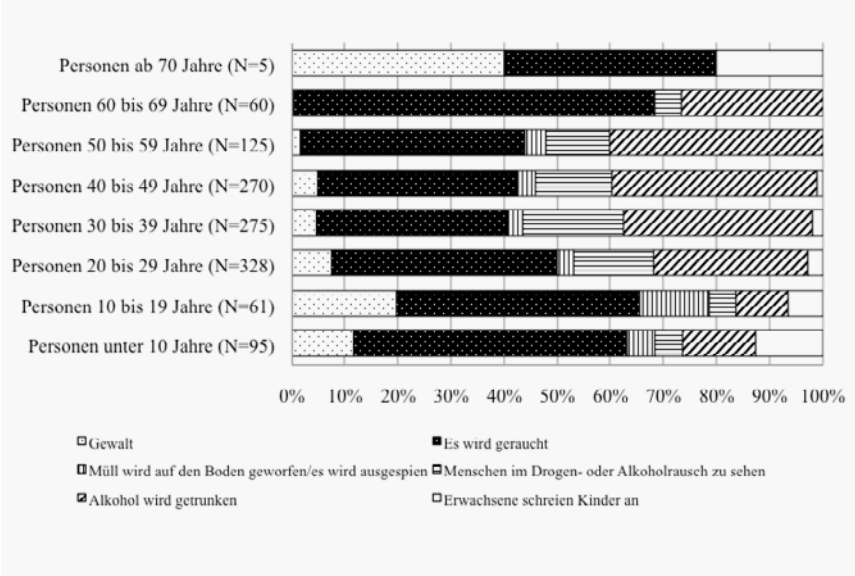


● Abb. 4: Anteil der Beobachtungen mit abweichendem Verhalten an allen Beobachtungen des jeweiligen Ortes nach Erhebungsort (N = 1.557)

Deutlich zu erkennen ist, dass Orte mit ‚physical disorder' eben auch häufig solche sind, an denen ‚social disorder' auftritt. Der Befund ist beachtlich, da es sich an allen Orten um das gleiche Milieu handelt. ‚Social disorder' wird demnach durch ‚physical disorder' auch innerhalb eines Wohngebietes legitimiert. Damit ist noch nicht gezeigt, welche Gruppen welche Art abweichenden Verhaltens zeigen. Die einzige dafür zur Verfügung



● Abb. 5: Anteil des abweichenden Verhaltens nach augenscheinlicher Qualität der Bausubstanz, in Prozentzahlen ausgedrückt (N = 435)

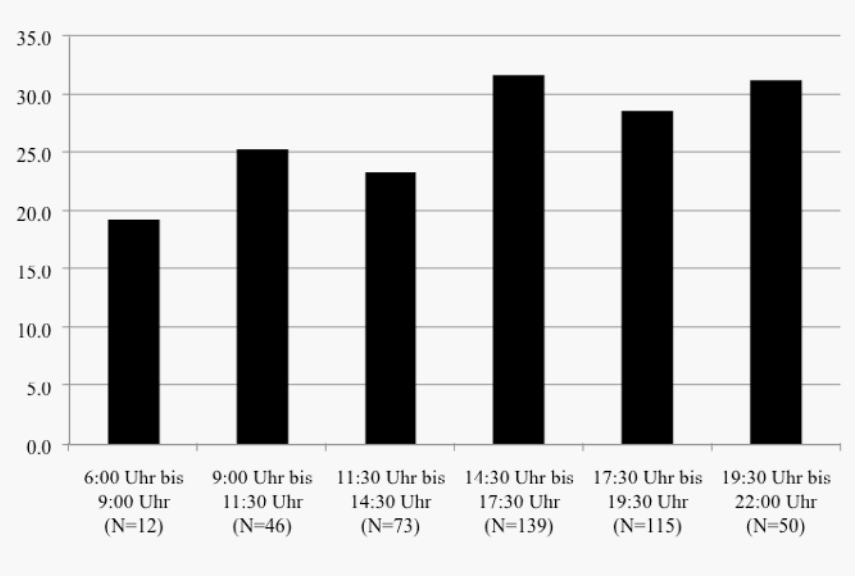


● Abb. 6: Typen abweichenden Verhaltens nach demografischen Aspekten (Mehrfachausprägungen pro Situation möglich; N = 1.219)

stehende Information in den Beobachtungsdaten bildet die demografische. Abbildung 6 zeigt, aufgeteilt nach geschätztem Lebensjahrzehnt, die Art des aufgenommen abweichenden Verhaltens. Da Situationen die Erhebungseinheit bildeten, sind Mehrfachzählungen einer Situation möglich, da ihr gegebenenfalls Teilnehmer aus unterschiedlichen Lebensjahrzehnten angehörten.

Zu erkennen ist, dass insbesondere dann abweichendes Verhalten ausblieb, wenn die Teilnehmer ein höheres Alter hatten. Ebenso waren Kinder und Jugendliche weniger an Situationen mit abweichendem Verhalten beteiligt als Menschen in der demografischen Lebensmitte. Allerdings waren Unterschiede hinsichtlich der Art des abweichenden Verhaltens zu erkennen. Während Kinder und Jugendliche häufiger an Situationen mit gewaltsamen Handlungen teilnahmen, waren es bei Erwachsenen eher solche, in denen der Konsum von Alkohol oder Drogen zu beobachten war.

Wie Abbildung 7 zeigt, fanden sich hingegen kaum tageszeitliche Unterschiede für das Auftreten abweichenden Verhaltens.



● Abb. 7: Anteil der Situationen mit abweichendem Verhalten an allen Situationen zur jeweiligen Tageszeit (Mehrfachausprägungen pro Situation möglich; N = 435)

Was mit den Beobachtungen nicht geleistet werden konnte, ist eine Prüfung der kausalen Beziehungen zwischen ‚physical' und ‚social disorder'. Hier wenden zum Beispiel Sampson und Raudenbush[50] erstens ein, dass es nicht alleine Anzeichen von ‚physical disorder', sogenannte ‚incivilities', sind, die zu ‚social disorder' führen, sondern eben auch die (diskriminierende) Wahrnehmung von Gruppen, die mit ‚social disorder' in Verbindung gebracht werden. Zweitens begründet ‚physical disorder', wie sie argumentieren, kein abweichendes Verhalten, wodurch die Merkmale von ‚physical' und ‚social disorder' zwar korrelieren mögen, sich ‚social disorder' aber nicht kausal durch ‚physical disorder' erklären lässt.[51] Mit dem standardisierten Instrument konnten demnach zwar die Handlungen, aber nicht die Ursachen der Handlungen erklärt werden.

50 Robert J. Sampson, Stephen W. Raudenbush: Neighborhood stigma and the perception of disorder. In: Focus 24 (2005), H. 1, S. 7–11.

51 Sampson, Raudenbush 1999 (Anm. 48).

Fazit

Die Beobachtungen haben den vermuteten Zusammenhang von ‚physical' und ‚social disorder' bestätigt. Bemerkenswert am Befund ist, dass der Effekt sogar innerhalb einer Siedlung, also im gleichen Milieu, nachgewiesen werden konnte. Die forschungsleitende Frage wird wie folgt beantwortet: Abweichendes Verhalten tritt auch innerhalb ein und desselben Wohngebietes, abhängig von der baulich-materiellen Umgebung auf. Dabei sind allerdings Alterseffekte festzustellen. Wenn Ältere an einer Situation beteiligt sind, tritt abweichendes Verhalten weniger häufig auf. Daraus folgen zwei mögliche Schlüsse. Erstens kann von einer Legitimierung abweichenden Verhaltens durch ‚physical disorder' ausgegangen werden. Zweitens führt die räumliche Konzentration von ‚social disorder' durch abweichendes Verhaltens zur Produktion einer Alltagswelt, die von abweichendem Verhalten geprägt ist und es dadurch legitimiert. Beide Befunde sind in einer Linie mit Arbeiten zur Broken-Windows-Theorie[52] und zu lerntheoretischen Studien[53].

Die Arbeit ist nicht frei von Restriktionen. Es handelt sich nur um ein Fallbeispiel, und ob die Ergebnisse allgemein zutreffend sind, muss in weiteren Untersuchungen geprüft werden. Zudem sind durch das standardisierte Verfahren zum einen nur ausgewählte Typen abweichenden Verhaltens erhoben, zum anderen sind alle erfassten Situationen gleich gewichtet worden. Das bedeutet, dass Situationen, in denen zum Beispiel geraucht wurde, mit gewalttätigen Situationen gleichgesetzt sind. Eine Hierarchisierung der Typen abweichenden Verhaltens ist also nicht vorgenommen worden.

Der zwar nicht kausal bewiesenen, aber dennoch hinweisende Befund der baulich-materiellen Abhängigkeit abweichenden Verhaltens innerhalb eines Wohngebietes verweist auf die

52 Wesley G. Skogan: Disorder and Crime. Crime and the spiral of decay in american neigborhoods. Berkeley, Los Angeles 2005.

53 Albert Bandura: Social Learning Theory. New York City 1971.

dringende Notwendigkeit der Sanierung und Instandhaltung von Wohngebieten als Daueraufgabe von Hauseigentümern und Stadtentwicklung. Denn in den sozial und ethnisch segregierten Quartieren, wie Großsiedlungen, ist der Bevölkerungsanteil der unter 6-Jährigen in der Regel relativ hoch. In solchen Quartieren lernen damit verhältnismäßig viele Kinder, und damit die nachfolgende Generation, die Legitimität abweichenden Verhaltens in ihrem täglichen Erfahrungsraum.[54]

54 Eine ausführlichere Darstellung der Forschungsarbeit findet sich in: Sebastian Kurtenbach: Leben in herausfordernden Wohngebieten. Das Beispiel Köln-Chorweiler. Wiesbaden 2017 (im Druck).

STEPHANIE KERNICH

Die affektiven Deutungsstrategien von Architektur-Laien

Dieser Beitrag befasst sich mit den Relevanzstrukturen von Architektur-Laien bei der Wahrnehmung der gebauten Umwelt, da – so die hier vertretene These – bei Laien prinzipiell andere Sinn- und Deutungszuschreibungen der gebauten Umwelt zugrunde liegen als bei denen, die sich professionell mit ihr beschäftigen. Dabei geht es insbesondere um die affektiven Deutungsstrategien, die hier als eine Auswahl präsentiert werden.

Die Wahrnehmung der gebauten Umwelt durch Architektur-Fachleute auf der einen Seite und durch die Bevölkerung auf der anderen Seite stehen in einem nicht zu unterschätzenden Spannungsverhältnis: Architektur und damit die gebaute Umwelt wird häufig nicht so wahrgenommen, wie Architektur-Fachleute sich das vorstellen, was sich in öffentlich geäußerten Kommentaren wie dem Folgenden widerspiegelt: „Außer dem Prime Tower und dem Elefantenhaus (Zoo) gibt es nun wirklich keine herausragend gute Architektur in Zürich. Soll mir mal jemand erklären, was am Toni Areal architektonisch toll sein soll (für mich ein überdimensionierter Bunker) oder die größte Bausünde der letzten Jahre – die Europaallee“.[1]
Wenn die gebaute Umwelt von der Bevölkerung kritisch wahrgenommen und kommentiert wird, was auch das anschließende

1 Roger Oesch: Leserbrief. Das sind die besten Bauten von Zürich. In: Tages-Anzeiger, 6. Juni 2016. URL: http://www.tages-Anzeiger.ch/zuerich/stadt/das-sind-die-besten-bauten-von-zuerich/story/27069605#mostPopularComment (08.01.2017).

Beispiel illustriert, wird offensichtlich, dass eine grundlegende Diskrepanz besteht zwischen professionellen ästhetischen und sozio-kulturellen Konzepten von Architektur-Fachleuten und der Aneignung von Architektur-Laien in deren jeweiliger Alltagswirklichkeit: „Die ‚hässlichen Quader‘ bleiben aber [...] ein 80 Meter langer Riesenklotz mit vielen kleinen Klötzen, da können Ausführungsplan und clevere Architektur nichts ändern und verschönern“.[2]
Das damit angesprochene Thema der Experten-Laien-Kommunikation in der Architektur[3] wurde bereits von Riklef Rambow in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt. Allerdings beziehen sich die empirischen Grundlagen seiner architekturpsychologischen Studie auf quantitative Befragungen von Architektur-Studierenden. Jedoch kann man Architektur-Studierende schwerlich als Architektur-Laien auffassen, liegt bei ihnen doch bereits allein durch ihre Studienrichtungswahl mindestens ein implizites Interesse an Architektur zugrunde. Es bleibt also die Frage im Kern unbeantwortet, wie die gebaute Umwelt als soziales Phänomen erforscht werden kann, das als geteilte intersubjektive Alltagswirklichkeit in Wechselwirkung zwischen Gesellschaft und Individuum steht, denn: „der Mensch – freilich nicht isoliert, sondern inmitten seiner Kollektivgebilde – und seine gesellschaftliche Welt stehen miteinander in Wechselwirkung. Das Produkt wirkt zurück auf seinen Produzenten. [...] daher gibt es für jedes Leben eine Spanne, in deren zeitlichem Verlauf der Mensch in seine Teilhaberschaft an der gesellschaftlichen Dialektik eingeführt wird. Dieser Prozess ist die Internalisierung: das unmittelbare Erfassen und Auslegen eines objektiven Vorgangs oder Ereignisses, das Sinn zum Ausdruck bringt, eine Offenbarung subjektiver Vorgänge bei einem Anderen also, welche auf diese Weise für mich subjektiv sinnhaft werden“.[4]

2 Raffael Ullmann: Leserbrief. Dem Volk vorlegen. In: Tages-Anzeiger, 2. August 2016, S. 10.

3 Riklef Rambow: Experten-Laien-Kommunikation in der Architektur. Münster 2012.

4 Peter L. Berger, Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit: Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M. 2003, S. 65, 139.

Durch diesen Beitrag soll zum einen deutlich gemacht werden, dass es sich bei Architektur-Laien um andere Relevanzstrukturen und damit zusammenhängend um andere Deutungsstrategien handelt als bei Architektur-Fachleuten. Um diese wissenschaftlich zu erforschen, wird zum anderen eine Möglichkeit vorgestellt, wie die explizit und implizit vorhandene architektonische Wirklichkeitsauffassung von Architektur-Laien erhoben und analysiert werden kann.
Daher steht hier die alltägliche subjektive Wahrnehmung der gebauten Umwelt durch die Bevölkerung im Mittelpunkt. Untersucht werden die für diese damit verbundene soziale, kulturelle und ästhetische Kriterien, ohne jedoch die soziokulturellen und ästhetischen Definitionen zu diesen Konzepten aus Architekturtheorie, Stadtplanung und/ oder Kunstwissenschaften unhinterfragt zu übernehmen. Denn – so eine weitere, hier vertretene These: Die bestehenden Sinn- und Deutungszuschreibungen können nur dadurch entdeckt und analysiert werden, indem man sich einerseits im Rahmen einer empirischen Forschung direkt ins Forschungsfeld hinein begibt, das heißt in die Alltagswirklichkeit der Bevölkerung. Andererseits sind gemäß den wissenschaftlichen Standards der qualitativen Sozialforschung entsprechend sowohl die Datenerhebung als auch deren Auswertung stets methodologisch reflektierend durchzuführen. Dazu gehören als eine der wichtigsten Grundprinzipien der qualitativen Sozialforschung eine Offenheit gegenüber möglichen Forschungsergebnissen und dementsprechend ein adäquat entwickeltes Erhebungsverfahren. Es reicht also nicht, wenn Architektur-Fachleute Alltagswirklichkeit subjektiv nachempfinden, da sie unweigerlich mit einem fachlich geprägten Aufmerksamkeitsfokus ins Forschungsfeld gehen.[5]
Zu Beginn dieses Beitrags wird die theoretische Ausgangsbasis skizziert, indem architektursoziologische Theorien mit der soziologischen Theorie der gesellschaftliche[n] Konstruktion der

5 Wie dies jüngst wieder geschehen ist in: Eberhard Tröger, Dietmar Eberle (Hg.): Dichte Atmosphäre. Über die bauliche Dichte und ihre Bedingungen in der mitteleuropäischen Stadt. Basel 2015, S. 29–43 und S. 151–169.

Wirklichkeit[6] verbunden werden, um den personalen Bezug der subjektiven Wahrnehmung berücksichtigen zu können. Es folgen Ausführungen zur Methodologie und zur Datenbasis, darauf aufbauend wird ein Teil der Forschungsergebnisse vorgestellt.[7]

Theoretischer Rahmen
Die gebaute Umwelt als Gegenstand der Architektursoziologie

Gebaute Umwelt umfasst neben der Architektur auch deren Umfeld wie beispielsweise Vorgärten, Innenhöfe oder Stadtraumgestaltungen. Wenn nach der Wahrnehmung von Architektur gefragt wird, sollte diese Umgebung als möglicher Einflussfaktor berücksichtigt werden. Daher wird hier der Begriff ‚gebaute Umwelt' verwendet.[8] Diese stellt eine von Menschen in unterschiedlichen Epochen geschaffene materiale Kultur dar. Gleichzeitig bildet sie die Lebensumgebung von Menschen und beeinflusst deren Handlungsmöglichkeiten sowie -grenzen, die durch diese Lebensumgebung erst entstehen. Die gebaute Umwelt stellt somit im Sinne von Berger und Luckmann eine soziale Tatsache dar. Es kann festgehalten werden, „dass die Beziehung zwischen dem Menschen als dem Hervorbringer und der gesellschaftlichen Welt als seiner Hervorbringung dialektisch ist und bleibt. Das bedeutet: der Mensch – freilich nicht isoliert, sondern inmitten seiner Kollektivgebilde – und seine gesellschaftliche Welt stehen miteinander in Wechselwirkung. Das Produkt wirkt zurück auf seinen Produzenten",[9] wobei unter „Produzenten" in diesem Zusammenhang eben auch die Bevölkerung und ihre Alltagswirklichkeit zu verstehen ist.

6 Berger und Luckmann 2003 (Anm. 4).

7 Eine ausführliche Darstellung der Forschungsarbeit findet sich in: Stephanie Kernich: Alltägliche Architektur. Die gebaute Umwelt in unserer Alltagswirklichkeit. Konstanz 2017.

8 Dass damit auch eine Räumlichkeit einbezogen wird, soll hier nicht vertieft thematisiert werden, da das Forschungsinteresse auf die Wahrnehmung der gebauten Umwelt bezogen ist und nicht auf deren räumliche Wahrnehmung.

9 Berger und Luckmann 2003 (Anm. 4), S. 64–65.

Menschen als handelnde Subjekte

Die Perspektive der Bevölkerung, die sich in der gebauten Umwelt als ihrer Alltagswirklichkeit bewegt und darin lebt, ist bislang selbst in der architektursoziologischen Forschung wenig beachtet worden. Auch aus diesem Grund basiert das im Folgenden Vorgestellte auf einer Konzeption der Wissenssoziologie, die „impliziert, dass Soziologie zu jenen Wissenschaften gehört, deren Forschungsgegenstand der Mensch als Mensch ist […]. Dieser Forschungsgegenstand ist Gesellschaft als Teil einer menschlichen Welt, geschaffen von Menschen, bewohnt von Menschen und in unaufhörlichem historischen Prozess wiederum an Menschen schaffend“.[10] In diesem theoretischen Rahmen werden – ausgehend von der Bevölkerung als personale Akteure[11] – Wirklichkeitskonstruktionen im Alltags zur soziologischen Begriffs- beziehungsweise Kategorienbildung herausgearbeitet, welche in einer kommunikativ vermittelten Interaktionssituation zur Sprache kommen. Denn „sprachliche Zeichengebung erreicht als symbolische Sprache die weiteste Entfernung vom ‚Hier und Jetzt‘ der Alltagswelt. […] Sie errichtet riesige Gebäude symbolischer Vorstellung, welche sich über der Wirklichkeit der Alltagswelt zu türmen scheinen […]. Religion, Kunst, Wissenschaft sind die größten Symbolsysteme der bisherigen Geschichte der Menschen […]. Sprache hat nämlich die Kraft, nicht nur fern der Allerweltserfahrung Symbole zu bilden, sondern sie umgekehrt auch wieder in die Alltagswelt ‚zurückzuholen‘ und dort als objektiv wirkliche Faktoren zu ‚präsentieren‘. Symbole und symbolische Sprache werden so tragende Säulen der Alltagswelt und der ‚natürlichen‘ Erfahrung ihrer Wirklichkeit“.[12] Mit dieser theoretischen Grundlage können systematisch die durch Menschen in deren Alltagswirklichkeit konstruierten, sozialen und kulturellen Deutungszusammenhänge erkannt, rekonstruiert und analysiert werden.

10 Ebd., S. 201.

11 Siehe ausführlicher in: Kernich 2017 (Anm. 7), S. 46–47.

12 Ebd., S. 157–166.

„Die Wirklichkeit oder das, ‚wo Objektivationen Realität geworden sind‘, bleibt vorerst nur ein Abstraktum. Erst durch die Wahrnehmung von Subjekten werden die Objektivationen in einen subjektiven Sinnzusammenhang gestellt. Um diese Sinndeutungen und diese Kongruenzherstellung auf einer intersubjektiven Ebene wissenschaftlich zu fassen zu bekommen, werden Kategorien und (Ein-)Ordnungsstrukturen benötigt“.[13] Dies findet ebenfalls in einem intersubjektiven Austausch statt und verhält sich reziprok zueinander. Die solchermaßen zu erforschende gebaute Umwelt wird hier als „konstitutives Element des Sozialen“ aufgefasst, welches eine mehr oder weniger starke Verbindung zwischen den Individuen und dem Sozialen herstellt.[14] Menschen schreiben der gebauten Umwelt beziehungsweise Elementen von ihr dynamische, wechselseitige und damit auch antizipierende Wirkungen zu.

Die Reziprozität beinhaltet einerseits Veränderungen durch handelnde Subjekte, indem diese die gebaute Umwelt im Laufe der Zeit entwerfen, erbauen und Bestehendes verändern, erneuern oder abreißen lassen. Andererseits beeinflusst die gebaute Umwelt eigendynamisch die in ihr lebenden und handelnden Subjekte. Allerdings beruht diese vermeintliche Selbstständigkeit allein auf der von diesen Subjekten durch Zuschreibung übertragenen Eigendynamik: „Der Architektur muss nicht ein Eigenleben diagnostiziert werden, um die Verwendung von Alltagswissen bzw. Wissensvorräten sowie Interaktionen zwischen Subjekt und Objektzuschreibungen zu analysieren. Dass Architektur handlungsrelevant sein kann, steht außer Frage“.[15] Dieses darin vorhandene Handlungspotenzial bezieht sich auch auf Architektur-Laien, die sowohl als Nutzer, wesentlich mehr noch als Eigentümer von Immobilien handeln oder die mit ihrem Handeln beispielsweise durch die Gestaltung von privaten Außenräumen Einfluss nehmen können. Dies gilt ebenso in größeren, längerfristigen Zusammenhängen

13 Ebd., S. 46–47.

14 Joachim Fischer, Heike Delitz (Hg.): Die Architektur der Gesellschaft. Theorien für die Architektursoziologie. Bielefeld 2009, S. 9–17.

15 Kernich 2017 (Anm. 7), S. 46–47.

durch das Frequentieren – oder eben gerade durch das Nicht-Frequentieren – von öffentlich zugänglichen Räumen.
Damit sind wahrnehmbare Veränderungen im öffentlich zugänglichen Raum angesprochen, die Bestandteil der Sinn- und Deutungsstrukturen von Architektur-Laien sind. Diese decken sich nicht zwangsläufig mit dem Aufmerksamkeitsfokus von Architektur-Fachleuten, da ganz andere Erkennungszeichen eine Rolle spielen. Diese haben ihren Ursprung in dem hier präsentierten Modell der Deutungsstrategien (Abb. 2).
Gerade mit den Methoden der rekonstruktiven Sozialforschung kann sichergestellt werden, mit welcher ‚Wirklichkeit' man es zu tun hat. Damit kann die rein beschreibende Ebene überwunden und es können soziologische Theorieansätze generiert werden.

Methodologische Erörterungen und empirische Daten

Dieser Beitrag widmet sich insbesondere der Frage, welche kulturell bestehenden und durch Sozialisation erworbenen Muster von Sinn- und Deutungszuschreibungen bei der Wahrnehmung der gebauten Umwelt als Alltagswirklichkeit festgestellt werden können. Solche Fragestellungen können idealerweise mit qualitativen Methoden erforscht werden. Nur wenn man sich nicht mit einer im Voraus festgesetzten, erwarteten Kriterien-Liste ins Forschungsfeld begibt, kann die Forschung anders als angenommen verlaufen und es können mögliche ‚neue', das heißt unerwartete Kriterien entdeckt werden. Wenn nach den Deutungsstrategien von Menschen in deren Alltagswirklichkeit geforscht wird, kann man in der Forschungspraxis Prozesse der intersubjektiven Kongruenzherstellung nachverfolgen, die sich nicht auf ein Einzelfallphänomen reduzieren lassen.

Die Grounded Theory Methodologie (GTM) als geeigneter Forschungsstil

Da hier nicht die befragten Personen im Mittelpunkt stehen, sondern, wie bereits erwähnt, ein soziales Phänomen, wurde die Datenerhebung und -auswertung im Forschungsstil der Grounded Theory Methodologie (GTM) angewandt. Es wurden keine Einzelfallstudien durchgeführt, sondern vielmehr fallübergreifend geforscht, mit dem Ziel, möglichst differenziert das soziale Phänomens der Wahrnehmung der gebauten Umwelt zu beleuchten. Dennoch bestehen die Daten aus Aussagen von Befragten im Sinne von Alfred Schütz und Thomas Luckmann, wonach ‚Sinn' immer gebunden an die aussagende Person zu verstehen ist: „als biographische Relevanzstruktur und in Um-zu- und Weilmotive eingebettete Handlungslogik".[16] So kann rekonstruiert werden, was aus der individuellen Erinnerung zur Deutungsunterstützung bei der sprachlichen Vermittlung des Wahrgenommenen abgerufen wird, also wie das ‚neu' Wahrgenommene mit einem bestehenden Wissensvorrat in Einklang gebracht wird.

Die empirische Datenbasis

Die empirische Basis dieses Beitrags besteht aus Erhebungen, die von Dezember 2011 bis August 2013 im Seefeldquartier in Zürich durchgeführt wurden. Im Zentrum stehen Begehungsinterviews mit Gesprächsaufzeichnung und die fotografische Dokumentation,[17] die an zahlreichen Objekten der gebauten Umwelt aus unterschiedlichen Epochen entlang führten, welche sich zudem in verschiedenen Stadien des Umbaus oder der Erneuerung befanden. Mit der Methode der Begehungsinterviews wurde konsequent die Perspektive der befragten Architektur-Laien in den Mittelpunkt gerückt und es wurden deren jeweilige Kriterien der Wahrnehmung der gebauten Umwelt erfasst.

16 Monika Wohlrab-Sahr (Hg.): Kultursoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen. Wiesbaden 2010, S. 14.

17 Kernich 2017 (Anm. 7), S. 72–76.

Im Rahmen der Forschungsarbeit sind auf der Basis dieser Begehungen die während des Wahrnehmungsprozesses erzeugten Relevanzstrukturen und Deutungsmuster sukzessive rekonstruiert worden. Diese subjektiven Einordnungen und individuellen Verknüpfungen seitens der Teilnehmenden wurden mit deren lebensweltlich erworbenen Bezugssystemen zu Typen von Wahrnehmungsstrukturen des Phänomens ‚gebaute Umwelt' verbunden, unter anderem durch Folgeinterviews in Form von Leitfadeninterviews, die jeweils drei bis vierzehn Tage nach den Begehungen durchgeführt wurden.[18]

Das Kodierparadigma der GTM[19]

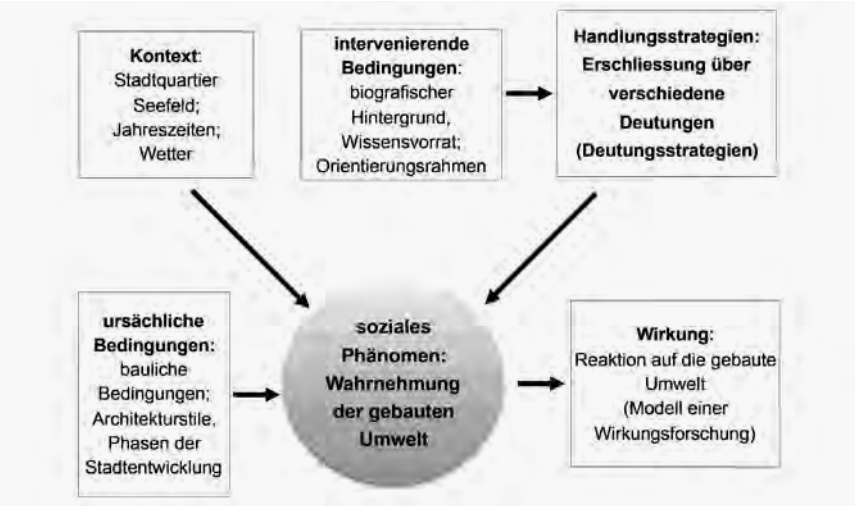
Folgende Zusammenhänge der Sinn- und Deutungsstrategien zum sozialen Phänomen der Wahrnehmung der gebauten Umwelt konnten fallübergreifend rekonstruiert werden (Abb. 1):

Das Seefeldquartier in Zürich stellt den Kontext dar und ist den Teilnehmenden mehr oder weniger vertraut.[20] Die Vorstellungen von diesem Stadtteil speisen sich aus unterschiedlichen Erfahrungen in und mit dem Quartier und dessen Vergangenheit. Ferner zählen zum Kontext auch die Jahreszeiten und die Wetterverhältnisse. Da solche Umstände in die Wahrnehmung einbezogen werden, haben sie keinen ursächlichen Einfluss auf die Wahrnehmung der gebauten Umwelt. Vielmehr handelt es sich um das Alltagswissen, das besagt, dass wetter- oder jahreszeitenbedingte Witterungsverhältnisse unterschiedliche Wirkungen haben können und daher in die Deutung einbezogen werden.
Ursächliche Bedingungen sind zeit- und raumdimensionale Veränderungen, wie beispielsweise durch unterschiedliche Bauweisen und Stadtentwicklungsphasen. Auch gesellschaftliche,

18 Ebd.

19 Detaillierte Ausführungen zum Kodierparadigma finden sich in: Kernich 2017 (Anm. 7), S. 100–114.

20 Mit Ausnahme der letzten kontrastierenden Datenerhebung mit einer Person, die das Quartier explizit vor dem Begehungsinterview nicht kannte.



● Abb. 1: Kodierparadigma zur Wahrnehmung der gebauten Umwelt als sozialem Phänomen

kulturell spezifische Wertevorstellungen gelten als kausal beziehungsweise ursächlich.
Unter intervenierenden Bedingungen[21] sind die unterschiedlichen Anspruchs- und Erwartungshaltungen der Akteure zu verstehen. Sie entsprechen deren individuellem Blick und Aufmerksamkeitsfokus. Vor allem in Anbetracht eines sich verändernden Wahrnehmungsprozesses – sowohl im Laufe der Spaziergänge als auch im anschließenden Leitfadeninterview – kommen die fallspezifischen Grundhaltungen zum Tragen, die Einfluss auf die Deutungsstrategien haben. Zusätzlich lassen sich jedoch auch klar bestimmbare Orientierungsrahmen definieren, die fallübergreifend wirksam sind und abstraktere Ordnungsprinzipien darstellen.
Die Handlungsstrategien werden von den Befragten entwickelt und angewandt, um sich die gebaute Umwelt deutend und einordnend zu erschließen. Es werden dabei unterschiedlich strukturierte Schemata eingesetzt: von klaren, aber auch strikten

21 Der Begriff ‚intervenierend' wird definiert als ‚dazwischentretend' und ‚sich einmischend'.

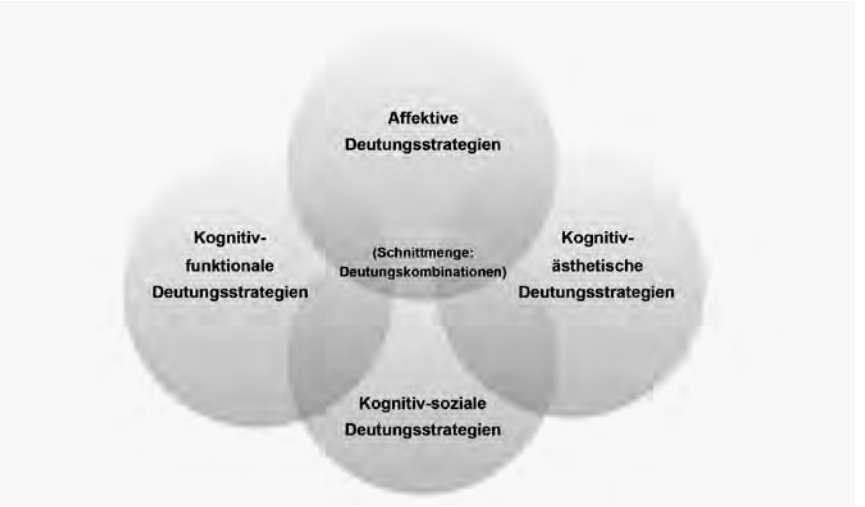
Einteilungen in gute und schlechte Architektur bis hin zu umfangreichen Differenzierungen, von eher intuitiven Zuordnungen bis hin zu klar geordneten Kriterien. Die gebaute Umwelt und damit auch die Architektur werden sowohl affektiv als auch durch pragmatische und/oder ästhetische Überlegungen erschlossen. Ferner finden immer wieder auch Deutungsstrategien im Sinne von artikulierten Mutmaßungen über Milieu- und Schichtzugehörigkeit der (darin vermuteten) Bewohnerschaft statt. Alle diese Deutungsstrategien werden argumentativ vorgebracht.
Die Wirkungen schließlich entsprechen den jeweiligen Reaktionen. Wenn das Wahrgenommene durch die soeben erwähnten Strategien gedeutet, eingeordnet und gegebenenfalls handlungsrelevant wird, kann dies anhand von unterschiedlichen Reaktionsformen systematisch rekonstruiert werden.

Ergebnisauswahl: affektive, insbesondere atmosphärische Deutungsstrategien[22]

Generell kann zwischen kognitiven und affektiven Deutungsstrategien unterschieden werden. Zu den kognitiven Deutungsstrategien gehören die funktionalen, sozialen und ästhetischen; zu den affektiven zählen die emotionalen (vor allem Sympathie und Ausstrahlungskraft) sowie die atmosphärischen Deutungsstrategien. In der Praxis vermischen sich diese Handlungsstrategien (Abb. 2), wobei jedoch der jeweils dominierende Anteil in der Regel klar erkennbar ist. Dies verdeutlichen auch die nachfolgenden Zitate. In diesem Beitrag werden die atmosphärischen Deutungsstrategien als Teil der affektiven erläutert.[23] Sie sind Teil der systematischen Rekonstruktion aus dem empirischen Datenmaterial. Dadurch wird die grundlegende Rolle der Deutungsstrategien bei der Wahrnehmung der architektonischen Wirklichkeit erkennbar.

22 Kernich 2017 (Anm. 7), S. 128–143.

23 Ebd., S. 89–99, 128–143.



● Abb. 2: Deutungsstrategien

Die folgenden Beispiele für affektive Deutungsstrategien stammen aus der empirischen Datenbasis der bereits erwähnten Forschungsarbeit:[24] Die verbalen Äußerungen in den Zitaten hängen eng mit den abgebildeten Fotografien zusammen, die während den Begehungsinterviews von den interviewten Personen selbst aufgenommen wurden. Sie dokumentieren bildlich, was in den Zitaten verbal geäußert wurde.

Beispiel 1 (dazu Abb. 3): Die Ausstrahlungskraft spielt eine wichtige Rolle als Anhaltspunkt. Die große Bedeutung, die der Ausstrahlung eines Gebäudes zugeschrieben wird, wirkt auch handlungsstrategisch: Es besteht zum Beispiel eine Erwartungshaltung, dass ein Haus einladend wirken sollte. Diese Deutung der Ausstrahlung eines Gebäudes wird – ähnlich der Deutung einer menschlichen Ausstrahlung – häufig in Verbindung mit ‚Charakter', ‚Seele' oder ‚Gesicht' vorgebracht:[25] „Ha, das ist ja riesig da. Das Gebäude. [S: Man kann sogar reingehen.] Ah ja?

24 Ebd.

25 So werden Gebäude als ‚seelenlos' oder ‚charakterlos' gedeutet, oder im positiven Sinne als ‚authentisch' oder ‚ehrlich'.

Abb. 3: Fotografiert während des dritten Begehungsinterviews im Winter 2012, Foto: Kernich

[S: Hast du Lust reinzugehen? Mal zu schauen?] Also. Ich finde es so schlimm, das reicht mir, was ich von außen sehe. Nein, wir-, wirklich. Also, wenn ich jetzt auch eine Wohnung suchen würde und ich käme da hin. Ich glaub-, ich glaube, ich würde von außen, würde ich gleich sagen, nein (schaudernd). Ich finde es einfach nicht schön. Es hat, es hat den Charakter von, ... abstoßend. Wenn man hinkommt schon. Weißt du, was ich meine? Also auf mich wirkt das-, einfach unsympathisch. Mag sein, dass es innen noch lustig ist, aber, ... auf mich wirkt es nicht gut".[26]
Des Weiteren kommt mit einer affektiven Wahrnehmung die Absicht zum Ausdruck, etwa bei einer Wohnungssuche auf die Gesamt-Atmosphäre zu achten: Im oben genannten Beispiel weigert sich die Befragte geradezu, jenes große, moderne Gebäude von innen anzuschauen, oder gar in den Innenhof zu

26 Alle folgenden Zitate werden aufgrund der besseren Lesbarkeit nicht in der Form des Originaltransskripts wiedergegeben. Zitat aus dem dritten Begehungsinterview im Winter 2012, Zeile 135–156.

Abb. 4: Fotografiert während des ersten Begehungsinterviews im Sommer 2012, Foto: Kernich

gehen. Ihre Deutung ist stark wertend und dennoch diffus, da unklar bleibt, was genau der Anlass war. Tatsache ist, dass die negative Deutung zu einer ablehnenden Handlung führte und eine Vermeidungsstrategie entwickelt wurde, sich weiter damit auseinanderzusetzen.

Beispiel 2 (dazu Abb. 4): Deutende Aussagen werden – wie bereits erwähnt – argumentierend vorgebracht. Es handelt sich zwar um eine affektive Reaktion[27] auf das betreffende Gebäude, aber artikuliert wird ein Argument. Im folgenden Beispiel handelt es sich indessen um eine affektive Deutung, da sie emotional und spontan ausgedrückt wird. Solche Wahrnehmungsartikulationen finden ebenso in positiver Weise statt: in Form von Sympathiebekundungen bis hin zu spontaner Begeisterung. Die

27 Kernich 2017 (Anm. 7), S. 143–154, 167–169.

Kriterien für ein „tolles“ Haus sind hier: sympathisch, schlicht, originell und dass sich dort „jemand“ etwas überlegt habe, das heißt, dass professionelles Können (von einem Architektur-Laien) gedeutet wird: „Ja, aber ich muss schon sagen, eben jetzt architektonisch. Weil das Haus da ist doch irrsinnig. Da ist doch irgendwie mal so was wie (dabei wird auf ein nebenan stehendes Gebäude gezeigt) dagestanden, oder. Und-, ... nein, solches Zeug habe ich nie gesehen irgendwie. Eben man lauft da durch und. Es erstaunt mich wirklich, was für tolle Häuser dastehen [...] [S: Was fasziniert dich an dem?] Das das, schlicht, vielleicht das Schlichte. Es ist eben gar nicht viel dran. [...] Ja, einfach das schlichte, es braucht eben gar nicht viel. Eben auch der Eingang. Das ist einfach leer und der, der- .... Der Boden, der-, wie sagt man. Das ist so Industrieboden, oder. [...] Ich finde-, nein, es ist sehr sympathisch. Also ich würde jetzt da jederzeit hineingehen und würde sagen ‚sehr schön‘. Auch, auch obwohl dass das grau ist. Das ist eigentlich ein bisschen eine kalte Farbe, oder. Grau. Aber ich würde sagen, nein, es ist gut gemacht. Auch da mit den Blumen, also. Einfach modern, originell. Da hat sich einer ein bisschen etwas designern müssen. Ein bisschen was überlegen“.[28]

Beispiel 3 (dazu Abb. 5): Im Gegensatz dazu entsprechen die klaren Atmosphären-Wahrnehmungen im folgenden Beispiel Allerweltswissens-Konstruktionen.[29] Bei eindeutig atmosphärischen Zuordnungen gibt es häufig rückversichernde Fragen. Es wird versucht, im Gespräch Konsens herzustellen; dabei eignet sich das Atmosphärische für diese Erlebnisschilderungen offenbar besonders gut: Die folgenden Interviewpassagen

28 Zitat aus dem ersten Begehungsinterview im Sommer 2012, Zeile 965–999.

29 Den Hintergrund der soziologischen Begriffsdefinition von ‚Allerweltswissen‘ bildet die Unterscheidung zwischen zwei Analyse-Einstellungen, die den Konstruktionen ersten und zweiten Grades nach Alfred Schütz (1971) entsprechen. Die Rekonstruktionen ersten Grades beruhen weitgehend auf Allerweltswissen, die als Jedermannswissens-Argumente reproduziert werden, gestützt auf den subjektiven Sinn von Individuen. Ausführlicher in: Kernich 2017 (Anm. 7), S. 59–60.

● Abb. 5: Fotografiert während des dritten Begehungsinterviews im Winter 2012, Foto: Kernich

werden von emotionalen Begriffen wie „herzige Häuschen“, „Gemütlichkeit verborgen“ oder „mit Herz“ dominiert, die sich in der Wahrnehmung der interviewten Person auf die Stimmung der gesamten Straße ausbreiten. Vorgebracht in einer verniedlichenden Form (Diminutiv) gipfelt die Atmosphärenbeschreibung in der Typisierung einer ganzen Quartierstimmung. Stimmungserleben eignet sich für ein gemeinsames, das heißt geteiltes Erleben: „von dem Charakter von diesen sehr kleinen, herzigen Häuschen. [...] Und ich finde, das ist einfach-. Für mich ist das so, da lebt eine Stadt. Aber noch mit eh, mit einer gewissen Gemütlichkeit drin verborgen. Währendem so Häuser, wo es wirklich. Wo man wirklich das Gefühl hat, da gibt es nur so Abstellapartments drin. Das ist nicht eine Stadt gelebt für-, ja. Gehört vielleicht auch zur Stadt, aber-. [...] Weißt du was ich meine? Ja, das ist das, hat eh. Für mich hat das einfach etwas Liebevolles dazu. Das da ist

mit Herz und das andere ist einfach notgedrungen. Man muss ja noch irgendwo wohnen, oder. So in dem Stil. Und ich habe lieber etwas mit Herz. Schau dir mal das an. Das ist doch so schön. [...] Und so hat es noch ein paar Sträßchen da im Seefeld“.[30]

Beispiel 4 (dazu Abb. 6): Eine weitere Deutung des Atmosphärischen ist sozialanthropologisch geprägt. Wenn sich eine Deutungsstrategie auf eine Exklusionswahrnehmung bezieht, folgt eine Artikulation der Wahrnehmung von Abweisung oder Abschottung – ein Gebäude wird als „nicht einladend“ gedeutet. Ähnlich wie bei der Wahrnehmung und Deutung der Ausstrahlung gehen die sozialanthropologisch geprägten Deutungsstrategien über die Außenwahrnehmung und über einen ersten Eindruck hinaus: Hier werden existenzielle Erfahrungen in die Deutungen miteinbezogen. Die im vierten und letzten Beispiel erwähnten verschlossenen (dunklen) Fenster unterstreichen das hermetisch Geschlossene und Unzugängliche, was im sozialanthropologischen Kontext eine hohe Bedeutung von Grenzrealisierungen im Sinne von Zugänglichkeitserfahrungen und damit von Zugehörigkeit hat. Auch die wiederholte Bezeichnung „Bunker“ unterstreicht die negativ wahrgenommene Atmosphäre des Gebäudes, da Bunker nur in extremen Not- und Abwehrsituationen relevant werden: „Ja, und auch da. Also. Das finde ich besonders hässlich jetzt. Das Haus. Also das ist schon ... Gut ich bin kein Architekt, aber für mich wirkt es wie ein Bunker. [...] Gut, jetzt ist es noch besonders, wirkt es noch besonders so, weil die, weil die die Storen unten sind, oder. Dann wirkt es noch besonders nicht einladend. Hm, ja abschreckend. Vielleicht ist es innen sehr schick, sehr schön, aber auf mich wirkt das Gebäude abschreckend und ..., nicht einladend. Auch, weil es hat kein, keine Öffnung. Es hat keine Öffnung, es hat keine Balkone ..., es wirkt so, – Bunker“.[31]

30 Zitat aus dem dritten Begehungsinterview im Winter 2012, Zeile 494–515.

31 Zitat aus dem zweiten Begehungsinterview im Frühjahr 2012, Zeile 69–98.

Abb. 6: Fotografiert während des ersten Begehungsinterviews im Frühjahr 2012, Foto: Kernich

Fazit

Diese kurzen Auszüge veranschaulichen, dass eine differenzierte Deutung des Wahrgenommenen stattfindet. Zum Ausdruck kommt dabei auch die Vielschichtigkeit des Begriffs ‚atmosphärisch'. Vermeintlich ausschließlich subjektive Atmosphärenwahrnehmungen lassen sich über den Einzelfall hinaus verallgemeinern. Der Wahrnehmung des Atmosphärischen kommt neben pragmatischen, sozialen und ästhetischen Kategorien daher ein wichtiger Stellenwert bei der Deutung der gebauten Umwelt zu. Des Weiteren konnte aufgezeigt werden, dass diese affektiven Deutungen nicht einfach nur ‚flüchtige' Wahrnehmungen sind, sondern – zum Teil deutlich – als handlungsleitende Phänomene wirksam werden.
Diese Erkenntnisse sind anschlussfähig an die Überlegungen von Tröger: „Bei dieser Suche [nach einer erstrebenswerten Stadtform] erhalten insbesondere die ‚weichen Faktoren' der subjektiven Stadtwahrnehmung und -benutzung wie Wohlgefühl, Stadtcharakter, Identität, Aufenthaltsqualität und Atmosphäre [...] wieder ein größeres Gewicht und stehen gleichberechtigt neben den objektiv messbaren Werten der Stadtplanung. Gerne würde man nun atmosphärische Faktoren in die Planungen mit einfließen lassen, um angenehmere Stimmungen in den Quartieren zu erzeugen".[32] Die Absichtserklärung des Autors lautet, den doppeldeutigen Begriff der „Dichte" als „bauliche Dichte" und „atmosphärische Dichte" gleichwertig zu berücksichtigen.[33] Jedoch können diese ‚weichen Faktoren' weder über literarische Essays noch über die subjektiven Wahrnehmungsbeschreibungen von Architektur-Fachleuten wissenschaftlich erfasst werden. Dabei ist für Tröger klar: „Um die subjektiven Anteile der Atmosphäre wahrnehmen zu können, muss man eigentlich selbst in dieser Umgebung anwesend sein. Man muss sich räumlich in ihr befinden, um all ihre Ingredienzien sehen, riechen und spüren zu können".[34]

32 Tröger, Eberle 2015 (Anm. 5), S. 29.

33 Ebd., S. 39.

34 Ebd., S. 42.

Doch mangels methodischen Umsetzungskenntnissen wird dabei auf andere „Darstellungsmittel" gesetzt, nämlich „standardisierte Quartierfotografien", „Stimmungsfotografien" und (eine Art autoethnografische) „Quartiersbeschreibungen".[35] Dementsprechend bleibt die Auswertung zum Atmosphärischen auf einer rein deskriptiven Ebene. Es findet keine Analyse statt, sondern die Interpretationen und Auslegungen werden den Rezipientinnen und Rezipienten der Fotografien und textlichen Beschreibungen überlassen.
Die Begriffe ‚affektiv' bzw. ‚atmosphärisch' sind nicht neu. Jedoch sollte deutlich geworden sein, dass und wie unterschiedliche Deutungsstrategien miteinander kombiniert werden und dass gerade affektiven Erschließungsformen ein hoher Stellenwert zukommt. Zugleich verdeutlicht dieser Beitrag den Wert qualitativer Methoden für die Architekturforschung. Erst durch die Wahrnehmung von Subjekten werden die Objektivationen in einen subjektiven Sinnzusammenhang gestellt und können durch fallübergreifende Deutungsstrategien Handlungsrelevanz erhalten.
Ferner konnte aufgezeigt werden, dass es bei der Wahrnehmung der gebauten Umwelt nicht nur um Geschmacksfragen geht, sondern um alltagsweltliche Deutungsstrategien. Diese stehen in einem Spannungsverhältnis zu denen von Architektur-Fachleuten, denn Architektur-Laien verfügen über andere Ausgangsbedingungen oder – soziologisch gesprochen – über andere Relevanzstrukturen bei der Wahrnehmung der gebauten Umwelt: Die Alltagswirklichkeit wird nicht ausschließlich nach funktionalen oder/ und ästhetischen Kriterien gedeutet, sondern auch nach affektiven Deutungsstrategien ausgelegt und geordnet.

35 Ebd.

IRENE BREUER

Der Leib als Umschlagstelle zwischen dem ästhetischen und dem technischen Gebrauch der Architektur

Architektur ist das Produkt einer ästhetischen Herstellung, die wesentlich Entwurf und als solcher das Eröffnen von Möglichkeiten des Erlebens ist. Zugleich ist sie eine ‚techné', die nicht in ihrem Gebrauch aufgeht. Der Zwiespalt kann überwunden werden, indem Architektur als Entwurf von unterschiedlichen Erfahrungs- und Nutzungsweisen verstanden wird. Der Beitrag widmet sich dem ‚leiblichen' Gebrauch der Architektur, insofern der Leib die Architektur in der Weise eines affektiven Verständnisses einwohnt. Dadurch ist er imstande, unsere Habitualitäten mittels einer kinästhetischen und/oder einer Gebrauchs-Epoché einzuklammern, um neue Erlebens- und Gebrauchsweisen sowie neue Sinnbildungen zu ermöglichen.

Eine Rückbesinnung auf den griechischen Ursprung des Wortes ‚Architektur' zeigt, dass sie allgemeine Ordnungsvorstellungen ins Spiel bringt, die über ihre handwerkliche oder materielle Herstellung weit hinausgehen. Architekturwerke gehören für Aristoteles zu dem Bereich der ‚techné', die zum einen eine bestimmte Form des Wissens und zum anderen eine bestimmte Form des Werdens bezeichnet: Unter dem Aspekt des Wissens ist die ‚techné' ein auf das Herstellen gerichtetes Wissen, denn sie kann über die Gründe ihres Tuns Rechenschaft ablegen. Obwohl sie auf ein Erfahrungswissen aufbaut, das immer auf Einzelnes

beziehungsweise einzelne Fälle bezogen ist, bezieht sich die Architektur auf das Allgemeine, da sie von dem Begriff des Bauens und der Kenntnis der dafür benötigten Mittel ausgeht. Aristoteles definiert somit die ‚techné' als eine „mit Überlegung verbundene[-] Disposition des Herstellens (*meta logou hexis poietiké*)",[1] das heißt als ein mit wahrer Vernunft verbundenes Wissens, das nicht nur über die Gründe oder Ursachen[2] der Tätigkeit Rechenschaft ablegen kann, sondern das zum Habitus – zum dauernden Besitz – geworden ist. Unter dem zweiten Aspekt bezeichnet der Begriff der ‚techné' eine Form des Werdens, das heißt die Herstellung durch den Menschen. Der Herstellungsprozess ist teleologisch bestimmt, da der Werdeprozess vom Ziel des Prozesses – die erreichte Form des zu Erzeugenden – her bestimmt ist.[3] Der Architekt oder die Architektin erscheint nicht nur als Herstellender im weiteren Sinne, sondern als ein „leitender Künstler", der „weiser" als der Handwerker ist,[4] da er über die Kenntnis der ersten Prinzipien oder Ursachen seiner Kunst verfügt. Es sind jedoch die Gebrauchenden, die die entscheidende Instanz verkörpern, denn erst der Gebrauch entscheidet über das Gelingen eines Werks; erst der Gebrauchende führt das Werk seinem Zweck zu. Die „gebrauchende Tätigkeit", sagt Aristoteles, ist die „maßgebliche", weil sie „der Kenntnis der Form fähig ist".[5] Die Gebrauchenden wissen nämlich, wie ein Gebrauchsgegenstand beschaffen sein muss, um sich dessen zu bedienen. Begreifen wir also die Architektur als eine bestimmte Form der Herstellung, müssen wir uns fragen, was eigentlich in der Architektur hergestellt wird. Folgen wir dem Vorschlag des Kunsthistorikers August Schmarsow, so ist die Architektur

1 Aristoteles: EN VI 4, 1140a 6 ff. Aristoteles: Nikomachische Ethik. Üb. und hg. von Ursula Wolf. Reinbek bei Hamburg 2006.

2 Vgl. Aristoteles: Met. I, 981a30 ff. Aristoteles: Metaphysik. Üb. von Hermann Bonitz (ed. Wellmann), auf der Grundlage und Bearbeitung von Héctor Carvallo und Ernesto Grassi, neu hg. von U. Wolf. Reinbek bei Hamburg 2014.

3 Vgl. Klaus Bartels: Der Begriff Techné bei Aristoteles. In: Hellmut Flashar, Konrad Gaiser (Hg.): Synusia, Festgabe für Wolfgang Schadewaldt zum 15. März 1965. Pfullingen 1965, S. 275–287, hier S. 275.

4 Aristoteles 2014 (Anm. 2), I, 1, 981a30 ff.

5 Aristoteles: Phys. II, 2, 194b2 ff. Aristoteles' Physik. Vorlesung Über Natur, üb. mit einer Einleitung und mit Anmerkungen hg. von Hans Günter Zekl. Hamburg 1987.

als „Raumgestalterin“[6] zu bezeichnen. Die Architektur entwirft Räume, die Möglichkeitsformen des Einlebens darstellen.
In diesem Sinne werden sich die nachfolgenden Überlegungen der Hauptthese widmen, dass der Raum dasjenige ist, was sowohl die Erfahrung als auch die Erscheinung der Architektur als ästhetische Form ermöglicht. So wird der erste Teil des Beitrags auf die zwiespältige Auffassung der Architektur als Kunst und als ‚techné‘ eingehen, um zu zeigen, dass die Überwindung dieses Zwiespalts darin besteht, die Architektur als Entwurf von möglichen Erfahrungsweisen zu verstehen. In diesem Entwurf erscheint die Offenheit des In-der-Welt-Seins als ästhetische Idee, deren Sinn durch den Gebraucher gestiftet wird. Diese These ist Gegenstand des zweiten Teils des Beitrags. Sie findet einen Halt in der Einsicht, dass diese Offenheit durch die Überschüsse der Sinnlichkeit gegenüber der Begrifflichkeit entsteht und im Vollzug der leiblichen Erfahrung erfasst wird, eine weitere These, die im dritten Teil des Beitrags begründet wird. Mit Rekurs auf die Philosophen Edmund Husserl und Maurice Merleau-Ponty wird hier die Einsicht gewonnen, dass der Leib der Architektur nicht nur als Tätigkeits- oder Orientierungsraum, sondern in der Weise eines affektiven Verständnisses einwohnt, so dass der Leib als die ‚Umschlagstelle‘ zwischen einem technischen und einem affektiv/ästhetischen Gebrauch der Architektur fungiert; eine Folgerung, die durch die Berücksichtigung der Spannung zwischen den gewohnten und fremden Raumordnungen im vierten Teil des Beitrags weiter geprüft wird. Denn die Infragestellung der harmonischen Beziehung zwischen Raum und Leib führt zu einer hier vorgeschlagenen ‚Gebrauchs-Epoché‘, die durch Erfahrungsstörungen und entsprechend neue Sinnbildungen

6 August Schmarsow: Grundbegriffe der Kunstwissenschaft. Berlin 1998 [1905], S. 184: „Die gemeinsame Grundlage und das unveräußerliche Merkmal in der Definition der Architektur als Kunst muss also die *Raumbildung* bleiben. *Raumgestalterin* ist sie von Anfang an bis zu Ende; nur dieser Begriff erschöpft ihr Wesen, bei dem freilich die Gestaltung ebenso notwendig ist wie der erste Teil des Namens“.

kennzeichnet wird. Gerade darin liegt die Kraft des ästhetischen Gebrauchs der Architektur, der anhand ausgesuchter architektonischer Beispiele im letzten Teil des Beitrags illustriert wird. Es wird gezeigt, dass diese ‚Epoché‘ oder Einklammerung des tradierten Gebrauchs der Architektur zu neuen Möglichkeiten des leiblichen Erlebens und Gebrauchs der Architektur führt, deren Sinn Revisionen und Neustiftungen unterworfen ist. Am Ende des Beitrags werden die neu gewonnenen Einsichten in einen Zusammenhang gebracht, aus dem die grundlegende Rolle des Leibes in der sinnlich ästhetischen sowie in der ‚technischen‘ Erfahrung der Architektur ersichtlich wird; denn es ist gerade der Leib, der die Umschlagstelle zwischen dem ästhetischen und dem technischen Gebrauch der Architektur bildet.

Architektur als Kunst und als ‚techné‘

Die Architektur als Kunst zeigt sich in ihrer Erscheinung, sie ist daher wesentlich Phänomen, das sich ebenso in seiner Stofflichkeit und Materialität zeigt, das heißt in dem, wie und woraus es beschaffen ist. Denn wenn Martin Heidegger in der Schrift *Der Ursprung des Kunstwerkes* (1935/36) mit Bezug auf ein Kunstwerk von „Erde“[7] spricht, beabsichtigt er, Kunstwerke von Werken der ‚techné‘ zu unterscheiden. Im Gegensatz zu Aristoteles bezeichnet Heidegger ein Werk der ‚techné‘ allein als Gebrauchsding, als „Zeug“, das gemäß seiner Funktion zweckgerecht eingesetzt werden kann und dann im Funktionieren unthematisch bleibt. Das Herstellen des Zeuges besteht darin, einen Stoff zu formen und ihn für den Gebrauch bereitzustellen; dieses Fertigstellen des Zeuges verschwindet aber in seiner „Dienlichkeit“.[8] Ein Gebrauchsding ist umso besser und geeigneter, je unauffälliger es als solches im Gebrauch bleibt. Demgegenüber lässt ein Werk der Kunst wie das „Tempel-Werk“ den Stoff oder seine Materialität „allererst hervorkommen […] im

7 Martin Heidegger: Der Ursprung des Kunstwerkes. In: Holzwege. Hg. von Friedrich Wilhelm von Hermann. Frankfurt a. M. 1994, S. 32, 57.

8 Ebd., S. 53.

Offenen der Welt“.[9] Das Kunstwerk hat also eine grundlegende Funktion: Es stellt eine Welt auf, worin der Mensch sich aufhalten kann.[10]
Kunstwerke unterscheiden sich weiterhin von jeder ‚techné‘, insofern es keine im Voraus feststehende Formen geben kann: Kunstwerke sind gänzlich offene und autonome Gebilde, die sich von sich selbst her zeigen: „Das Werk hält das Offene der Welt offen“,[11] und dies ist ein wesentliches Merkmal des Werkes, das die Wahrheit ins Werk „setzt“.[12] Heidegger definiert das Kunstwerk als „*ein Werden und Geschehen der Wahrheit*“,[13] denn es stellt ein neues Seiendes ins Offene, in die Anwesenheit oder Unverborgenheit, indem dieses Seiende in der Gestalt eingerichtet wird.[14] Die Offenheit der Kunstwerke besteht darin, dass sie sich einerseits der Eingliederung in rein pragmatische Kontexte widersetzen, indem sie uns „unserer Gewöhnlichkeit entrücken“.[15] Andererseits aber schließt solch eine Offenheit die Möglichkeit der Eröffnung neuer Sinn- beziehungsweise Wahrheitshorizonte ein, insofern „die im Werk sich eröffnende Wahrheit […] aus dem Bisherigen nie zu belegen und abzuleiten“ ist. Mehr noch, das Werk widerlegt bestehende Sinnbildungen, so dass es eine kritische Funktion ausübt. Was es stiftet, „ist ein Überfluß, eine Schenkung“,[16] das heißt, Werke leiten neue Sinnstiftungen ein, indem sie unsere Gewohnheiten und bestehenden Überzeugungen in Frage stellen: Das Werk räumt neue Sinne ein, indem es uns dafür deplatziert, das heißt, indem es uns unseren gewohnten Wahrnehmungsweisen und bereits gestifteten Sinnen entrückt. Daraus ist zu schließen, dass der Entwurf einer Welt mit der Veränderung der Selbstheit unmittelbar einhergeht. Weit davon entfernt, sich auf die Eröffnung einer Welt zu beschränken, lässt das Kunstwerk „Schaffende und Bewahrende“ – Künstlerinnen und Gebrauchende – „in seinem Wesen

9 Ebd., S. 32.
10 Ebd., S. 31 f.
11 Ebd.
12 Ebd., S. 59.
13 Ebd.
14 Ebd., S. 51.
15 Ebd., S. 62.
16 Ebd., S. 63.

entspringen“.[17] Hieraus folgt, dass Weltentwurf, Sinnbildung und Selbstentwurf in ihrer unmittelbaren Zusammengehörigkeit die Offenheit des In-der-Welt-Seins ausmachen.
In diesem Kontext muss eine weitere Unterscheidung getroffen werden: Architekturwerke sollen, im Gegensatz zu reinen Kunstwerken, eine Funktion erfüllen und sich den unterschiedlichen lebensweltlichen Habitualitäten und Gewohnheiten der Nutzenden anpassen. In diesem Sinne ist jeder Raum auf bestimmte Weise gelebt, strukturiert, gedeutet. Er stellt einen Rahmen dar, in dem alltägliche Handlungen ablaufen können. Die Offenheit der Architektur besteht also darin, Möglichkeiten des Einwohnens zu eröffnen. Daher überschreitet die Architektur ihre ursprüngliche Bestimmung als ‚techné‘; sie ist vielmehr ein Wissen, das ins Werk eingeht und seine Funktionalität ausmacht, ohne sich darin zu erschöpfen. Die Architektur wird dementsprechend bedeutsam, indem sie die Dualität Zeug–Kunstwerk überschreitet und offene Erfahrungsmöglichkeiten *entwirft*. Die Architektur ist deshalb wesentlich Entwurf: Entwurf von Möglichkeiten der räumlichen Erfahrung.

Architektur und Sinnbildung

In diesem Zusammenhang wird man sich fragen, was die Architektur zum Erscheinen bringt. In der Räumlichkeit der Architektur kommt die Offenheit des Entwurfs zum Vorschein, die sich in der Stiftung neuer Sinnhorizonte zeigt. Diese Offenheit selbst und nicht die zweckmäßige Formbestimmung ist die Idee, die den Entwurfsprozess leitet. Sie ist die eigentliche ästhetische Idee und wird „durch den schaffenden Entwurf ins Offene gebracht“.[18] Diese Idee trägt in sich die wesentlichen Züge dessen, was gebaut werden soll. Sie kann als eine ästhetische Form verstanden werden, in der nicht nur ein geordnetes System der zu erfüllenden Funktionen und Zwecke, sondern die wesentlichen Eigenschaften des Werkes in einen bildlich-räumlichen Zusammenhang gebracht werden. Diese Idee der Form befasst

17 Ebd., S. 58 f.
18 Ebd., S. 58.

sich außerdem mit der möglichen Wirkung des architektonischen Werks auf die Benutzer und Benutzerinnen, das heißt mit der Art und Weise, wie diese das Werk erfahren und am eigenen Leib erleben mögen. Diese ästhetische Idee bildet zugleich das Wesen und das ‚telos' der Architektur. Die Architektur ist also das Produkt einer ästhetischen Herstellung, die auf eine ästhetische Idee zielt; das heißt, auf eine noch unbestimmte sinnliche Form, deren Sinn nach Heidegger noch gestiftet werden soll. Denn im Gegensatz zum Gegenstand, dessen Sinn am Anfang des Herstellungsprozesses bereits vorliegt, wird der architektonische Sinn im Nachhinein durch die Nutzer und Nutzerinnen gestiftet: Sie allein entscheiden über die Art und Weise, wie sie die Architektur bewohnen und erfahren, und damit über deren Sinn.
Kehren wir zu Heidegger und seinem Verständnis des Kunstentwurfs zurück, um eine weitere Eigentümlichkeit des architektonischen Gebrauchs einsichtig zu machen: Der Entwurf konfiguriert eine neue Offenheit des Sinns, der sich nicht auf theoretische Begrifflichkeiten oder pragmatische Nützlichkeiten einschränken lässt. Architektur ist erst dann vollendet, wenn sie – wie es Heidegger den Kunstwerken abverlangt – diese Antinomie nicht aufhebt, sondern sie als „Streit"[19] zeigt, das heißt, indem die Architektur sich weigert, die polemische Wirklichkeit in einem utopisch-harmonischen Gewand zu ‚verkleiden'. Architekturwerke, deren Offenheit sich der Versöhnung dieses polemischen Widerstreits entziehen, sind als echte Kunstwerke zu betrachten, die zum Nachdenken und zugleich zum sinnlichen Erleben verleiten. Was sich eigentlich in einem derart verstandenen Architekturwerk zeigt, ist ein Überschuss der Sinnlichkeit gegenüber der Bedeutung:[20] Der Architektur sind sinnliche Erfahrungs- und Erlebnisweisen eigen, die in keine bestehenden Begrifflichkeiten, sondern nur nachträglich, das heißt im Vollzug der sinnlichen Erfahrung, erfasst werden können.

19 Ebd., S. 50.

20 Vgl. Irene Breuer: Husserls Lehre von den sinnlichen und kategorialen Anschauungen – Der sinnliche Überschuss des Sinnbildungsprozesses und seine doxische Erkenntnisform. In: Christoph Asmuth, Peter Remmers (Hg.): Ästhetisches Wissen. Berlin, Boston 2015, S. 231–245.

Architektur und Leib

Die Einsicht, dass der begriffliche Sinn der Architekturerfahrung nur nachträglich erfasst werden kann, folgt aus der Berücksichtigung der leiblich-sinnlichen Dimension der Architektur. Denn das sinnliche Erleben deutet auf eine weitere wesentliche Bestimmung der Architektur: Sie wird am eigenen Leib erlebt. Es gäbe keinen Aufenthalt im Raum „ohne die raum- und grenzbildende Kraft der Leiblichkeit",[21] wie der Phänomenologe Bernhard Waldenfels erklärt, und ohne ihre affektive Kraft. Denn der Leib wohnt der Architektur nicht nur in der Weise eines begrifflichen, sondern auch eines affektiven Verständnisses ein. Zum einen ist Husserl zufolge jeder Raum als Nah- oder Fernort nicht nur in Relation zu der Erreichbarkeit des ruhenden Dinges für meinen beweglichen Leib[22] bestimmt, sondern auch perspektivisch um meinem ruhenden Leib orientiert, nach hier und dort, nach rechts und links, und so weiter. Für Husserl ist der Leib ein „fester Nullpunkt der Orientierung"[23], denn ohne mein leibliches Hier wären keine Richtungsunterschiede möglich. Dem Leib als „Nullpunkt" aller räumlichen Orientierung entspricht die Bezeichnung des eigenen Leibes als „Nullkörper".[24] Mein Leib ist aber kein Ding im objektiven Raum, etwas, was den Raum begrifflich als Orientierungsraum versteht, sondern ein „System möglicher Aktionen",[25] das den Raum affektiv als Tätigkeitsraum versteht. Denn die Raumgliederung verweist ihrerseits auf eine leibliche Betätigung im Raum, da der Leib durch seine räumliche Situation angesichts der von ihm zu erledigenden Tätigkeiten bestimmt

21 Bernhard Waldenfels: Sinnesschwellen. Studien zur Phänomenologie des Fremden 3. Frankfurt a. M. 2013, S. 206.

22 Edmund Husserl: Zur Phänomenologie der Intersubjektivität. Texte aus dem Nachlass. Zweiter Teil: 1921-1928, Husserliana XIV, Beilage LXXIII: Die Konstitution des Raumes im synthetischen Übergang von Nahraum zu Nahraum (1927). Hg. von Iso Kern. Den Haag 1973, S. 543.

23 Edmund Husserl: Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie, Zweites Buch, Phänomenologische Untersuchungen zur Konstitution, Hua IV. Hg. von Marly Biemel. Den Haag 1952, S. 158.

24 Ebd., S. 152.

25 Ebd., S. 291.

wird. Sie setzt ein „habituelles Wissen“[26] über ein räumliches Ganzes – Orte und Gegenstände in Einheit – voraus, das in eine „vertraute Umgebung“[27] umschlägt, so Merleau-Ponty. Es folgt daraus, dass der leiblich-technische Gebrauch der Architektur einen affektiv ästhetischen Gebrauch voraussetzt.
Dies ist darauf zurückzuführen, dass diese eben erwähnte vertraute Umgebung nicht nur objektiv gegeben ist, sondern in zumindest zwei Formen ebenso in mein leibliches Ich eingeprägt ist. Einerseits als eine Art „Verankerung des Leibes“ in einem Raum, das heißt als ein Leib, der nicht nur dem Raum „einwohnt“[28] und in ihm handelt, sondern der zugleich – in den Worten Merleau-Pontys – „organisch“[29] mit ihm verbunden ist: „Mein Leib ist da, wo er etwas zu tun hat“.[30] Er wohnt dem Raum in der Weise eines nicht-begrifflichen, affektiven „Verständnisses“[31] ein, wenn seine motorischen Fähigkeiten sich im Leben entfalten können. Daher ist der Körperraum dem Leib eher in einer Handlungs- als in einer Erkenntnisintention gegeben.[32] Dieses affektive Verständnis des Raumes erweist sich einerseits in den „motorischen Gewohnheiten“, die leiblich eingeprägt sind. Sie bekunden sich nach dem Philosophen Henry Bergson auf der Ebene der Tätigkeit, die bewirkt, dass gewisse Bewegungen unseres Körpers sich in einer „automatischen Reaktion“ verbinden, in der sich ein fließender Übergang zwischen Wahrnehmung und Erinnerung entfalten kann (zum Beispiel beim Steigen einer Treppe, bei der Benutzung eines Gebrauchsgegenstandes und so weiter).[33] Andererseits erweist sich dieses affektive Verständnis des Raumes darin, dass er als „Ausdrucksraum“ fungiert. Merleau-Ponty versteht den Raum nicht als Raum der Orientierung oder leiblichen Bewegungen,

26 Edmund Husserl: Erfahrung und Urteil. Untersuchungen zur Genealogie der Logik. Hg. v. Ludwig Landgrebe. Hamburg 1972, S. 137 f.

27 Maurice Merleau-Ponty: Phänomenologie der Wahrnehmung. Üb. von Rudolf Boehm. Berlin 1966, S. 129.

28 Ebd., S. 128 f.

29 Ebd., S. 293.

30 Ebd., S. 291.

31 Ebd.

32 Maurice Merleau-Ponty: Die Prosa der Welt. Üb. von Regula Giuliani. München 1984, S. 129.

33 Henry Bergson: *Materie und Gedächtnis*. In: Materie und Gedächtnis und andere Schriften. Köln 1994, S. 238–240.

sondern als einen erlebten und ausdrucksvollen Raum. Denn der Leib ist nicht wie die Gegenstände „im Raum“, sondern er „wohnt ihm ein“; seine Gesten spannen „affektive Vektoren auf, entdecken emotionale Quellen und schaffen einen Ausdrucksraum“.[34] Es entsteht somit eine Spannung zwischen meinem habituellen Leib, dem Leib, den ich durch Gewöhnung bin, und meinem aktuellen Leib, dem Leib, den ich in der Spontaneität meiner Aktionen schaffe.[35] Es handelt sich also bei Merleau-Ponty um eine leibliche Situations- und Bewegungsräumlichkeit, die Ausdruck eines verleiblichten Sinnes ist: „Mein Leib ist (der) Bedeutungskern“[36] und kein Gegenstand, weil er gerade das Sehende und Berührende ist.[37] So zeigt auch der Raum, den wir schaffen, verschiedene Bedeutsamkeitszonen, die der Vielfalt der leiblichen Betätigungen entsprechen. Man lebt nicht in einer abstrakten Hülle, sondern indem man dem Raum in verschiedenen Weisen einwohnt, erhält er einen entsprechend eigentümlichen Sinn.[38] Aus dem Gesagten wird ersichtlich, dass die Deutlichkeit des Tuns und Wahrnehmens einen Wahrnehmungsboden definiert, worin der Leib sich nicht nur in der Lebenswelt verankert, sondern ihr einen affektiven Sinn verleihen kann, der seinerseits nur nachträglich begrifflich erfasst werden kann.
Merleau-Pontys Auffassung des Eigenleibes ist keine Fortsetzung des Husserlschen Ansatzes. Seine Neuinterpretation des ‚In-der-Welt-Seins‘ nach Heidegger mündet in eine nicht-dialektische Verflechtung von Leib und Existenz – ein Weltbezug, der auf leibhaftiger Erfahrung gründet und präobjektiv ist. Merleau-Ponty entwirft den Begriff „être-au-monde“, ein „Zur-Welt-Sein“, mit dem eine „Hingebung“[39] an die Welt gemeint ist, die keine äußere Beziehung wie bei Husserl darstellt, sondern eine „originäre

34 Ebd., S. 176.

35 Bernard Waldenfels: Hyperphänomene, Modi hyperbolischer Erfahrung. Berlin 2012, S. 148.

36 Merleau-Ponty 1984 (Anm. 32), S. 177.

37 Ebd., S. 117.

38 Waldenfels 2013 (Anm. 21), S. 212–215.

39 Vgl. Merleau-Ponty 1984 (Anm. 32), Fußnote von Rudolf Boehm.

Verflechtung von Sein und Dasein“[40] ausdrückt. Der Leib ist nicht nur der „Maßstab aller Dinge“[41], sondern im Spätwerk sogar „der universelle Maßstab“, der ein „dimensional Sinnliches“ verkörpert.[42] Der menschliche Leib, der im Frühwerk Merleau-Pontys als Mittel zur Welt und Organ der Wahrnehmung galt, wird zum Fleisch der Welt. „Mein Fleisch selbst“, so Merleau-Ponty, „ist ein Sinnliches von der Art, dass sich alles andere Sinnliche in es einschreibt, es ist sinnlicher Angelpunkt, an dem alles andere Sinnliche teilhat, Schlüssel-Sinnliches, dimensionales Sinnliches“.[43] Ein Selbst und seine Umgebung sind die zwei „Kehrseiten“ dieser reflexiven Beziehung, deren Einheit das Fleisch der Welt ausmacht.[44] Mit dem Begriff des Fleisches überwindet Merleau-Ponty die Phänomenologie der Konstitution Husserls und somit die Spaltung zwischen dem Leib als Wahrnehmungsorgan und der Welt als Wahrnehmungsfeld. Was Merleau-Ponty „Fleisch“ nennt, bezeichnet die Verflechtung, das Chiasma von Welt und Ich:[45] Das Fleisch ist somit ein sinnliches Prinzip, dessen „Angelpunkt“[46] der eigene Leib ist. Die leibliche Verknüpfung von Berührendem und Berührtem vollzieht sich nicht durch das Denken, sondern das Bewusstsein selbst ist nichts anderes als die „Offenheit einer Leiblichkeit zur Welt“.[47] Die Existenzialien, die bei Heidegger die Weisen des In-der-Welt-seins bezeichnen, wie Mitsein, Sorge, Verstehen oder Befindlichkeit, gehören für Merleau-Ponty zu den anonym-leibhaften Strukturen, die dieses sinnliche Fleisch der Welt ausmachen. Das Ich ist also in das Fleisch der Welt „einverleibt“, so dass der Leib nicht von der Welt umgeben ist, sondern diese die „Verlängerung“[48] des Leibes ist.

40 Anna Orlikowski: Merleau-Pontys Weg zur Welt der rohen Wahrnehmung. München 2012, S. 72.

41 Maurice Merleau-Ponty: Das Sichtbare und das Unsichtbare. München 1986, S. 199.

42 Ebd., S. 327.

43 Ebd., S. 326.

44 Ebd., S. 327.

45 François Dastur: Merleau-Pontys Begriff der Erfahrung als Reversibilität und Chiasma. In: Hans-Dieter Gondek, Tobias Klass, László Tengelyi (Hg.): Phänomenologie der Sinnereignisse. München 2011, S. 216.

46 Merleau-Ponty 1986 (Anm. 41), S. 327.

47 Ebd., S. 320.

48 Ebd., S. 321.

Aus dieser Auffassung können wertvolle Einsicht in die Beziehung zwischen dem architektonischen Werk und dem ‚Gebraucherin‘ oder dem ‚Gebraucher‘ gewonnen werden. Der architektonische Raum ist die Verlängerung meines Leibes, denn einerseits setzt der Kontakt des Leibes von sich zu sich im Berühren/sich Berühren als auch im Fortbewegen die Existenz des Raums voraus, andererseits aber, indem der Leib sich selbst betastet und fortbewegt, wird der Raum in seinem Sinn konstituiert. Der so verstandene Raum ist deshalb keine leere Hülle, die dem Leib vorausgeht, sondern im Gegenteil, Leib und Leibraum entstehen zusammen; wie es Aristoteles wusste, jeder Körper hat sein „topos idios“, das heißt einen eigentümlichen und eigenen Ort. Es handelt sich hier also um die „Ungeteiltheit“ Leib-Welt (Leib-Raum), die das Sinnliche ausmacht, so dass der Raum als eine weitere Dimension meines Leibes zu verstehen ist. Wir können aus dem Gesagten folgern, dass der Leib die Umschlagstelle ist zwischen einem technischen Gebrauch der Architektur – infolgedessen wir die Außenwelt erfahren und uns in ihr betätigen – und einem ästhetischen Gebrauch der Architektur – infolgedessen wir den architektonischen Raum am eigenen Leib erleben und fühlen.

Architektur und Raum – die ‚Gebrauchs-Epoché‘

Die Architektur vereint sich mit der raumschaffenden Bewegung des Leibes, die Raum gibt und gleichzeitig Raum einnimmt. Leibliche und architektonische Konzeptionen durchdringen sich: Die Wiederspiegelung der Struktur des Leibes im Raum hat eine harmonische Architektur hervorgebracht, die symbolische Werte in der Form von habituellen Typen repräsentiert. Ein Raum aber, der dem Leib wie angegossen wäre, wäre eine anthropometrische Utopie und das Gegenextrem zu einem Raumbehälter, der alles undifferenziert umfasst. Die Orte, die der Mensch bewohnt, werden unterhöhlt durch bestimmte Nicht-Orte,[49] die wir uns nicht

49 Vgl. Irene Breuer: ‚Il faut être absolument moderne!‘ Architektur und Technik zwischen dem *Noch-nicht* der Utopie und dem *Überall aber Nirgendwo* der Dystopie – im Ausgang von Adornos ästhetischer Theorie. In: Birgit Recki (Hg.), Kongressakten der Deutschen Gesellschaft für Ästhetik 3, Techne – poiesis – aisthesis. Technik und Techniken in

aneignen können, und durch Fremdorte, die sich uns in ihrem Sinn entziehen, wie Waldenfels erklärt. Selbst die vertraute Umgebung zeigt Züge der Fremdheit, denn Räume sind nicht statische Gebilde, die sich dem Eindringen neuer Lebensweisen widersetzen. Wenn es einerseits keine Trennung zwischen Eigen- und Fremdort gibt, so gibt es andererseits auch keine Trennung zwischen realen und künstlerischen Räumen. Reale Räume, zu denen die Architektur verschiedene Szenarien beiträgt, sind der bewegliche Rahmen für Handlungsabläufe und dauerhafte Lebensläufe; künstlerische Räume wiederum gehen über normale Ordnungen hinaus, ohne das Gewohnte völlig zu verlassen. Die Raumkunst besteht darin, dass die Räumlichkeit befragt, modelliert und bearbeitet wird, wodurch die gewohnten Formen gestört oder verfremdet werden, bis hin zum Unheimlichen und Unbrauchbaren. Eine Architektur, in der der Leib nicht zur Ruhe kommen kann, geht in ihrer Funktionalität und ihrem Gebrauch nicht auf, sondern weist über sie hinaus.[50]
Man ist geneigt, nicht nur mit Waldenfels von einer „kinästhetischen Epoché“,[51] sondern ebenso von einer ‚Gebrauchs-Epoché‘ zu reden. Denn nicht nur die gewohnten Bewegungsmuster, sondern ebenso der habitualisierte technische Gebrauch der Architektur werden zugunsten einer Destabilisierung der Leibbewegungen und einem ästhetischen Gebrauch der Architektur eingeklammert. Zum einen verwandelt sich die leibliche Selbstbewegung, die, wie bereits erwähnt, von einem originären Hier oder Nullpunkt ausgeht und einem Ziel zustrebt, in ein zielloses Wandern, worin unser Leib aufgefordert wird, die Selbstkontrolle aufzugeben. Eine Bewegung, die dem Leib sozusagen den Boden entzieht, zwingt uns, spontan eine neue Form von Gleichgewicht zu suchen. Zum anderen führt das Überschreiten der gewohnten Raumordnung und der Gebrauch der Architektur als erstes zu Erfahrungsstörungen, die sich in einem befremdlichen Umgang bis hin zu einem Gefühl der

Kunst und ästhetischer Praxis, http://www.dgae.de/wp-content/uploads/2015/09/Breuer_Architektur_und_Technik.pdf?c=76f6f1&p0=1&p1=-6&p2=-4 (10.Mai 2016).

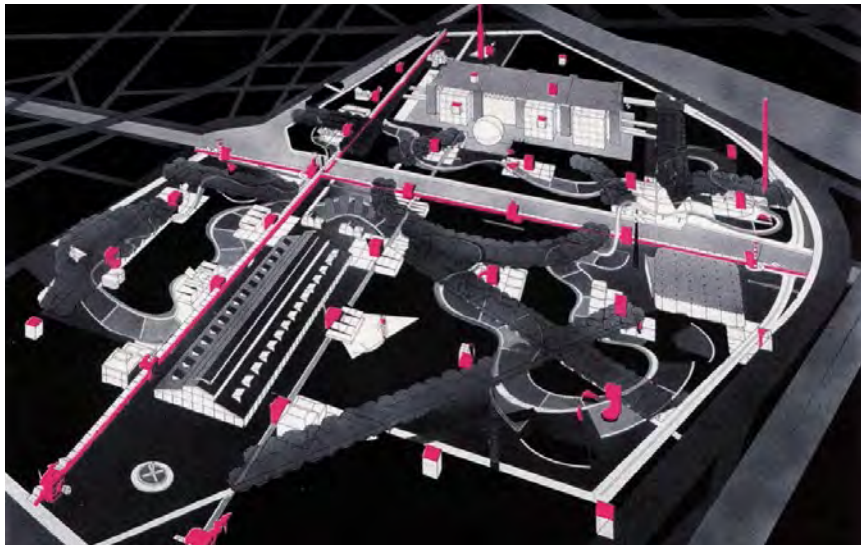
50 Vgl. Waldenfels 2013 (Anm. 21), S. 200–223.

51 Ebd., S. 221.

Sinnlosigkeit bekunden. Es entsteht somit ein Erfahrungsentzug als Antwort auf die Unverfügbarkeit und Undurchschaubarkeit der fremden Ordnung, die uns ihrerseits auffordert, sie in einer neuen Ordnung zu integrieren. Es handelt sich generell um Ansprüche, auf die der Leib zu antworten hat. Als Antwort darauf entwickelt das leibliche Ich allmählich Erwartungen aus der Wiederholung dieser Erfahrungen und Erlebnisse, so dass sich ein neuer Sinn herausbilden kann. Dieser neue Sinn entsteht aus dem Überschuss der Sinnlichkeit gegenüber der Begrifflichkeit, denn das Neue wird zuallererst sinnlich wahrgenommen, bevor – wenn das überhaupt möglich ist – Begriffe gestiftet werden können. Gerade in der Möglichkeit einer neuen Sinnbildung liegt die Kraft des ästhetischen Gebrauchs der Architektur.

Der ästhetische Gebrauch der Architektur

Die Gebrauchs-Epoché bekundet sich in der Infragestellung der strukturellen Verbindung zwischen Leib, Raum und Architektur, die paradigmatisch von der Entwurfsstrategie Bernard Tschumis für den *Parc de la Villette* (1982–1988) ins Werk gesetzt wird. Dafür wird das ganze architektonische Programm einem gewaltigen Vorgang der Demontage unterzogen. Aus dieser Zerlegung entstehen Fragmente, die in autonomen Struktursystemen kombiniert werden: Erstens, das Netz der Intensitätspunkte, die neutralen roten Würfel (die „folies“ oder Verrücktheiten), die Treffpunkte, Werkstätten und urbane Dienste beherbergen; zweitens, die Bewegungslinien oder Hauptachsen, die durch den Park führen, und drittens, die zusammengesetzten Flächen („prairies“ oder Wiesen), worin die Gartenanlagen untergebracht sind (Abb. 1,2). Durch die Überlappung dieser drei in sich kohärenten Strukturen wird eine Collage heterogener und unzusammenhängender Teile erzeugt um die Grenzen der tradierten Raumregister zu sprengen. Somit werden Konflikte und zufällige Verknüpfungen eingeleitet, die zu formalen und programmatischen Spannungen führen.
Die Punkte oder ‚folies’ drücken keine Funktion aus, obwohl sie dennoch einen bestimmten Zweck erfüllen sollen; Ambiguität zwischen Sinn und Nicht-Sinn umspannt sie (Abb.3). Die ‚folies‘



● Abb. 1: Bernard Tschumi, Parc de la Villette, 1982–1988, Vogelperspektivische Zeichnung.
Quelle: URL: http://www.tschumi.com (1. September 2016)

stellen die Möglichkeit des Wohnens in Frage, indem sie einerseits die Distinktion ‚innen-außen' ignorieren, und andererseits, indem sie dem Leib „keinen beruhigenden organischen Referenten"[52] anbieten. Weit entfernt davon, einen „Körperraum" zu schaffen, den der Leib „einwohnen" kann und in dem und mit dem er – im Sinne Merleau-Pontys – fungieren kann, erzeugt die willkürliche Montage der einzelnen Elemente (wie Treppen und Rampen), „anti-körperliche Zustände" wie „Schwindel, plötzliche horizontale und vertikale Bewegungen";[53] es ist, als ob die Architektur auf die Labilität der Körperlichkeit abzielen würde.
Es entsteht ein Gefühl der leiblichen Entfremdung, das auf das Fehlen eines Bezugs zu Orten oder Typen, die in unserem Leib verankert sind, zurückzuführen ist. Wege, die zu keinem Ziel führen, sondern uns verleiten, in ihnen zu verweilen und die unsere Sinne ansprechen, wie es zum Beispiel bei dem so genannten *Weg der Düfte* der Fall ist, führen zu einer Revision unserer tradierten

52 Anthony Vidler: The architectural uncanny. Essays in the Modern Unhomely. Cambridge 1992, S. 111.

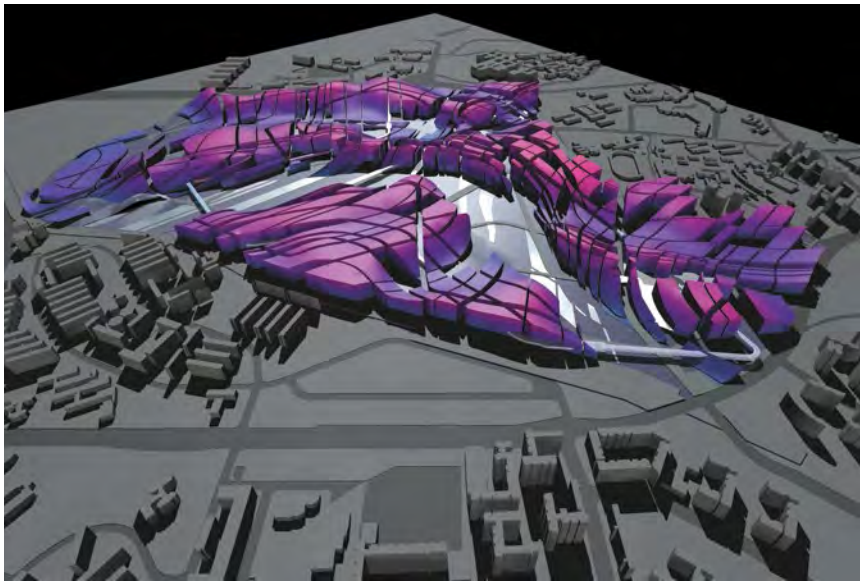
53 Italo Calvino: Die unsichtbaren Städte, übers. von Heinz Riedt. München 1984, S. 21.

● Abb. 2: Bernard Tschumi, Parc de la Villette, 1982–1988, Überlappung der Strukturen, Plan.
Quelle: URL: http://www.tschumi.com (1. September 2016)

● Abb. 3: Bernard Tschumi, Parc de la Villette, 1982–1988, Folies, Foto.
Quelle: URL: http://www.tschumi.com (1. September 2016)

Begrifflichkeiten. Rampen oder Treppen, die eine Eigendynamik entwickeln und unseren leiblichen Gewohnheiten widersprechen, verleiten uns, ihren Zweck neu zu definieren. Diese Architektur fordert uns auf, unsere tradierten Gebrauchsgewohnheiten aufzugeben. Diese Architektur ist nicht nur offen für Veränderungen, sondern offen für neue Möglichkeiten des Gebrauchs und der Aneignung.
Die kinästhetische Epoché bekundet sich ihrerseits paradigmatisch an dem von dem Architekten Peter Eisenman geplanten und zwischen 2003 und 2005 errichteten Berliner Denkmal für die ermordeten Juden Europas (Abb.4).
Grenzen zwischen Innen und Außen verschwimmen, einfache leibliche Möglichkeiten wie Stehen und Gehen werden durch die Unebenheit, die schräge Lage oder die Glätte des Bodens destabilisiert. Selbst die Architektur trotzt dem Vertikalen, der leiblich aufrechten Haltung; Horizontale und Vertikale verlieren ihre Bedeutung. Jedwede räumliche Gliederung oder Orientierung wird im Werk vermieden und Bezugspunkte fehlen, so dass ein Gefühl der Verunsicherung und der Orientierungslosigkeit erzeugt wird. Das ziellose Wandern durch die engen Flure zwingt uns zu Körperhandlungen, ähnlich wie die schmalen und überfüllten Gassen uns zwingen, den gewohnten zwischenmenschlichen Abstand neu auszuhandeln. Die abstrakt konzipierten Stellen verweisen auf keine Bedeutung, ihr Sinn bleibt ein Rätsel. Es entsteht somit eine Spannung zwischen den abstrakten,

● Abb. 4: Peter Eisenman, Denkmal für die ermordeten Juden Europas in Berlin, 2003–2005, Foto. Quelle : Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas



● Abb. 5: Zaha Hadid, One-North Masterplan, 2003, Singapur, Digitalisiertes Modell. Quelle: Courtesy of Zaha Hadid Architects

sinnlosen Formen und den vielfältigen Assoziationen, die sich dem Besucher aufdrängen: Stelen, Gräber, ebenso wie Wald zum Wandern bis hin zum Spielraum für Kinder und Jugendliche, sie alle stellen mögliche Formen des Gebrauchs dar.
Eine radikalere Gebrauchs-Epoché ergibt sich als Folge der Anwendung neuer Entwurfsmethoden wie dem ‚Parametrismus'. Diese Methode zielt darauf ab, durch die Differenzierung und Konnektivität mannigfaltiger urbaner Systeme (Modulation der Baustrukturen, Straßensysteme und das System des offenen beziehungsweise des öffentlichen Raumes) eine tiefe Bezogenheit zwischen urbaner Funktionsaufteilung und architektonischer Morphologie zu erreichen, wie am Beispiel eines Masterplans für Singapur, entworfen 2005 vom Architekturbüro Zaha Hadid, zu ersehen ist (Abb.5).
Parametrisches Design konzipiert die urbane Baumasse als eine schwarmartige Gliederung, worin die urbanen Variablen von Masse, Räumlichkeit und Richtung sich dynamisch konfigurieren und den veränderlichen Besetzungsmustern anpassen

können.[54] Weit davon entfernt, eine Vielfalt von kreativen Aneignungen zu fördern, wie am Beispiel von Tschumi durch die Kollision von heterogenen Fragmenten oder am Beispiel von Eisenman durch die Möglichkeit vielfältiger Assoziationen, entsteht hier durch die funktionelle Freiheit des Entwurfs eine starke Unbestimmtheit des Sinnes, wodurch die Frage des möglichen Gebrauchs stets offen bleibt. Diese Faszination an der Konnektivität, den kontinuierlichen stromartigen Formen und der funktionellen Flexibilität der unterschiedlichen Systeme übersieht einerseits den sozialen und programmatischen Wert der architektonischen Brüche und Diskontinuitäten, welche die unterschiedlichen Aktivitäten des urbanen Lebens benötigen; andererseits entspricht sie dem Deterritorialisierungsprozess der heutigen Netzwerkgesellschaft. Es handelt sich bei diesem Projekt um eine Konfrontation zwischen der historisch entwickelten, aus einer Heterogenität von Lebensräumen bestehenden Stadt, die aufgrund ihrer geschichtlichen Überlappung eine Vielfalt von möglichen Handlungen und Tätigkeiten mit unterschiedlicher affektiver Aneignung ermöglicht, und der kinetischen Stadt, die in unaufhaltsamer Motrizität sich in einem grenzenlosen, beschleunigten, fließenden Raum ‚auflöst'. Das Subjekt schwankt somit zwischen der Fixierung auf den Leibort und dessen Verflüchtigung. Wichtig ist hier einzusehen, dass bewohnbare Orte nichts Statisches, sondern durch „sukzessive Überlagerungen gewachsen" sind; gerade durch diese Veränderungen sind sie imstande, den Wünschen und Erwartungen „stets ihre Gestalt" zu geben, wie der Schriftsteller Italo Calvino hervorgehoben hat.[55] Die Überlagerung dieses Projekts auf die bestehende Stadt ruft aufgrund der unterschiedlichen Morphologien, Funktionen und Erfahrungsweisen starke Spannungen hervor, welche die „ungelösten Antagonismen der Realität"[56] im Sinne des Philosophen Theodor Adornos ausdrücken. Denn wie jeder architektonische Entwurf, ist dieses

54 Vgl. Patrik Schumacher: Parametricism. In: Architectural Design (July/August 2009), S. 14–23.

55 Calvino (Anm. 53), S. 43.

56 Theodor Adorno: Ästhetische Theorie. Frankfurt a. M. 1973, S. 16.

städtebauliche Projekt als eine Antizipation des Noch-nicht-Gewordenen durch einen utopischen Überschuss charakterisiert: Es soll paradoxerweise die Erwartungen einer sich kontinuierlich verändernden Gesellschaft mit recht stabilen lebensweltlichen, leiblichen Bedürfnissen erfüllen. Aufgrund dieses Antagonismus entsteht ein Zwiespalt zwischen dem Mangel an qualitativer Vielfalt, der die leibliche Orientierung und Betätigung im Raum erschwert, und dem Überschuss an dynamisch fließenden Formen, der in paradigmatischer Weise den Nomadismus unseres heutigen Lebensstils widerspiegelt.

Fazit

Aus den genannten Überlegungen geht hervor, dass eine kinästhetische und gebrauchsbezogene Epoché, die kreative Assoziationen ermöglicht, zu neuen Möglichkeiten des leiblichen Erlebens und Nutzens der Architektur führt. Diese Möglichkeiten gehen mit der Einsicht einher, dass der leiblich-technische Gebrauch der Architektur einen affektiv-ästhetischen Gebrauch voraussetzt, da der Leib originär in einen intentional affektiven Bezug zur Welt steht. Der Lebenswelt entspricht somit ein gelebter Raum und auch eine gelebte Zeit, die sich am Leitfaden des Leibes entfalten, so dass ohne die raum- und grenzbildende Kraft der Leiblichkeit, ohne leibliche Gefühle, Stimmungen und Sinneseindrücke die Architektur ihre lebensweltliche Bedeutsamkeit einbüßt. Diese Verflechtung zwischen Leib, Raum und Zeit ist keineswegs ein harmonisches Gefüge: Die Anerkennung der lebensweltlichen Spannung zwischen dem Selben, das sich geschichtlich wiederholt, und dem Fremden, das die gewohnten Ordnungen sprengt, verursacht eine Umwälzung des tradierten Gebrauchs der Architektur und führt zu neuen Sinnbildungen, die herkömmliche ästhetische Ideen in Frage stellen. Denn diese Spannung entsteht aus der den erwähnten Beispielen zugrundeliegenden Einsicht, dass es einen fugenlosen Kosmos und eine harmonische, von allen Rissen befreite Lebenswelt nie gegeben hat. Unsere tradierten Lebensräume, in denen sich dank der Gewohnheiten ein Erfahrungsstil entwickelt,

→ INHALT

werden – wie oben erwähnt – unterwandert durch fremde Orte, die sich der Aneignung widersetzen und deren Gebrauch neu definiert werden muss. In diesem Sinne besteht die Aufgabe der Offenheit des Entwurfs als ästhetische Idee gerade darin, tradierte Sinnhorizonte zu revidieren und sie im Einklang mit veränderten Erfahrungsweisen neu zu bestimmen. Der leiblich sinnlichen Erfahrung der Architektur kommt hier eine Schlüsselrolle zu, denn es ist der Leib, der die Umschlagstelle zwischen dem ästhetischen und dem technischen Gebrauch der Architektur bildet.

CONSTANZE A. PETROW

Vom Entwurfsversprechen zum städtischen Freiraum als Alltagsort

Konzept für eine empirische Wirkungsforschung in der Landschaftsarchitektur

Trotz der hohen Bedeutung von öffentlichen Freiräumen als Natur- und Erholungsorten in der Stadt wird deren Gestaltung und die Zufriedenheit der Nutzerinnen und Nutzer kaum je evaluiert. Es fehlen dafür nicht zuletzt die methodischen Instrumente. Darauf reagierend, stellt der Beitrag ein Konzept für eine empirische Wirkungsforschung in der Landschaftsarchitektur vor. Ziel ist die Wissensproduktion und das kollektive Lernen aus realisierten Projekten. Kontrastiert werden dafür unterschiedliche Narrative über einen Freiraum. Insbesondere soll der Zusammenhang zwischen dem „Entwurfsversprechen" der Landschaftsarchitekten und dem realisierten Projekt als städtischer Raum und Alltagsort nachvollzogen werden.

„Es gibt in der Architektur keine Wirkungsforschung", konstatierte der Schweizer Architekturtheoretiker Angelus Eisinger vor einigen Jahren in einem Interview mit der *ZEIT*. Was funktioniert, was nicht – und weshalb? Niemand stellt diese Fragen. „Architekten interessieren sich für das Bild, die Komposition und ihre Intention – aber der konkrete Alltag spielt für sie keine Rolle".[1] Diese Aussage bringt ein Defizit auf den Punkt, das

1 Matthias Daum: Denker außer Dienst. In: ZEIT online am 2. Februar 2012. URL: http://www.zeit.de/2012/06/CH-Architekten (14. September 2016).

in ähnlicher Weise für die Landschaftsarchitektur gilt. Denn nachdem ein Freiraumprojekt fertiggestellt ist, findet jenseits der Gewährleistungsfristen der ausführenden Firmen keine Erfolgskontrolle statt. Schlechte Projekte haben keinerlei Konsequenzen. Dennoch prägen sie die Lebensqualität der Nutzerinnen und Nutzer auf Jahrzehnte. Nur bei erheblichen Protesten seitens der Bevölkerung werden Nachbesserungen veranlasst.[2] Aber nicht nur problematische, sondern auch hervorragende Projekte, deren Erfolg manchmal erst nach einigen Jahren erkennbar wird und von denen Planer in anderen Städten viel lernen könnten, bleiben einer überörtlichen Wahrnehmung entzogen. Die Fachpresse berichtet nur ausgewählt, sehr affirmativ und in der Regel bereits kurz nach Fertigstellung eines Projekts, wenn noch keine Gebrauchserfahrungen vorliegen. In den Köpfen der Planercommunity konservieren sich die Bilder eines Projekts zum Zeitpunkt seiner Fertigstellung. Oft dienen diese Bilder den Fachkollegen als Referenzen für ihre eigenen Projekte. Wie aber geht die Geschichte eines Freiraums weiter? Das Lernen aus Freiräumen im Gebrauch ist über die eigene Planungs- und Baupraxis hinaus der Reiselust des einzelnen Landschaftsarchitekten überlassen, und selbst dann kommt ihr Eindruck vor Ort in Abhängigkeit vom Wetter und von der Jahres-, Tages- und Wochenzeit nur einer subjektiven Momentaufnahme gleich.

Die Qualitäten von Freiräumen haben für Städter jedoch eine hohe Alltagsbedeutung und die gestalterischen Entscheidungen von Landschaftsarchitekten somit eine große soziale Relevanz. Landschaftsarchitekten gestalten öffentliche Räume, die

2 Wie bei der Platzfolge Rossmarkt, Goetheplatz, Rathenauplatz in Frankfurt am Main, bei der auf Bürgerversammlungen und in der lokalen Presse jahrelang so viel Unmut geäußert wurde, dass die Stadt zunächst temporäre Kunstaktionen auf dem Platz unterstützte, später Nachbesserungen mit Staudenpflanzungen und zusätzlichen Bänken veranlasste und den mittleren Teil des Platzes schließlich mit einem Querriegel temporär bebauen ließ.

„Benutzeroberfläche der Stadt“.[3] Sie tun es im Auftrag der öffentlichen Hand, und sie prägen mit ihren Werken maßgeblich die Gebrauchseigenschaften, die Wohlfühlqualitäten und schließlich die soziale Leistungsfähigkeit[4] städtischer Räume. Freiräume und ihre Gestaltung sind ein Politikum. Wünschenswert wäre deshalb in besonderer Weise ein Instrumentarium, um Fehlentwicklungen in der Gestaltung dieser Räume zu vermeiden und ein überörtliches Lernen aus realisierten Projekten zu ermöglichen. Mit einer Evaluation von Freiraumgestaltungen könnte Planungsfehlern bei künftigen Projekten vorgebeugt werden.

Ein solches Korrektiv böte die Wirkungsforschung. Insbesondere für die aus Wettbewerben hervorgegangenen Freiräume – und damit die kommunal zumeist bedeutsameren und innerfachlich stärker wahrgenommenen Projekte – könnte der Zusammenhang zwischen dem „Entwurfsversprechen“ der Planer und dem gebauten Objekt als einem auf Dauer genutzten Ort in der Stadt nachvollzogen werden. Offen gelegt werden könnten zudem auch Wirkmechanismen, die der Gestaltung und Nutzung von Freiräumen zugrunde liegen: die Werte und damit auch die Wertkonflikte zwischen den an ihrer Planung, dem Bau und der Unterhaltung Beteiligten sowie Konflikte mit und zwischen Nutzergruppen.[5]

In meiner Dissertation habe ich die Aufgaben und Potenziale öffentlich geführter Diskurse über landschaftsarchitektonische Projekte untersucht.[6] Kernbestandteil der Arbeit war eine Analyse der Berichterstattung über Landschaftsarchitektur in der deutschsprachigen Tagespresse. Zu den wesentlichen Ergebnissen dieser Analyse zählte, dass das Interesse der Qualitätspresse für

3 Constanze A. Petrow: Umraum, Freiraum, rekonstruierter Raum. In: Sabine Ammon, Eva Maria Froschauer, Julia Gill u.a. (Hg.): z.B. Humboldt-Box. Zwanzig Architekturwissenschaftliche Essays über ein Berliner Provisorium. Bielefeld 2014, S. 32–42, hier S. 40.

4 Im Sinne intensiv genutzter und in ihrem Besucherspektrum die Bevölkerungszusammensetzung der Umgebung hinsichtlich Alter, Gender, ethnischen Zugehörigkeiten und Sozialstatus repräsentierender Freiräume.

5 Siehe dazu ausführlich Constanze A. Petrow: Wertkonflikte in Landschaftsarchitektur und Freiraumplanung. Felder, Akteure, Positionen. In: Karsten Berr (Hg.): Architektur- und Planungsethik. Wiesbaden 2017, S. 45–67.

6 Constanze A. Petrow: Dialog mit der Öffentlichkeit. Kritik zeitgenössischer Landschaftsarchitektur in der Tagespresse. Dissertation. Hannover 2009.

Themen der Landschaftsarchitektur relativ gering ist, es nur sporadisch auftritt und in der Regel an ein Ereignis wie eine Preisverleihung, eine Eröffnung oder ein Großevent gebunden ist.[7] Angesichts dessen wurde mit den dort erörterten Aufgaben eines öffentlichen Diskurses[8] eher ein Ideal als eine realisierbare Praxis beschrieben.

Die Wirkungsforschung nimmt den Kern der Idee eines solchen Diskurses, nämlich die Multiperspektivität, auf. Bei der Berichterstattung in den Medien konstituiert sich die Perspektivenvielfalt vor allem in den Stimmen der einzelnen Journalistinnen und Journalisten und kulminiert im (selten auftretenden) Optimalfall im „zwanglosen Zwang des besseren Arguments“[9] innerhalb eines vielstimmig geführten Diskurses. Im Gegensatz dazu bedient sich die Wirkungsforschung der Methoden der empirischen Sozialforschung. Sie stellt damit sowohl eine realistischere als auch weitaus objektivere Methode dar, um die Wahrnehmung städtischer Freiraumgestaltungen aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu erfassen, zur Diskussion zu stellen und die gewonnenen Erkenntnisse den individuellen und kollektiven Glaubenssätzen von Planern, Behördenmitarbeitern und Stadtpolitikern entgegenzusetzen. Festgehalten wird indes an der Diskursanalyse als geeigneter Methode zur Gewinnung von Erkenntnissen über die Wahrnehmung städtischer Freiräume.

Wirkungsforschung als Entwurfsforschung

Wirkungsforschung kann als „kritische Entwurfsforschung“ begriffen werden. Das Interesse an der Entwurfsforschung ist

7 Vgl. Constanze A. Petrow: Kritik zeitgenössischer Landschaftsarchitektur. Städtische Freiräume im öffentlichen Diskurs. Münster 2013.

8 Ebd., S. 200–224.

9 Jürgen Habermas: Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. In: Ders., Niklas Luhmann (Hg.): Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Was leistet die Systemforschung? Frankfurt am Main 1971, S. 101–141, hier S. 137.

in der Architektur und Landschaftsarchitektur in den vergangenen Jahren sprunghaft angestiegen.[10] Vor allem hochschulpolitisch motiviert durch den Druck auf die Planungsfakultäten, mehr zu forschen und Drittmittel einzuwerben, wird die Entwurfsforschung gerade als ein Mittel zur Selbstlegitimation als universitäre Disziplin entdeckt, als Antwort auf die empfundene[11] „verordnete Verwissenschaftlichung des Entwerfens“ [12] oder schlicht als Chance, einen explizit auf die architektonische Wissenskultur abgestimmten Forschungszweig zu etablieren.[13] Der Entwurf wird dabei 1. als Werkzeug der wissenschaftlichen Erkenntnisgewinnung und 2. als Gegenstand der Selbstreflexion erwogen. Beide Ansätze sind allerdings bislang über ausführliche theoretische Reflexionen [14] und konzeptionelle Überlegungen [15] an deutschen Architektur- und Landschaftsarchitekturfakultäten kaum hinausgegangen. Anders als bei diesen beiden Ansätzen der Entwurfsforschung, deren implizite Motive gerade darin bestehen, die den gestalterischen Disziplinen eigenen Arbeitsmethoden nicht zu verlassen und diese vielmehr auch für die Forschung nützlich zu machen (1.) sowie die eigene Perspektive durch eine Art Selbstbefragung noch zu vertiefen (2.), zielt die Wirkungsforschung genau auf das Gegenteil: auf eine Öffnung sowohl der Methoden als auch der Perspektiven.
Im Folgenden soll der Möglichkeitsraum einer solchen Wirkungsforschung für die Landschaftsarchitektur erkundet werden.

10 Siehe der Überblick von Sebastian Feldhusen: Doctor of Architecture? Entwurfspraxis als Bestandteil der Forschung. In: Stadt und Grün 65 (2016), H. 9, S. 46–49.

11 „Empfunden“ deshalb, weil keine Hochschule die Inhalte der geforderten Forschungsaktivitäten vorschreibt. Vielmehr reduzieren einige Inhaber von Entwurfslehrstühlen ihre Wahrnehmung und ihr Erkenntnisinteresse auf Fragen des Entwerfens – eine Art freiwillige Selbstbeschränkung.

12 Jürgen Weidinger: Antworten auf die verordnete Verwissenschaftlichung des Entwerfens. In: Ders. (Hg.): Entwurfsbasiert forschen. Berlin 2014, S. 13–34, hier S. 13.

13 Anna Flach, Monika Kurath: Architektur als Forschungsdisziplin. Ausbildung zwischen Akademisierung und Praxisorientierung. In: Architheses 46 (2016), H. 2, S. 73–80.

14 Sabine Ammon, Eva Maria Froschauer (Hg.): Wissenschaft Entwerfen: Vom forschenden Entwerfen zur Entwurfsforschung der Architektur. München 2013.

15 Hille von Seggern, Julia Werner, Lucia Grosse-Bächle (Hg.): Creating Knowledge: Innovationsstrategien im Entwerfen urbaner Landschaften. Berlin 2008; Weidinger 2014 (Anm. 12).

Zunächst werde ich ihre Relevanz angesichts gewandelter Planungsbedingungen begründen. Anschließend gehe ich auf die Tradition der Wirkungsforschung in anderen Disziplinen und gesellschaftlichen Handlungsfeldern ein und stelle zwei im angelsächsischen Raum verbreitete Bewertungsinstrumente vor. Darauf aufbauend entwickle ich einen Methodenbaukasten für die Wirkungsforschung.

Gewandelte Planungsbedingungen

Die Etablierung einer empirischen Wirkungsforschung geht mittlerweile, so kann man sagen, über ein ‚Nice-to-have’ hinaus, denn die Bedingungen der Planung haben sich innerhalb der vergangenen zwei Jahrzehnte nachhaltig gewandelt. Vier Entwicklungen erachte ich dabei für besonders relevant:

1. Gesellschaftliche Differenzierungsprozesse

Stadtgesellschaften verändern sich derzeit tiefgreifend: Sie werden ethnisch und kulturell vielfältiger, aber auch älter. Die Ungleichheit zwischen Arm und Reich wächst. Städtische Milieus und Lebensstile differenzieren sich weiter aus, und damit vervielfältigen sich auch die sozio-ökonomischen Kontexte, in denen Freiräume entstehen. Angesichts der gewachsenen gesellschaftlichen Vielfalt kommt öffentlichen Freiräumen eine wichtige Integrationsfunktion in den Städten zu. Daraus ergibt sich ein wissenschaftliches Erkenntnisinteresse an der Attraktivität und Eignung von Gestaltungen und Ausstattungen für eine möglichst breite Nutzerschaft (inklusive der Tauglichkeit von Freiräumen für ältere Menschen als wesentlicher Voraussetzung ihrer Integration und Teilhabe am öffentlichen Leben), an Exklusionsprozessen durch Gestaltung, an bestimmten Materialien, räumlichen Settings und an Atmosphären sowie an den Bedingungen der Freiraumnutzung und -aneignung in unterschiedlichen sozio-kulturellen Kontexten.

2. Öffnung des traditionellen Planungssystems für gesellschaftliche Aushandlungsprozesse, Aneignung und private Akteure

Ebenso hat sich das Spektrum der Akteure bei der Entstehung beziehungsweise Weiterentwicklung öffentlicher Freiräume verbreitert. Teile der Stadtgesellschaft artikulieren sich heute vernehmlicher und selbstbewusster als noch vor wenigen Jahren, sie fordern Mitsprache und Mitmachmöglichkeiten ein. Andere Akteure verändern öffentliche Stadträume durch die Investition privaten Kapitals, vor allem im Rahmen von ‚Business Improvement Districts' (BID). Festzustellen ist eine zunehmende Privatisierung genuin öffentlicher Aufgaben und Räume. Daraus erwächst ein wissenschaftliches Erkenntnisinteresse darüber, wie sich bürgerschaftliches Engagement im Freiraum der Städte abbildet und wie es diesen verändert, wie sich die partielle Übertragung von Verantwortung an Bürgerinnen und Bürger bewährt oder aber wie sie Interessen der Allgemeinheit beschneidet sowie in welcher Weise private Akteure Einfluss auf die konkrete Gestaltung von Freiräumen nehmen und damit der Charakter öffentlicher Räume verändert wird.

3. Widerspruch zwischen einem gültigen Gestaltungsparadigma innerhalb der Landschaftsarchitektur und den Präferenzen einer gesellschaftlichen Mehrheit

Ein mittlerweile seit rund 25 Jahren und vor allem im deutschsprachigen Raum bestehendes Gestaltungsparadigma innerhalb der Landschaftsarchitektur, der Minimalismus, steht im Widerspruch zu den im innerfachlichen Diskurs als „Laiengeschmack" abqualifizierten ästhetischen und atmosphärischen Vorlieben eines Großteils der Bevölkerung.[16] Es steht zugleich aber auch im

16 Wulf Tessin: Ästhetik des Angenehmen. Städtische Freiräume zwischen professioneller Ästhetik und Laiengeschmack. Wiesbaden 2008.

Konflikt zur Alltagstauglichkeit und zu den räumlichen und programmatischen Anforderungen leistungsfähiger Freiräume[17] und damit zu den Kernaufgaben städtischer öffentlicher Räume. Daraus ergibt sich ein wissenschaftliches Erkenntnisinteresse über die Annahme und Akzeptanz bestimmter Gestaltungen durch die Bevölkerung in unterschiedlichen soziokulturellen Kontexten sowie in Bezug auf verschiedene Freiraumtypen.

4. Vervielfältigung der mit Freiraumentwicklungen verfolgten Ziele

Ökonomisches Kalkül bestimmt heute wesentlich stärker als noch in den 1980er und 1990er Jahren über die Ästhetik, Benutzbarkeit und Atmosphäre und so auch über den sozialen Charakter von öffentlichen Freiräumen. Die damit verbundene symbolische Ebene von Freiräumen hat an Gewicht gewonnen: das Ziel der Wertsteigerung einer Lage, der Erhöhung der touristischen Anziehungskraft eines Ortes oder des Imagegewinns für private Bauherren, aber auch der gestalterischen Profilierung und Positionierung der verantwortlichen Landschaftsarchitekten innerhalb des beruflichen Feldes. Letztere „verfolgen damit auch Ziele, die sich jenseits der direkten Bedürfnisse der Nutzer der von ihnen gestalteten Anlagen bewegen".[18] Daraus ergibt sich ein wissenschaftliches Erkenntnisinteresse an der Alltagstauglichkeit und Akzeptanz von Freiraumgestaltungen, welche vor allem auf die Produktion hochwertiger, vermarktbarer und publikationstauglicher Bilder zielen.
Erkenntnisse über den Erfolg von Gestaltungsstilen, Freiraumausstattungen, Nutzungspraktiken und Organisationsprinzipien, aber auch des Managements sowie die Folgen bestimmter Akteurskonstellationen (insbesondere von Public Private Partnership) haben angesichts des politischen „Imperativs öffentlicher Räume"[19] nicht nur eine alltagspraktische, sondern auch eine

17 Leonard Grosch, Constanze A. Petrow: Parks entwerfen. Berlins Park am Gleisdreieck oder die Kunst, lebendige Orte zu schaffen. Berlin 2016; Petrow 2017.

18 Petrow 2017 (Anm. 5), S. 46, Hervorhebung im Original.

19 Setha Low, Neil Smith (Hg.): The Politics of Public Space. New York 2006.

gesellschaftspolitische Dimension. Denn „[...] Parks und Plätze, deren Gestaltung nicht gefällt und die kaum Anreiz zum Aufenthalt bieten, unterhöhlen die Rolle, die sie für ein funktionierendes Gemeinwesen spielen *könnten*“.[20] Aus diesem Befund speist sich das Desiderat einer Wirkungsforschung.

Traditionen der Wirkungsforschung

Eine Wirkungsforschung existiert bereits in vielen angewandten Disziplinen und gesellschaftlichen Handlungsfeldern, so etwa in der Politik, der Wirtschaft, der Sozialen Arbeit und der Pädagogik. Laut dem *Gabler Wirtschaftslexikon* stellt die Wirkungsforschung sogar eine eigene wissenschaftliche Disziplin dar, die sich mit den Folgen menschlichen Handels befasst.[21] Ihr Gegenstand und Ziel sind die Evaluation von Neuerungen, zum Beispiel von politischen Instrumenten und Programmen, neu eingeführten Unterrichtsmethoden, Techniken und Technologien, Gesetzentwürfen oder von Steueränderungen, sowie die Überprüfung, inwiefern bislang als gültig akzeptierte Prämissen, Paradigmen und Ansätze Gültigkeit behalten können.[22] Wirkungsforschung ist sogar im Sozialgesetzbuch festgeschrieben. So sind „die Wirkungen der Leistungen zur Eingliederung und der Leistungen zur Sicherung des Lebensunterhalts regelmäßig und zeitnah zu untersuchen“.[23]
Vor diesem Hintergrund erscheint es einmal mehr erstaunlich, dass sich in Bezug auf die gebaute Umwelt, die das Leben jedes einzelnen Menschen nachhaltig prägt, in Deutschland bislang kein Evaluationssystem herausgebildet hat und dass

20 Constanze A. Petrow: Parks als lebendige Orte entwerfen. In: Grosch, Petrow 2016 (Anm. 17), S. 151–195, hier S. 154, Hervorhebung im Original.

21 Vgl. Gabler Wirtschaftslexikon. URL: http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Archiv/82571/wirkungsforschung-v8.html (12. September 2016).

22 Ebd.

23 „Das Bundesministerium für Arbeit und Soziales und die Bundesagentur können in Vereinbarungen Einzelheiten der Wirkungsforschung festlegen. Soweit zweckmäßig, können Dritte mit der Wirkungsforschung beauftragt werden.“ § 55, Zweites Buch Sozialgesetzbuch (SGB) vom 24.03.2011. URL: www.dejure.de (12. September 2016).

bestimmte Arten der Gestaltung immer weiter realisiert werden, obwohl man weiß, dass sie mehrheitlich nicht gefallen oder nicht gut funktionieren. Die Forschungsaktivitäten in Architektur und Landschaftsarchitektur sind im Einklang mit dem generellen Zukunftsbezug dieser Disziplinen vor allem auf die Entwicklung neuer Bauweisen, Technologien, Materialien usw. gerichtet. Dennoch legen einzelne Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler seit Langem wertvolle freiraumsoziologische Studien vor und haben damit den Grundstock für eine Wirkungsforschung geschaffen.[24] Zusammen mit den Arbeiten von William H. Whyte[25] und Jan Gehl[26] und weiteren Forschern im Ausland[27] besteht bereits eine solide Tradition in der Untersuchung des Verhältnisses zwischen Freiraumgestaltungen, Ausstattungen und Nutzung. Die meisten dieser Studien greifen auf einen Methodenkanon aus Nutzerbefragung, teilnehmender Beobachtung, Experteninterviews und Zählungen zurück.

POE und REAP

Zwei Instrumente wurden explizit für die Bewertung der gebauten Umwelt entwickelt. Eines davon ist die ‚Post Occupancy Evaluation‘ (POE), eine im angelsächsischen Raum verbreitete Methodologie zur Evaluation der Nutzerzufriedenheit, der

24 Stellvertretend Elisabeth Bühler, Heidi Kaspar, Frank Ostermann (Hg.): Sozial nachhaltige Parkanlagen. Zürich 2010; Gert Gröning, Ulfert Herlyn, Almut Jirku u.a: Gebrauchswert und Gestalt von Parks. In: Das Gartenamt 34 (1985), H. 9, S. 630–641; Grit Hottenträger: Fitness- und Bewegungsparcours. Gesundheitsprävention für Ältere im öffentlichen Grün? In: Stadt und Grün 62 (2013), H. 5, S. 25–31; Maria Spitthöver: Nutzung und Akzeptanz von Parkanlagen. Untersuchung zu drei öffentlichen Parks im „Vorderen Westen“ Kassels. In: Stadt und Grün 58 (2009), H. 1, 50–58; Wulf Tessin: Schön grün . . . !? Beiträge zu einer Rezeptionsästhetik in der städtischen Freiraumplanung. Hannover 2006; Ursula Paravicini, Silke Claus, Andreas Münkel u.a.: Neukonzeption städtischer öffentlicher Räume im europäischen Vergleich. Hannover 2002.

25 William H. Whyte: The Social Life of Small Urban Spaces. Washington, D.C. 1980.

26 Jan Gehl: Städte für Menschen. Berlin 2015.

27 Stellvertretend Tisma Alexandra, Margit Jókövi: The New Dutch Parks: Relation between Form and Use. In: Journal of Landscape Architecture 2 (2007), H. 2, S. 48–59.

Anpassungsmöglichkeiten von Bauten an neue Bedürfnisse, aber auch technologischer Aspekte wie der Energieeffizienz von Gebäuden.[28] Langfristige Ziele der POE sind „improvements in building performance“ und „improvement in design quality“.[29] Die POE wird als „shared learning resource“ betrachtet, und ihr größter Nutzen ist erreicht, wenn die Ergebnisse möglichst breit gestreut werden – „beyond the institution whose building is evaluated“.[30]

Der Ansatz der POE wurde von der angloamerikanischen Geografin und Stadtplanerin Clare Cooper Marcus für die Landschaftsarchitektur adaptiert[31] und wird seither in der universitären Ausbildung von Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten im angelsächsischen Raum eingesetzt. Die POE nach Marcus stellt eine Methodik zur systematischen Evaluation eines bereits bestehenden Freiraums, der um- oder neugestaltet werden soll, aus der Nutzerperspektive dar. Erfasst werden die Nutzerzufriedenheit, Nutzungsmuster sowie Defizite, die im Rahmen einer Neuplanung zu beheben wären. Die dabei zum Einsatz kommenden Methoden umfassen die sensuelle Wahrnehmung des Ortes durch die Forscherinnen unter Fokussierung auf jeweils einen der Sinne (Sehen, Tasten, Hören, Riechen, Schmecken), die teilnehmende Beobachtung, die Kartierung (von Nutzungsbereichen, Nutzungsspuren und Regeln wie Ge- und Verboten), das Mapping der Aktivitäten der Nutzer (mit Erfassen ihres Alters, Geschlechts und der ethnischen Zugehörigkeit) sowie explorative Interviews mit Nutzern. Diese Erhebungen sollen mehrmals und zu unterschiedlichen Tages- und Wochenzeiten erfolgen. Die POE arbeitet also auch mit dem Prinzip der Multiperspektivität. Sie bleibt mit ihren Analysen jedoch direkt am Ort und in ihrem Interesse auf den Zeitpunkt der Erhebung beschränkt, denn sie ist auf die Aufgabe einer anschließenden (Neu-)Gestaltung zugeschnitten.

28 Higher Education Funding Council for England (HEFCE), Association of University Directors of Estates (AUDE), University of Westminster: Guide to Post Occupancy Evaluation. URL: http://www.smg.ac.uk/documents/POEBrochureFinal06.pdf (13. September 2016).

29 Ebd., S. 8.

30 Ebd.

31 Clare Cooper Marcus, Carolyn Francis: People Places. Design Guidelines for Urban Open Space. New York 1998.

Einen größeren Betrachtungsrahmen zieht die ‚Rapid Ethnographic Assessment Procedure‘ (REAP) auf, welche die amerikanische Anthropologin Setha Low federführend entwickelt hat[32] und die ebenfalls seit vielen Jahren in der universitären Ausbildung von Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten in den USA zum Tragen kommt.[33] Die REAP ist explizit auf die schnelle und effektive Sammlung von Informationen über einen Ort in seinen sozio-kulturellen Dimensionen ausgerichtet. Die Involvierung der Nutzerinnen und der lokalen Community spielt dabei eine zentrale Rolle. Aus dem Bereich der Sozialwissenschaften kommend und in deren Tradition zuallererst dem Verstehen eines Ortes beziehungsweise Phänomens gewidmet, erfasst die REAP ebenfalls verschiedene Perspektiven und bewegt sich dabei auch von dem Ort in seiner gegenwärtigen Gestaltung und Nutzung weg. Während man die POE allein ausführen kann, sollte die REAP bevorzugt nicht nur von einer Person, sondern von einem interdisziplinären Team aus Sozialwissenschaftlern, Planerinnen und Gestaltern durchgeführt werden.[34] Ihre Methodologie umfasst die Sammlung und Auswertung von historischen Dokumenten und Archivmaterial, die Kartierung von Nutzungsspuren sowie des Nutzerverhaltens, Spaziergänge durch den Freiraum mit Nutzern oder Vertreterinnen von Nachbarschaftsorganisationen, Nutzerbefragungen, Experteninterviews, offene Gruppendiskussionen, die Arbeit mit Fokusgruppen aus besonders ‚verletzlichen’ (vulnerable) oder schutzbedürftigen Nutzern wie Schulkindern, Seniorinnen und Behinderten sowie die teilnehmende Beobachtung.[35]

Wirkungsforschung in der Landschaftsarchitektur

Die Wirkungsforschung hat viel gemeinsam mit den besprochenen Methoden und Instrumenten. Auch ihr ist die

32 Setha Low, Dana Taplin, Suzanne Scheld: Rethinking Urban Parks. Public Space and Cultural Diversity. Austin 2005.

33 Persönliche Auskunft im September 2016.

34 Low u.a. 2005 (Anm. 32), S. 185.

35 Ebd., S. 188–190.

Methodentriangulation eigen mit dem Ziel, verschiedene Perspektiven auf eine Gestaltung und einen Ort zu erfassen und ihre Urteile damit gut abzusichern. Während aber die POE vornehmlich der Nutzerperspektive gewidmet und in der Konsequenz als Planungshilfe für die Umgestaltung eines Freiraums angelegt ist und auch die REAP in der Regel in eine solche münden soll, verfolgt die Wirkungsforschung das Ziel der Evaluation eines Freiraums zum Zweck der Produktion übertragbaren Wissens. Sie ist an Erkenntnissen interessiert, die über einen konkreten Fall hinausweisen. Dieses Interesse verbindet sie mit den erwähnten freiraumsoziologischen Studien. Im Unterschied zu diesen liegt ihr Schwerpunkt aber auf der Untersuchung des Verhältnisses von Anspruch und Wirklichkeit. Deshalb ist die Wirkungsforschung als Kontrastierung unterschiedlicher Narrative über einen Freiraum angelegt, und darum taucht sie auch stärker als die anderen Herangehensweisen in die Genese der Projekte ein. Dem Methodenkanon aus Nutzerbefragungen, teilnehmender Beobachtung, Experteninterviews und Zählungen fügt die Wirkungsforschung vor allem Textanalysen hinzu. Texte aus der Entstehungszeit eines Freiraums fungieren als authentische Quellen, um die Perspektiven der beteiligten Akteure zu erfassen. Sie sind verlässlicher als es ein zum Zeitpunkt der Wirkungsanalyse geführtes Interview mit den gleichen Personen sein könnte, weil deren damalige Wahrnehmung durch den Prozess der Erinnerung und den Eindruck des realisierten und genutzten Freiraums verfärbt ist. (Dieses Interview ist aber zusätzlich vorgesehen, denn es erschließt die heutige Sicht der Planer auf ihr Projekt und gibt zudem Aufschluss über eventuelle Modifikationen und Abweichungen von der ursprünglichen Planung im Zuge der Realisierung.)
Die historische Perspektive ist auch insofern wichtig, als die Wirkungsforschung auch ein professionssoziologisches Interesse antreibt: Sie versucht zu klären, inwiefern die Tauglichkeit eines Freiraums als Alltagsort und seine Gebrauchseigenschaften bereits in der Phase der Entscheidungsfindung über auszuwählende Entwürfe eine Rolle spielen und wie diese Aspekte im Verhältnis zu anderen

Planungszielen gewichtet werden. So interessiert sie sich dafür, auf welcher Ebene sich die zentrale „Entwurfsbehauptung“ abspielt (ästhetisch, räumlich, atmosphärisch, nutzungsbezogen und so weiter) und in welchem Verhältnis sie zur späteren Tauglichkeit eines Freiraums als Alltagsort steht. Wirkungsforschung wird angetrieben von einer Neugierde für die Mechanismen des Planungssystems. Sie versucht nachzuvollziehen, was von den Planerinnen und Planern zu Beginn eines Projekts „versprochen“ wird und was an Zielen im Vordergrund steht, was von Bürgerinnen im Vorfeld bereits artikuliert wurde und an lokalem Wissen also schon vorhanden, jedoch im Zuge der Planung eventuell weggewogen wurde. Auf diese Weise kommt sie Werten, Werthierarchien und Wertkonflikten in der Freiraumplanung auf die Spur. Im Unterschied zur POE evaluiert sie in der vorgefundenen Weise intendierte (und nicht in die Jahre gekommene) Gestaltungen, deren Planung in der Regel mehrere politische und behördliche Instanzen durchlaufen hat. Überprüft wird die Bewährung der Projekte im Alltag und in einem mittleren Zeithorizont einige Jahre nach der Fertigstellung eines Projekts.

Folgende Narrative – Erzählungen über einen Freiraum aus unterschiedlichen Perspektiven – werden zueinander in Beziehung gesetzt:

I. Planungsziele: die vom Bauherren verfolgten Absichten und formulierten Anforderungen an eine Gestaltung (Wettbewerbsausschreibung oder Beauftragung)

II. Nutzerwünsche: Artikulationen von Bürgerinitiativen und Vereinen über ihre Bedürfnisse, Vorstellungen und Forderungen (Homepages, Protokolle von Sitzungen und anderes Informationsmaterial)

III. Entwurfsversprechen: Argumentation der Entwurfsverfasser über die Ziele und Qualitäten ihres Projektvorschlags (Entwurfserläuterung, Interview mit den Planern)

IV. Entwurfsaffirmation: Bewertung durch die Fachcommunity (Jury-Protokoll)

V. Wahrnehmung im Alltag: Aussagen von Nutzerinnen und Nutzern zur ästhetischen Wahrnehmung („Gefallen“) sowie zur Bedeutung und Tauglichkeit eines Freiraums als Alltagsort (Befragung, Semantisches Differenzial, leitfadenorientierte Tiefeninterviews im Rahmen von Spaziergängen, teilnehmende Beobachtung, Nutzungskartierung)

VI. Erfahrungen aus der Pflege und Unterhaltung: Sicht des zuständigen Grünflächenamts (Interview)

VII. Öffentliche Reaktion / mediale Rezeption: Berichterstattung in Tagespresse, Fachpresse und Internet.

Methodisch ergibt sich damit folgendes Instrumentarium: Die Narrative I–IV werden durch Textanalysen sowie ein Experteninterview erschlossen, das Narrativ V ebenfalls durch ein Experteninterview, das Narrativ VI durch Befragung, Semantisches Differential (darauf gehe ich später noch genauer ein), leitfadenorientierte Tiefeninterviews, teilnehmende Beobachtung sowie Nutzungskartierung und das Narrativ VII durch eine Medieninhaltsanalyse.
Bei allen sieben Narrativen wird wie bereits angesprochen ein Schwerpunkt auf Aspekte des Gebrauchs, der Tauglichkeit und der Bedeutung des Freiraums im Alltag seiner Nutzerinnen und Nutzer gelegt. Dabei interessieren insbesondere folgende Fragen: Welche Rolle spielen die künftigen Nutzungsmöglichkeiten und täglichen Gebrauchseigenschaften bei der Entscheidungsfindung für ein Projekt – in den Vorstellungen des Bauherren, der Landschaftsarchitekten und der Jury (im Falle eines Wettbewerbs)? Wie werden sie im Verhältnis zur Entwurfssymbolik oder Entwurfsmetaphorik sowie zu kommerziellen Interessen oder touristischen Zielen gewichtet? Wie verändert sich das entwurflich Intendierte im Prozess der Realisierung sowie im Zuge langjährigen Gebrauchs? Vor allem

aber auch: Wen adressiert eine Gestaltung gerade nicht, welche Nutzergruppen schließt sie aus? In Anlehnung an die REAP interessieren diesbezüglich insbesondere die besonders „verletzlichen“ Personengruppen wie alte Menschen sowie jene, die in der Stadtplanung vielfach keine Stimme haben wie Jugendliche. Solchermaßen operationalisiert, kann die Wirkungsforschung nicht nur die Nachhaltigkeit von Entwürfen, sondern auch Wertkonflikte zwischen den an der Herstellung und Unterhaltung von öffentlichen Freiräumen Beteiligten und ihren Nutzern aufzeigen.
Neben den Narrativen vervollständigt eine umfassende und systematische fotografische Dokumentation das Bild vom untersuchten Freiraum. Diese gibt dessen räumliche Qualitäten, Atmosphären, den baulichen Zustand, den Zustand der Vegetation und wiederum die Aktivitäten in ihm wieder.

Semantisches Differential

Um ein leicht visualisierbares und gut mit anderen Freiräumen vergleichbares Stimmungsbild über eine Freiraumgestaltung zu erhalten, wird im Rahmen des fünften Narrativs – der Wahrnehmung eines Freiraums durch seine Nutzerinnen und Nutzer – auch das Semantische Differenzial[36] benutzt. Dieses stellt eine Methode zur schnellen Erfassung eines ‚Images’ (von einer Marke, einem Stadtteil oder anderem) dar; es wird auch „Eindrucksdifferential“ genannt. Fünfzehn Eigenschaftspaare werden dabei gegenüberstellt. Das Semantische Differential wurde durch das BBSR für Forschungen über die Wahrnehmung von Stadtquartieren abgewandelt.[37] In Bezug auf städtische Freiräume wird folgendes Schema vorgeschlagen:

36 Peter R. Hofstätter: Gruppendynamik. Kritik der Massenpsychologie. Reinbek 1971.

37 Ferdinand Böltken, Gabriele Sturm, Kathrin Meyer: LebensRäume – Bevölkerungsumfrage des BBSR 2007. GESIS Datenarchiv, Köln. ZA5607 Datenfile Version 1.0.0, doi:10.4232/1.11746 (13. September 2016).

Der Freiraum ist:

schön	1	2	3	4	5	6	7	hässlich
lebendig	1	2	3	4	5	6	7	verlassen
kommunikativ	1	2	3	4	5	6	7	einsam
stressig	1	2	3	4	5	6	7	erholsam
abwechslungsreich	1	2	3	4	5	6	7	eintönig
fremd	1	2	3	4	5	6	7	vertraut
willkommen heißend	1	2	3	4	5	6	7	abweisend
gute Orientierung	1	2	3	4	5	6	7	unübersichtlich
gut ausgestattet	1	2	3	4	5	6	7	zu wenig Angebote
unbeliebt	1	2	3	4	5	6	7	beliebt
offen für Aneignung	1	2	3	4	5	6	7	restriktiv
sauber	1	2	3	4	5	6	7	schmutzig
in schlechtem Zustand	1	2	3	4	5	6	7	in gutem Zustand
gefährlich	1	2	3	4	5	6	7	sicher

Betont werden mit dem Erfragten Aspekte der Gestaltung – des Gefallens, aber auch der Atmosphäre –, Orientierungsqualitäten, Nutzungsmöglichkeiten und Gebrauchseigenschaften sowie der Pflegezustand und das Sicherheitsempfinden.

Fazit

Ziel der Wirkungsforschung ist es, ein ganzheitliches Bild von einem städtischen Freiraum einige Jahre nach dessen Fertigstellung zu zeichnen. Evaluiert werden die Qualitäten und Defizite aus der Perspektive unterschiedlicher Akteure sowie der Nutzerschaft. An der Schnittstelle zwischen Forschung und Praxis angesiedelt, kann die Wirkungsforschung fundierte Grundlagen für das kollektive Lernen aus realisierten Projekten liefern. Evaluationen können sowohl fachinternen als auch öffentlichen Diskussionen Impulse geben. In ihrer Aussagekraft gehen sie über essayistische Beiträge deutlich hinaus. Die Wirkungsforschung bietet das methodische Instrumentarium, um sowohl Einzelprojekte und deren Ausstattung als auch spezielle Typen von Freiräumen sowie gültige Gestaltungsparadigmen,

welche landesweit oder sogar international das Schaffen von Landschaftsarchitekten über lange Zeiträume hinweg unhinterfragt prägen, zu evaluieren. Letzteres setzt die Untersuchung einer Reihe von Freiräumen aus vergleichbaren stadt- und sozialräumlichen Kontexten oder ähnlicher Typomorphologien[38] voraus.

Die Ergebnisse der Wirkungsforschung können eine Art Gegenpublizität für den Zustand „danach“ schaffen – wenn ein Freiraum einige Jahre des Gebrauchs und der Aneignung erlebt hat und erkennbar wird, wie sich seine Gestaltung bewährt. Als wissenschaftliche Begleitung der Praxis hinterfragt die Wirkungsforschung deren Tun, als kritische Entwurfsforschung evaluiert sie die Erfolge (nicht nur) entwurflicher Entscheidungen und stellt Praktikerinnen und Praktikern damit anwendbares Wissen zur Verfügung.

38 Typomorphologien sind formal ähnliche Freiraumgestaltungen ein und desselben Freiraumtyps. Siehe Kim Dovey: Urban Design Thinking. A Conceptual Toolkit. London, Oxford, New York 2016, S. 75 f.

ANDREA BENZE UND ANUSCHKA KUTZ

Raumproduktion im Alter

Senioren, ihre Vorstellungswelten und die Stadt

Begonnen hat es mit der Studie Urbane Portraits. Senioren, ihre Vorstellungswelten und die Stadt*, die während eines Forschungsaufenthaltes in Stuttgart durchgeführt wurde, um dort die Raumproduktion älterer Menschen zu untersuchen: Wie erleben ältere Menschen die Stadt, wie definieren sie ihre Zugehörigkeit, ist eine der Fragen. Der Titel des Beitrags ist in bewusster Anlehnung an Henri Lefebvre entstanden. Er paart zum ersten Mal die Begriffe* Raum *und* Produktion *als konzeptionellen Ausgangspunkt und legt in seinem Buch* Die Produktion des Raumes *eine umfangreiche theoretische Ergründung des relationalen Raumes vor. Diese Auseinandersetzung hat die Studie in vieler Hinsicht beeinflusst.*

„Mein Sohn wohnt in Plochingen [...] wenn ich in die Wohnung gehe [...] weißt Du, was ich mache – ich fahr' zwar nur zehn oder elf Minuten – je nachdem mit welcher Bahn – aber ich ziehe meinen Mantel aus, leg den drüber und sitz da wie eine Königin. Und erst wenn er hält, ziehe ich meinen Mantel wieder an. Und dann betrachte ich die Plochinger Fahrt mit elf Minuten als eine Reise".[1] Die Studie *Urbane Portraits. Senioren, ihre Vorstellungswelten und die Stadt* wurde während eines Forschungsaufenthaltes in der Akademie Schloss Solitude in Stuttgart durchgeführt, um die Raumproduktion älterer Menschen in Stuttgart zu untersuchen: Wie erleben ältere Menschen die Stadt, wie definieren sie ihre Zugehörigkeit? Wie organisieren sie ihre sozialen Netzwerke?

1 Frau Rose (Name geändert), 79 Jahre, Interview am 30.7.2012, AWO Begegnungsstätte, Altes Feuerwehrhaus Süd, Möhringerstr. 56, 70199 Stuttgart.

Wie werden Wohnung und Stadt im Alltag benutzt? Welche Räume entstehen dadurch und welche Bedeutungen haben sie? Um die Lebensräume der Menschen so gestalten zu können, „dass sie möglichst lange selbständig sein und am gesellschaftlichen Leben teilhaben können",[2] wird diesen Fragen mit einer extrem detaillierten Analyse – in Anlehnung an ethnografische Methoden – nachgegangen.
Im ersten und umfangreichsten Teil dieses Beitrages soll auf die methodische Vorgehensweise und die Zielsetzungen eingegangen werden. Im zweiten Teil werden Ausschnitte aus den Erkenntnissen vorgestellt. Der Titel des Beitrags ist in bewusster Anlehnung an den Soziologen Henri Lefebvre entstanden. Lefebvre paart zum ersten Mal die Begriffe *Raum* und *Produktion* als konzeptionellen Ausgangspunkt und legt in seinem Buch *Die Produktion des Raumes*[3] eine umfangreiche theoretische Ergründung des relationalen Raumes vor. Diese Auseinandersetzung hat die Studie in vieler Hinsicht beeinflusst.

Notwendigkeit der Aufklärung

Inzwischen werden der demografische Wandel und seine Auswirkungen auf die Gesellschaft vielfältig beforscht. Als wichtigster Forschungsbeitrag innerhalb Deutschlands gelten die Altenberichte, die in regelmäßigen Abständen mit unterschiedlichen Themenschwerpunkten erscheinen. In ihnen sind wichtige ethische, soziale, juristische und medizinische Fragestellungen aufgeworfen worden, zum Beispiel die Forderung nach einer ‚altersfreundlichen Kultur'. Hierunter ist laut dem Psychologen

2 Deutsches Zentrum für Altersfragen. Geschäftsstelle für die Altenberichte der Bundesregierung (Hg.): Sorge und Mitverantwortung in der Kommune. Aufbau und Sicherung zukunftsfähiger Gemeinschaften. Themen und Ziele des Siebten Altenberichts der Bundesregierung. Berlin, Juli 2014, URL: http://www.konferenz-altern-engagement.de/fileadmin/altenberichtskonferenz/pdf/Broschuere_Themen_Ziele_Siebter_Altenbericht.pdf (20. Mai 2016).

3 Henri Lefebvre: The Production of Space. Übersetzt von Donald Nicholson-Smith. Oxford 1991, Nachdruck von 2000; Originalausgabe: La production de l'espace. Paris 1974.

Andreas Kruse „ein gesellschaftlicher und politischer Kontext zu verstehen, der ältere Menschen – deren Ressourcen und ebenso deren Werte, Bedürfnisse und Interessen – in gleicher Weise in die Mitte des öffentlichen Raumes stellt und diesen in gleichem Maße Möglichkeiten des mitverantwortlichen Lebens eröffnet wie jüngeren Menschen“.[4]

Des Weiteren werden anhand umfangreicher quantitativer Untersuchungen zukunftsweisende Handlungsempfehlungen ausgesprochen, die sich an unterschiedliche planende und verwaltende Stellen in ganz Deutschland richten. Demgemäß müssen die Handlungsempfehlungen allgemeinen Charakter haben und auf viele unterschiedliche Situationen übertragbar sein. Eine detaillierte Untersuchung sehr spezifischer Fälle ist nicht Bestandteil der Berichte. In der Auseinandersetzung über eine alternde Gesellschaft und ihre räumlichen Auswirkungen – zum Beispiel auf die Wohnsituation oder die Stadt – überwiegen messbare technische und praktische Aspekte. Demgegenüber werden in kulturwissenschaftlichen, gerontologischen und philosophischen Diskussionen tiefgehende theoretische Konzepte über veränderte Sichtweisen und Werte im Alter vorgelegt.[5] Zum Teil findet eine sehr intensive Auseinandersetzung mit einzelnen Fällen oder einzelnen Aspekten des Alterns statt. Bezüge zum materiellen städtischen oder privaten Wohnraum werden jedoch sehr selten aufgebaut. Nicht zuletzt lässt sich auch in den Disziplinen Städtebau und Architektur eine Auseinandersetzung mit dem demografischen Wandel feststellen. Hier wird das Thema jedoch meistens auf die praktischen Themen Mobilität und Zugänglichkeit reduziert.[6]

4 Andreas Kruse: Mit älteren Menschen Gesellschaft gestalten. In: Körber-Stiftung (Hg.): Politische und gesellschaftliche Partizipation Älterer. Symposium in der Körber Stiftung, 4./5. November 2010. Hamburg 2010, S. 10. Prof. Dr. Andreas Kruse ist Vorsitzender der Sechsten und Siebten Altenberichtskommission.

5 Zum Beispiel das von Thomas Rentsch geleitete Forschungsprojekt: Gutes Leben im hohen Alter angesichts von Verletzlichkeit und Endlichkeit – Eine Analyse von Altersbildern in öffentlichen Diskursen und Alltagspraktiken. Gefördert von der VW Stiftung 2009–2012 und die daraus entstandenen Publikationen.

6 Zum Beispiel: Wohnen im Alter. Detail Konzept, Zeitschrift für Architektur 9 (2012); oder das von Heidi Sinning geleitete BMBF-Forschungsprojekt: WASta – Wohnen im Alter im Kontext der Stadtentwicklung 2009–2012.

Um über allgemeingültige Handlungsempfehlungen und technische Umrüstmaßnahmen hinaus zu erforschen, welches Lebensumfeld das geforderte ‚selbständige Leben im Alter’ fördern und eine Teilhabe am gesellschaftlichen Leben unterstützen kann, ist es wichtig, eine Verbindung zwischen den planerischen, humanwissenschaftlichen und den geisteswissenschaftlich ausgerichteten Diskursen herzustellen. Die große Vielfalt des Alters[7] sollte feinkörnig und detailliert als solche erfasst und untersucht werden, um die vielfältigen Raumproduktionen im Alter erschließen zu können. Aus der intensiven Erforschung von Einzelfällen ergeben sich nicht unbedingt übertragbare Handlungsempfehlungen, jedoch bieten sie die Chance, ein vertieftes Verständnis von Lebenssituationen im Alter zu erlangen. Eine Kenntnis darüber, wie die Stadt von Seniorinnen und Senioren im Alltag genutzt wird, welche Orte aufgesucht werden, welche sozialen Netzwerke aufgebaut werden, welche Bedeutungsräume und Raumkonzepte entstehen, ist notwendig, um angemessene Lösungen für städtische und häusliche Räume zu entwickeln. Bisher ist dieses Feld weitgehend unerforscht.

Ein erster Schritt ist es, die Lebensräume älterer Menschen detailliert zu erforschen und zu verstehen. Weil Ethnografie in dieser Feinkörnigkeit arbeitet und zu zeigen beansprucht, wie Kultur praktisch hervorgebracht wird,[8] ist die Studie methodisch an eine ethnografische Untersuchung angelehnt. Einzelne Personen werden intensiv qualitativ befragt und gemeinsame Spaziergänge unternommen, die „gelebte Erfahrung und leibliche Präsenz von Akteur und Beobachter“[9] werden als Basis der Forschung angenommen. Denn subjektive Perspektiven einnehmen zu können, ist die Stärke ethnografischer Untersuchungen und begründet ihren Wert: „Ethnography offers us explicitly subjective accounts of reality and it is precisely because it reveals

7 Vgl. hierzu: Deutscher Bundestag, 17. Wahlperiode (Hg.): Unterrichtung durch die Bundesregierung. Sechster Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland – Altersbilder in der Gesellschaft und Stellungnahme der Bundesregierung. Drucksache 17/3815, 17.11.2010, S. 22.

8 Suzanne Hall: City, Street and Citizen. The Measure of the Ordinary. London, New York 2012, S. 13.

9 Rolf Lindner: Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung. Frankfurt am Main 2004, S. 210.

the variable, fallible and ingenious dimensions of human life that it has validity“.[10]
Ideen, die in der Theorie eindeutig und deutlich umrissen sind, werden vielgestaltiger wahrgenommen innerhalb der komplexen Lebenssituationen und Räume der Stadt.[11]
Im Unterschied zum ethnografischen Bericht wird die sehr feinkörnige Studie des gelebten Raumes einzelner Personen nicht ausschließlich textlich erstellt, sondern die entdeckten Raumproduktionen werden auch zeichnerisch erfasst und analysiert. Im Gegensatz zum linearen Text erlauben Zeichnungen die gleichzeitige Darstellung unterschiedlichster Vorgänge. Kartiert man die individuelle Raumproduktion im Zusammenhang mit dem städtischen Gewebe, wird deutlich, in welchem Verhältnis sie zu bestehenden räumlichen Qualitäten steht.

Was kennzeichnet das Alter?

Die Philosophin Simone de Beauvoir hat sich bereits in ihrem 1970 erschienenen Buch mit der gesellschaftlichen Stellung des Alters beschäftigt und kommt zur schockierenden und in vielen Grundzügen heute immer noch gültigen Analyse, dass der Lebensabschnitt des Alters in einer auf Erwerbsarbeit und Produktivität ausgerichteten Gesellschaft weitgehend ausgegrenzt wird.[12]
In vielen gegenwärtigen Forschungsprojekten wird darauf hingewiesen, dass bereits die Idee einer gesellschaftlich abgetrennten Lebensphase des Alters auf dessen mangelnde Integration

10 Hall 2012 (Anm. 8), S. 13.

11 Vgl. Hall 2012 (Anm. 8), S. 14.

12 Simone de Beauvoir: Das Alter. Reinbeck bei Hamburg 52012. Originalausgabe: La Vieillesse. Paris 1970. In Kapitel 4, „Das Alter in der heutigen Gesellschaft“, geht sie besonders detailliert und aus vielen Perspektiven auf die gesellschaftliche Stellung des Alters ein, S. 277–357. Bezogen auf den Arbeiter formuliert sie beispielsweise zugespitzt (S. 354): „Alt geworden, hat der Arbeiter keinen Platz mehr auf der Welt, weil man ihm in Wahrheit nie einen Platz zuerkannt hat: Er hatte nur keine Zeit, das zu merken“.

in die Gesellschaft und damit auf eine schlechte Lebensqualität im Alter verweist. Disziplinübergreifend wird eine gesellschaftliche Integration des Alters als Grundvoraussetzung für ein glückliches Leben im Alter angesehen.[13] „In der idealen Gesellschaft, die ich hier beschworen habe, würde, so kann man hoffen, das Alter gewissermaßen gar nicht existieren: Der Mensch würde, wie es bei manchen Privilegierten vorkommt, durch Alterserscheinungen unauffällig geschwächt, aber nicht offenkundig vermindert, und eines Tages einer Krankheit erliegen; er stürbe, ohne zuvor Herabwürdigungen erfahren zu haben“.[14]
Bezogen auf das Individuum verändert sich im Alter die Perspektive. Der Philosoph Odo Marquard formuliert sehr treffend die grundsätzliche Ausgangslage: „Unsere gewisseste Zukunft ist unser Tod. Im Alter wird diese Zukunft immer aufdringlicher. Aber der Tod ist jene Zukunft, die besiegelt, dass wir keine Zukunft mehr haben. Zum Alter – der Lebensperiode des Zukunftsschwundes – gehört, dass es uns – aus zunehmendem Mangel an Zukunft immer schwerer fällt, Zukunftsillusionen zu entwickeln und aufrechtzuerhalten“.[15]
Philosophisch kann daraus gefolgert werden, dass man Wahrheiten radikaler sieht; damit verändert sich die individuelle Perspektive auf die eigene Lebenssituation. Der Philosoph Thomas Rentsch spricht vom „Altern als werden zu sich selbst“. Indem man begreift, dass der Selbstwerdungsprozess in eine Situation der Endlichkeit und Endgültigkeit eingebettet ist, wird das Leben bewusster gelebt. Es entsteht eine Einsicht über den Zusammenhang zwischen Endlichkeit und Sinn, die – hier folgt Rentsch Aristoteles – mit dem wahren beständigen Glück

13 Beispielsweise weist Manfred Gogol, Präsident der Deutschen Gesellschaft für Gerontologie und Geriatrie, in seinem Grußwort darauf hin, dass es umso wichtiger wird „ein gesellschaftliches Klima auszubilden, das Alter und Altern nicht ausgrenzt, sondern die Potenziale des alten Menschen wertschätzt und diese in das gesellschaftliche Leben integriert.” In: Andreas Kruse, Thomas Rentsch, Harm-Peer Zimmermann (Hg.): Gutes Leben im hohen Alter. Heidelberg 2012, S. vii.

14 Beauvoir 2012 (Anm. 12), S. 712.

15 Odo Marquard: Theoriefähigkeit des Alters. In: Thomas Rentsch, Morris Vollmann (Hg.): Gutes Leben im Alter. Die philosophischen Grundlagen. Stuttgart 2012, S. 207.

gleichzusetzen ist.[16] Im alltäglichen Leben drückt sich diese Einsicht darin aus, dass der Gegenwart eine große Bedeutung beigemessen wird.[17] Der Alltag und die Freude an alltäglichen Situationen ist für viele ein sehr wichtiger Bestandteil ihrer Lebensqualität.
Innerhalb der Lebensperiode des Zukunftsschwundes gibt es oft zwei große Einschnitte, die das Leben kennzeichnen und bisherige Lebensgewohnheiten radikal verändern bzw. verändern können: Zum einen das Ende der beruflichen Tätigkeit oder der aktiven Familienarbeit, zum anderen spürbare Einschränkungen in der Mobilität bis hin zur möglichen Immobilität.
Nach dem Ende der Erwerbstätigkeit wird es in der Regel erforderlich, das gesamte Leben umzustrukturieren. Einflüsse von außen, die zuvor das Alltagsleben bestimmten, wie berufliche Verpflichtungen, oft verbunden mit der Eingebundenheit in andere berufsbegleitende Strukturen und einer bestimmten gesellschaftlichen Stellung, entfallen ersatzlos. Plötzlich ist der Einzelne für die Erfindung und Gestaltung des eigenen Alltagslebens verantwortlich. Hierzu müssen aktiv Entscheidungen gefällt werden. Manche empfinden das Ende der Erwerbstätigkeit als lange ersehnten Beginn ‚großer Ferien', andere aber auch als endgültigen ‚Rauswurf'.[18]
Alltagspraktisch und bezogen auf den physischen Raum verändert das Ende der beruflichen Tätigkeit in der Regel grundsätzlich das Verhältnis zwischen Zuhause / der eigenen Wohnung und draußen / der Stadt. Während früher alltägliche Wege in der Stadt sehr stark durch Pflichten im Zusammenhang mit der Arbeit bestimmt wurden, verändert sich das Verhältnis im Alter. Zuhause ist nicht mehr mit einem Moment der Erholung vom arbeitsamen Alltag verbunden, sondern Zuhause kann zur Falle werden: Wenn man nichts macht, sitzt man zu Hause. Draußen sein kann jetzt Erholung vom Zuhause sein bieten. Die Gründe,

16 Thomas Rentsch: Altern als Werden zu sich selbst. Philosophische Ethik der späten Lebenszeit. In: Thomas Rentsch, Morris Vollmann (Hg.): Gutes Leben im Alter. Die philosophischen Grundlagen. Stuttgart 2012, S. 205.

17 Die Gegenwart war für alle Interviewten in der Pilotstudie sehr wichtig.

18 Vgl. hierzu Beauvoir 2012 (Anm. 12), S. 338.

das Haus zu verlassen, beruhen zum größten Teil auf eigener und freiwilliger Initiative.
Genauso ist es mit der Gliederung der Zeit. Ein aufgezwungener Rhythmus entfällt. Die Gliederung der Zeit fällt in den eigenen Verantwortungsbereich. Es liegt sehr nah, dass sich unter diesen Bedingungen die persönliche Raumproduktion vollständig wandelt. An die städtische Umwelt ebenso wie die eigenen ‚vier Wände' werden komplett andere Erwartungen und Bedürfnisse gestellt, sie werden anders bewohnt und gelebt, verbunden mit einer veränderten Wahrnehmung alltäglicher Orte und neuen Bedeutungszuschreibungen.

Raumproduktion im Alter

Zu Beginn wurde bereits das Konzept der ‚Produktion des Raumes' erwähnt. Lefebvre möchte die Perspektive von der einfachen Betrachtung des Raumes mit seinen sichtbaren physisch-materiellen Elementen zu einer umfassenderen aufweiten. Ähnlich einem Industriellen, der sich für ein bestimmtes Produkt interessiert, möchte er nicht lediglich das Produkt als materiellen Gegenstand betrachten, sondern alle Faktoren, die zu seiner Erstellung beigetragen haben: sichtbare und unsichtbare sowie gesellschaftliche und individuelle. Für Lefebvre ist der Raum relational. Im Gegensatz zu der Vorstellung, Raum sei ein feststehender Behälter, in dem sich soziales Leben abspielt, geht das Konzept vom ‚relationalen Raum' davon aus, dass Raum ein Beziehungsgeflecht mit vielfältigen Abhängigkeiten ist, durch soziale Handlungen entsteht und durch diese verändert wird. Betrachtet man den Raum als relationalen Raum, sind alle Akteure unmittelbar an seiner Produktion beteiligt. Die Untersuchung der Raumproduktion von Senioren legt demnach nicht nur Bedürfnisse, sondern auch Fähigkeiten älterer Bürger frei.
Lefebvre entwickelt eine doppelte Begriffstriade,[19] anhand derer er aufspannt, aus welchen dialektischen Zusammenhängen

19 Lefebvre 2000 (Anm. 3), S. 33.

sich das Raumgefüge zusammensetzt. So schafft er es, sowohl den individuellen wie auch den gesellschaftlichen Aspekt der Produktion des Raumes zu denken und bietet damit eine sehr aufschlussreiche Denkfigur für die Untersuchung von Architektur im Gebrauch an: die materielle Produktion des Raumes als ‚wahrgenommener Raum' und ‚räumliche Praxis'; der ‚(gedanklich) konzipierte Raum' und die ‚Repräsentation des Raumes' (zum Beispiel in Modellen und Karten); der ‚erlebte Raum' und die ‚Räume der Repräsentation'. Diese letzte Betrachtungsebene umfasst den freiesten, schöpferischen und poetischen Prozess, nämlich die individuelle und gesellschaftliche Bedeutungsproduktion.
Die Begriffe werden von Lefebvre nicht endgültig und eindeutig definiert, sondern – wie es der Soziologe Christian Schmid sehr ausführlich und nachvollziehbar darlegt – bewusst in poetischer Unbestimmtheit gefasst. Zusätzlicher Erkenntnisgewinn führt bei Lefebvre zur Anpassung der Begriffe innerhalb der Theorie.[20]
In der Studie sind die Begriffe demnach nicht rezepthaft angewendet worden, vielmehr haben sie den Horizont bei der Erforschung der Raumproduktion maßgeblich erweitert. Die Interviews sind offen geführt worden, ausgehend von der Alltags- und Erfahrungswelt der Befragten, dem ‚wahrgenommenen' und ‚erlebten Raum'. Umwege im Gespräch sind akzeptiert worden, um die ‚Raumkonzeptionen' der Befragten sowie einzelnen Räumen zugeschriebene Bedeutungen freizulegen.
In den Prozessen der Raumproduktion durch die Seniorinnen sind unterschiedliche ‚Raumtaktiken' sichtbar geworden. Sie zeigen individuelle Konzepte zum Umgang mit der gewonnenen Zeit und den dadurch entstandenen Räumen. Der Begriff ‚Taktik' wird hier im Sinne des Soziologen Michel de Certeau verwendet und von dem der ‚Strategie' unterschieden.[21] Strategien verwenden Subjekte, die mit Macht und Willenskraft ausgestattet sind, zur Durchsetzung ihrer Ziele. Sie setzen einen eigenen Ort voraus (z. B. eine Institution), von dem aus gehandelt werden kann.

20 Vgl. hierzu Christian Schmid: Stadt, Raum und Gesellschaft. Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes. München 2005, S. 15.

21 Michel de Certeau: Kunst des Handelns. Berlin 1988, Originalausgabe: L'invention du quotidien. Bd. 1, Arts de faire. Paris 1980, S. 23–26.

Taktiken hingegen werden von Subjekten angewandt, die nicht über Macht oder einen Ort verfügen. Es ist eine Handlungsweise der Konsumenten[22] beziehungsweise Nutzerinnen, wie sie im Zusammenhang mit Stadtentwicklung oft genannt werden. De Certeau nennt sie auch „verkannte Produzenten, Dichter ihrer eigenen Angelegenheiten und stillschweigende Erfinder".[23] Die so entstehende Raumproduktion bietet Ansätze für innovative Interpretationen sowohl des städtischen wie auch des häuslichen Kontextes. Hierbei gibt es immer wieder Verweise auf die Ebene der ‚Bedeutungsräume' und der ‚Räume der Repräsentation'.

Aufbau der explorativen Pilotstudie

Wie ältere Menschen genau mit den tiefgreifenden Veränderungen in ihrer Lebenswelt umgehen und welche Taktiken sie entwickeln, Raum und Zeit für sich neu zu strukturieren, wurde in einer explorativen Studie mit 18 älteren Menschen in Stuttgart anhand zweistündiger leitfadengestützter, qualitativer Interviews erforscht. Mit sieben der Seniorinnen wurden zusätzlich gemeinsame Spaziergänge unternommen.
Den in der Studie untersuchten Personen war gemeinsam, dass sie bereits das Ende der Erwerbstätigkeit erreicht hatten, ein eigenständiges Leben führten und altersgemäß mobil waren. Menschen mit gravierenden gesundheitlichen Einschränkungen wie zum Beispiel einer Erblindung wurden nicht einbezogen; das wäre ein eigenständiges Thema gewesen. Die Studie wurde nach dem Prinzip des theoretischen Samplings[24] durchgeführt. Es wurde versucht, über unterschiedliche Zugänge ein möglichst heterogenes Sample zusammenzustellen. Der Kontakt zu den Studienteilnehmerinnen stellte sich vor allem durch Mitarbeiter der Arbeiterwohlfahrt an mehreren Standorten in Stuttgart und

22 Certeau untersucht in *Kunst des Handelns* die Aktivitäten von Verbrauchern.

23 Certeau 1988 (Anm. 21) S. 21.

24 Uwe Flick: Qualitative Sozialforschung, Reinbek bei Hamburg, 2002, S. 102–104; Hans Merkens: Auswahlverfahren, Samplings, Fallkonstruktionen. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung, Reinbek bei Hamburg 2003, S. 195–197.

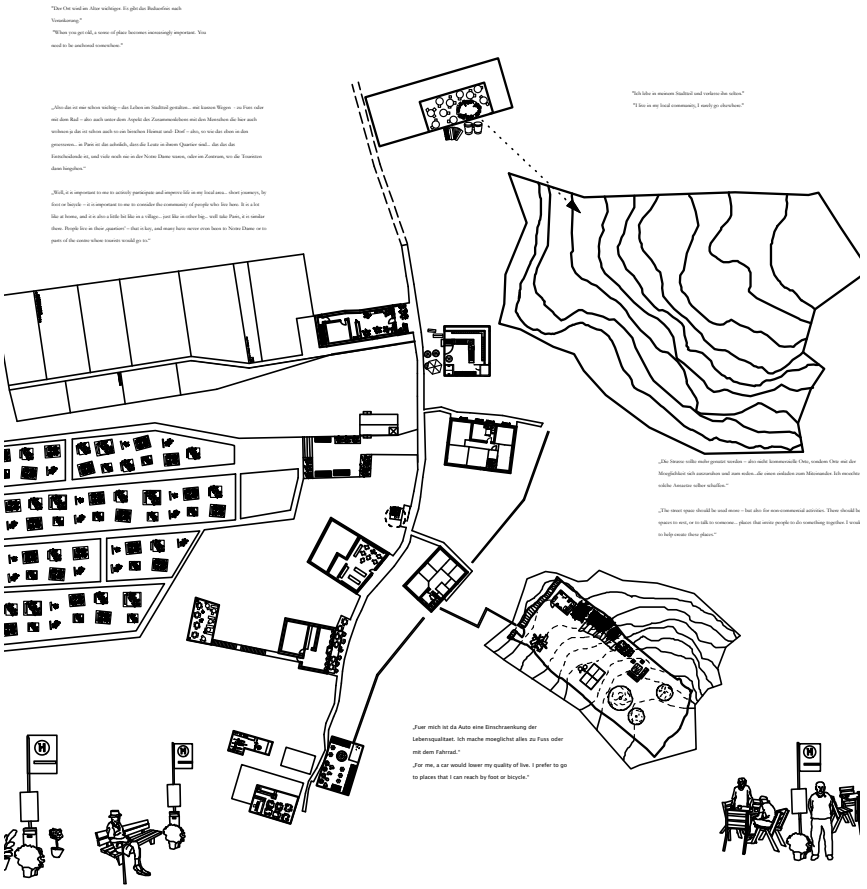
Mitarbeiter einer Wohnanlage der evangelischen Altenheimat her. Aus einem Interview ergaben sich über die Mitgliedschaft der Interviewten in einem Bridge Club weitere Kontakte.
Insgesamt wurden vier Männer und vierzehn Frauen befragt. Gemeinsame Spaziergänge wurden ausschließlich mit Frauen durchgeführt. Dieses Verhältnis ist nicht angestrebt worden, sondern wurde durch die Zugänglichkeit im Feld bestimmt. Bezogen auf das Alter von 65 bis 85 Jahren, den Familienstand, die Anzahl der Kinder beziehungsweise Kinderlosigkeit, den Bildungsstand, die ökonomische Situation und den Wohnort ist das Sample heterogen. Extrembeispiele oder Beispiele aus prekären Situationen fehlen. Obwohl Stuttgart über einen sehr hohen Migrationsanteil von fast 40 % verfügt, fließt dieser Anteil nicht in das Sample ein, da Schwierigkeiten bestanden, diese Gruppe zu erschließen. Einige der Interviewten waren Flüchtlinge nach dem Zweiten Weltkrieg, eine weitere war Spätaussiedlerin.
Trotz des sehr persönlichen Ausgangspunkts der Untersuchung sind räumliche Themen und Phänomene sichtbar geworden, die weit über das Untersuchungsthema hinausweisen. Einige Taktiken der Raumproduktion sollen im Folgenden vorgestellt werden. Fragen nach Möglichkeiten, ein Gefühl der Zugehörigkeit zu entwickeln, und Orte der Teilhabe am urbanen Leben stehen dabei im Vordergrund.

Taktik der Selbstverwurzelung

Frau Eisenkraut,[25] 65 Jahre, lebt in einer WG, ist getrennt lebend, Akademikerin und hat, zwei Kinder.
Frau Eisenkraut ist erst kürzlich in den Ruhestand eingetreten. Sie spricht sehr offen über ihre Verunsicherung und über die Kraft, die es kostet, sein Leben neu zu strukturieren und auszufüllen. Sie hat die Situation zum Ausgangspunkt dafür genommen, sich sehr bewusst zu fragen, wie sie von nun an leben möchte, und sich für ihren Stadtteil entschieden. Er ist Lebensumfeld und sinnstiftend zugleich.

25 Name geändert.

Bewusst möchte sie so viel Zeit wie möglich im eigenen Stadtteil verbringen und hat alle Aktivitäten dorthin verlagert. Sie versucht alles zu Fuß oder mit dem Fahrrad zu erreichen. Darüber hinaus möchte sie sich an der Veränderung ihres Stadtteils beteiligen. Aktivitäten, die sie bisher nicht in ihrem Stadtteil verfolgen kann, möchte sie dort initiieren. Sie beginnt im ‚Weltladen' mitzuarbeiten und ist seit neuestem Teil einer politischen Bewegung.



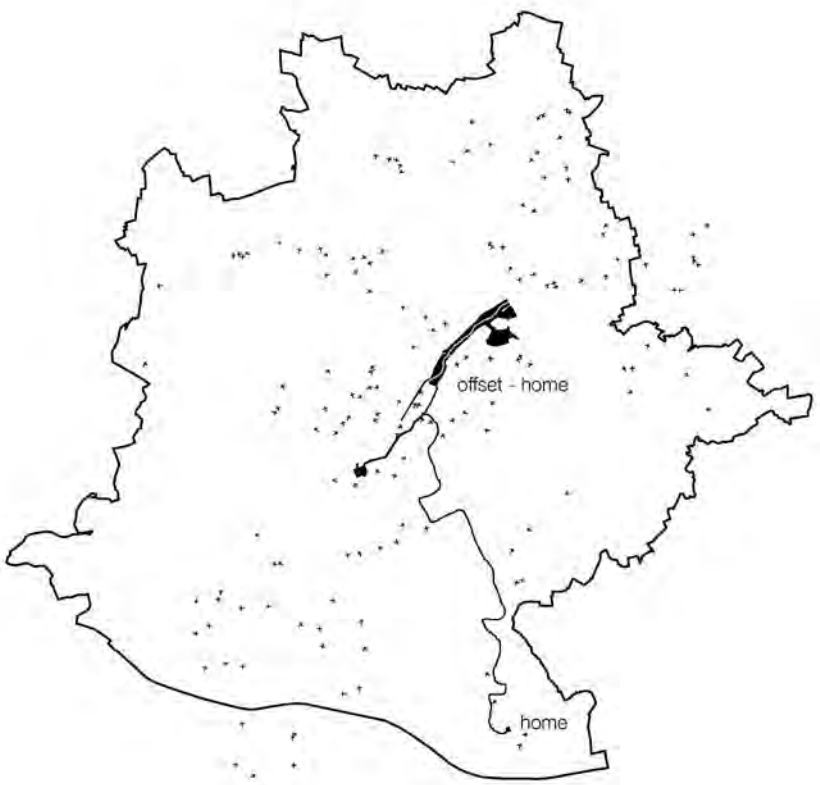
● Abb. 1: Frau Eisenkraut – Taktik der Selbstverwurzelung, CAD-Zeichnung (150x150 cm): OFFSEA Andrea Benze, Anuschka Kutz, 2014

Unser gemeinsamer Spaziergang hat sich auf einer Länge von ca. 500 Meter abgespielt und er hat, obwohl alle sehr gut zu Fuß waren, über zwei Stunden gedauert. Unterwegs sind wir spontan bei einer Freundin von ihr eingekehrt, weil spontane Besuche zum Stadtteil gehören. Der lokale Kiosk ist die Nachrichtenzentrale des Quartiers, der Besitzer der Gärtnerei ein Hobby-Historiker.
Frau Eisenkraut gestaltet jeden Tag anders. Sie möchte die alten, durch den Arbeitsrhythmus aufgezwungenen Routinen nicht durch neue, starre ersetzen. Eine Regel befolgt sie allerdings: Jeden Tag etwas vorhaben und das Haus einmal verlassen.
Das Stadtviertel ist mittlerweile in ihre Wohnung hineingewandert. Nach dem Auszug der Kinder und der Trennung vom Mann ist die Wohnung viel zu groß geworden. Sie vermietet einzelne Zimmer unter, nicht nur an andere Bewohner, sondern auch an Menschen, die dort ihr Gewerbe treiben. Die Küche ist der gemeinsame Treffpunkt geworden, der öffentliche Raum innerhalb ihrer privaten Wohnung.
Durch ihre breit gefächerten Aktivitäten auf persönlicher, sozialer, kultureller und politischer Ebene ist die Raumproduktion von Frau Eisenkraut auf vielfache Weise mit der Raumproduktion im Stadtteil verknüpft. Aus den Erfahrungen von Frau Eisenkraut resultiert eine wesentliche Einsicht zur Perspektive älterer Menschen auf die Stadt: Rausgehen aus Freude. Man muss nicht mehr raus, sondern geht raus, um das Draußensein zu genießen. Damit entstehen viele Forderungen an die städtische Umwelt: Grundsätzlich muss sie zur Freude am Draußensein beitragen. Im Fall von Frau Eisenkraut geschieht das, indem durch Interaktion und ihre vertiefte Ortskenntnis innerhalb des relativ begrenzten geografischen Raumes unterschiedliche Bedeutungsebenen entstehen. Die Qualität des städtischen Umfeldes intensiviert sich und neue Möglichkeiten, die Nachbarschaft zu nutzen, werden sichtbar. In diesem Zusammenhang definiert sie Grenzen zwischen privaten und öffentlichen Räumen innerhalb des Stadtviertels für sich neu.

Taktik der verschobenen Nachbarschaft

Frau Rose,[26] 79 Jahre, geschieden, Handwerkerin, fünf Kinder.
Frau Rose verbringt ihren Alltag mit ausschweifenden Spaziergängen weit entfernt von ihrem Wohnort. Nahezu täglich verlässt sie ihren Wohnort und fährt fast eine Stunde mit öffentlichen Verkehrmitteln, um in ihre frühere Nachbarschaft zu gelangen. Obwohl ein schöner Schlosspark und ein botanischer Garten in ihrer Nähe liegen, durchquert sie lieber den weit entfernten Stadtpark in ausgiebigen Spaziergängen. Bei den ‚Berger Sprudlern' verlaufen achtförmige Wege, und manchmal dreht sie mehrere ‚Achten', bis sie zufällig eine Bekannte trifft. Von dort zieht sie weiter am Neckarufer entlang bis nach Bad Cannstatt. Selten gönnt sie sich Pausen. Nur um kurz ein mitgebrachtes Brot zu essen, lässt sie sich auf einer Parkbank nieder und nur dort, wo es nicht nach Müßiggang aussehen könnte. Ankerpunkt und häufiger Ausgangspunkt dieser Spaziergänge ist eine soziale Institution in Stuttgart, in der Frau Rose an einem Tag in der Woche ehrenamtlich arbeitet, die jedoch im Stadtraum versteckt angeordnet ist.
In der ‚verschobenen Nachbarschaft' trifft sie Bekannte von früher. Sie schafft sich damit einen unverbindlichen Raum, indem sie selber entscheiden kann, ob sie teilhaben möchte oder nicht. Frau Rose erhält sich eine zweite Welt neben ihrem Wohnumfeld, ähnlich ihrer früheren Welt am Arbeitsplatz.
Die Taktik der ‚verschobenen Nachbarschaft' haben wir bei einigen Seniorinnen festgestellt. Auf den ersten Blick scheint sie der ‚Taktik der Selbstverwurzelung' unterlegen. Sie ist ein fragiles Konstrukt, das auf großer Mobilität beruht. Doch neben dem Vorteil der Unverbindlichkeit ist die ‚verschobene Nachbarschaft' auch noch mit einem zweiten Vorteil verbunden. Sie ist unabhängig vom Wohnort. Man kann sich weitgehend aussuchen, wo man seine ‚verschobene Nachbarschaft' aufbaut. Einige Senioren wählen das Stadtzentrum mit vielen historischen Gebäuden, in deren Kontext sie ihren persönlichen Alltag stellen.

26 Name geändert.



● Abb. 2: Frau Flieder – Imagination, CAD-Zeichnung (150x150 cm): OFFSEA Andrea Benze, Anuschka Kutz, 2014

Es mag sonderbar erscheinen, die ‚verschobene Nachbarschaft' unter dem Aspekt der Teilhabe anzusprechen. Doch sie offenbart zwei wichtige Bedürfnisse: die Teilhabe an festlichen Momenten[27] und ein durchaus bei vielen Senioren vorhandenes Bedürfnis

27 Margarete Mitscherlich: Die Radikalität des Alters. Frankfurt am Main 2012. Auf S. 239 beschrieb die damals 93-Jährige dieses Bedürfnis sehr direkt: „Mein Ziel bis zum Lebensende ist [...], mir festliche Augenblicke zu verschaffen und nie zu vergessen, sie zu erkennen, sie zu erschaffen und zu genießen".

nach einem Raum unverbindlicher Bekanntschaften und beiläufiger Kontakte, wie es bereits in Jane Jacobs Beschreibungen des ‚Bürgersteig-Betriebs' thematisiert wird.[28] Diese beiläufigen Kontakte finden in der ‚verschobenen Nachbarschaft' nicht am Wohnort, sondern an einem selbst gewählten Ort statt.

Taktik der Imagination

Frau Flieder,[29] 84 Jahre, verwitwet, Akademikerin, keine Kinder.
Die nachlassende Fähigkeit, sich frei zu bewegen, ersetzt Frau Flieder teilweise durch ganz unterschiedliche Arten der Imagination. Zum Beispiel wird die Wohnung detaillierter wahrgenommen und unterschiedliche Orte in der Wohnung bekommen verschiedene Bedeutungen. Auf dem einen Stuhl am Tisch wird gefrühstückt, auf dem anderen Stuhl am selben Tisch wird immer gelesen. Der Wechsel des Stuhls und damit die veränderte Perspektive auf den Raum übernimmt die Rolle eines Ortswechsels.
Der Balkon ersetzt zum Teil das Reisen. Oft sieht Frau Flieder sich, während sie auf dem Balkon sitzt, einen umfangreichen Farbatlas an. Die Büsche vor dem Balkon werden zur Landschaft oder der kleine Teich vor dem Haus könnte das Meer sein. Manchmal geht sie im nahegelegenen Wald spazieren. So richtig weit kommt sie nicht mehr, doch die Tatsache, dass sich dieser Wald bis in die Landschaft erstreckt und man immer weitergehen könnte, gibt ihr das Gefühl von Weite.
Ist Imagination als Raumtaktik ungewöhnlich? Alle Interviewten waren in der Realität fest verwurzelt. Imagination hilft ihnen, Defizite zu überbrücken und sich einer Welt zugehörig zu fühlen, an der sie nicht mehr teilhaben können. Diese Taktik ist von fast allen Interviewten angewendet worden. Für die Untersuchung folgt daraus, Imagination als Raumtaktik ernst zu nehmen, obwohl Imagination zweischneidig ist. Zu leicht kann sie als Legitimation

28 Jane Jacobs: Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Braunschweig 1976, Übersetzung: Eva Gärtner, Originalausgabe: The Death and Life of Great American Cities. New York 1961, S. 49–53.

29 Name geändert.

● Abb. 3: Frau Flieder – Imagination, CAD-Zeichnung (150x150 cm): OFFSEA Andrea Benze, Anuschka Kutz, 2014

für Missstände missbraucht werden – nach dem Motto: „Stellen sie sich doch einfach vor, es wäre anders." Einen Hinweis über das Potenzial von Imagination gibt die Tatsache, dass sie in der Psychologie bereits als Therapie zur Überwindung traumatischer Erfahrungen eingesetzt wird. Dabei setzt sie an den Selbstheilungsmechanismen der Patienten an.[30]

30 Vgl. hierzu: Luise Reddemann: Imagination als heilsame Kraft. Zur Behandlung von Traumafolgen mit ressourcenorientierten Verfahren. Stuttgart 2001. Reddemann erwähnt innerhalb dieses Buches ebenfalls, dass sich diese Therapieform besonders auch für ältere Menschen eignet. 2013 verfasste sie ein weiteres Buch mit dem Titel *Imagination als heilsame Kraft im Alter*.

In der Studie wird allerdings keine psychologische Perspektive eingenommen. Analog zu Lefebvre wird davon ausgegangen, dass sich in der gesellschaftlichen Praxis ‚innerseelische' Prozesse abbilden. Es soll jedoch nicht das ‚Innere' der Interviewten erforscht werden,[31] stattdessen wird die Wechselwirkung von Imagination und Raumproduktion im Alter untersucht. Imagination, wie sie im Rahmen der Interviews sichtbar wurde, diente zur Bereicherung des Alltags, oder kritischer formuliert, dazu, den Alltag erträglicher zu machen.[32]

Vom individuellen Standpunkt aus gesehen ist Imagination eine innovative Raumtaktik, die es Einzelnen ermöglicht, Defizite auszugleichen oder mit Defiziten zu leben. Das legt die Forderung nach Orten und städtischen Situationen nahe, die Spielräume für Imagination bieten. Aus der Forschung lässt sich schlussfolgern, dass das oft Orte sind, die eine gewisse Offenheit in der Interpretation zulassen, weil sie nicht eindeutig abgegrenzt sind, weil sich dort Handlungsstränge überschneiden, weil ihre Gestaltung unterschiedlichste Assoziationen weckt oder weil sie auf eine andere Art mehrdeutig gelesen werden können. Die Mehrdeutigkeit des Ortes kann es ermöglichen, sich sowohl in der gesellschaftlich geteilten Welt aufzuhalten als auch individuellen Imaginationen nachzugehen. Eine Balance zu halten zwischen persönlicher Imagination und gesellschaftlich geteilter Welt ist wichtig, um nicht in eine Isolation durch Imagination abzurutschen. Imagination kann die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben nicht ersetzen und zum Mittel werden, in Vereinzelung zu leben.

31 Vergleiche hierzu Schmid 2005 (Anm. 20) S. 244.

32 Lefebvre thematisiert Imagination als psychisches Verhalten nur einmal direkt und äußert sich sehr kritisch: „Es ist der beherrschte, also erfahrene und erlittene Raum, den die Imagination abzuwandeln und sich anzueignen sucht." Deutsche Übersetzung: Schmid 2005 (Anm. 20), S. 222; Lefebvre 2000 (Anm. 3), S. 39. Imagination ist für Lefebvre eine Taktik der Machtlosen, um die Zustände erträglicher zu machen.

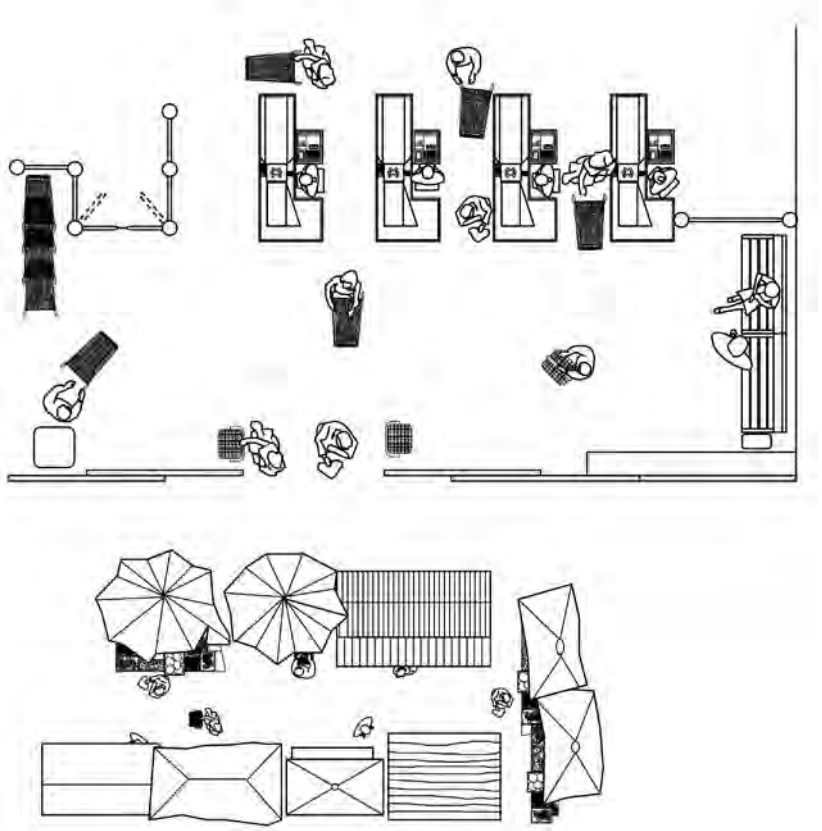
Unverbindliche Orte als Orte der Teilhabe

Innerhalb der Pilotstudie wurden mehrere Formen der Teilhabe am urbanen Leben untersucht. Sie variierten zwischen dem Aufsuchen von Orten, die speziell auf die Bedürfnisse älterer Menschen ausgelegt sind, bis zu einer eher beiläufigen informellen Teilnahme am urbanen Geschehen. Damit ist eine Teilhabe gemeint, die nicht zum aktiven Handeln verpflichtet, nicht auf formalen Mitgliedschaften beruht und auch nicht darauf, Geld ausgeben zu müssen. Bereits der Stadtplaner Jan Gehl arbeitet die Wichtigkeit passiver sozialer Kontakte mit niedriger Intensität in seinem Buch *Leben zwischen Häusern* heraus, indem er das passive ‚Beobachten' oder ‚Zuhören' als grundlegende Form des sozialen Austausches vorstellt.[33]
Es ist wichtig, das Recht auf diese zurückhaltende Form des sozialen Kontaktes zu betonen. Denn in den letzten Jahren wird in der Altersforschung vor allem der Begriff ‚aktives Alter'[34] thematisiert. „Aktives Altern beinhaltet [unter anderem] alle außerhalb der bezahlten Erwerbsarbeit stattfindenden Aktivitäten, die dazu beitragen, das individuelle Wohlbefinden zu fördern oder die anderen Menschen, dem lokalen Umfeld oder der Gesellschaft im Ganzen zugutekommen".[35] Aktives Altern soll jedem die Möglichkeit der Teilhabe am gesellschaftlichen Leben eröffnen, ist jedoch auch mit der Verpflichtung verknüpft, Teilhabechancen zu nutzen und die Aktivität im Alter aufrecht zu erhalten. Die Wertigkeit der unverbindlichen, passiven, beiläufigen Teilnahme an hierfür geeigneten Orten droht in dieser Debatte überdeckt zu werden durch einen fast schon normativen Zwang zum aktiven

33 Jan Gehl: Leben zwischen Häusern. Übersetzung: Jan Gehl Architects. Berlin 2012, Erstausgabe: Livet mellem husene, Kopenhagen 1971, S. 13.

34 Vgl. hierzu: World Heritage Organization (WHO): Active Ageing: A Policy Framework, Genf 2002.

35 Britta Bertermann: Arbeitspapier: Partizipation im Alter. Im Rahmen einer Projektes der Forschungsgesellschaft für Gerontologie e. V. und dem Institut für Gerontologie, Technische Universität Dortmund, Projektleitung: Dr. Elke Olbermann, Dortmund 2011 http://www.ffg.tu-dortmund.de/cms/Medienpool/110330_Arbeitspapier_Partizipation_FfG_4-2011_final.pdf (24. Mai 2016).



● Abb. 4: Frau Flieder – unverbindliche Orte, CAD-Zeichnung (150x150 cm, Ausschnitt): OFFSEA Andrea Benze, Anuschka Kutz, 2014

sozialen Handeln.[36] Darüber hinaus ist die Diskrepanz zwischen dem geäußerten Bedürfnis an beiläufiger Teilnahme und den vorhandenen Möglichkeiten groß, sodass es einer genaueren Untersuchung bedarf.

36 Vgl. hierzu: Harm-Peer Zimmermann: Über die Macht der Altersbilder: Kultur – Diskurs – Dispositiv. In: Andreas Kruse, Thomas Rentsch, Harm-Peer Zimmermann (Hg.): Gutes Leben im hohen Alter. Das Altern in seinen Entwicklungsmöglichkeiten und Entwicklungsgrenzen verstehen. Heidelberg 2012, S. 75–85; oder Silke van Dyk, Stephan Lessenich, Tina Denninger u. a.: Die ‚Aufwertung' des Alters. Eine gesellschaftliche Farce. In: Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung (Oktober/November 2010), S. 15–33.

Das Rasten auf einer Parkbank am Wegesrand lehnen viele Senioren ab. Man wolle nicht aussehen, als würde man ‚herumlungern' oder hätte zuhause keinen Ort zum Aufenthalt. Stattdessen werden auch hier Orte bevorzugt, die mehrere Bedeutungen haben können. Sitzt man beispielsweise auf einer Bank nahe einer Sehenswürdigkeit, gliedert man sich in ein touristisches Verhalten ein und fällt nicht auf. Im Supermarkt werden Bänke genutzt, die unmittelbar hinter der Kasse stehen, meistens in der Nähe der Informationstafeln mit Kleinanzeigen. Beim Aufenthalt dort kann man noch seine Einkäufe sortieren oder könnte auch die Anzeigen studieren. Eine Seniorin weist uns auf die Qualität der Bushaltestellen in ihrem Quartier hin. Aufgrund der räumlichen Enge sind sie dicht von Bistrotischen oder den Auslagen anliegender Geschäfte umstellt. Diese Nutzungsüberschneidungen bieten nicht nur Sicherheit, sondern machen es möglich, sich aus allerlei Gründen dort aufzuhalten und unter Umständen einfach wieder zu gehen.
Thematisiert worden sind diese Orte der Überschneidung bezogen auf unterschiedliche Handlungen vom Architekturtheoretiker Christopher Alexander in *A City is Not a Tree*. Er beschreibt eine Kreuzung mit Ampel, an der sich eine Drogerie mit auf dem Gehweg stehenden Zeitungsständer befindet. Hier beobachtet er, dass Menschen, die an der Ampel warten, diese Möglichkeit nutzen, um entweder nur die Schlagzeilen zu lesen oder sich eine Zeitung zu kaufen. Für Alexander besteht in der Überschneidung unterschiedlicher Handlungsstränge ein wichtiges Bezugssystem, das kennzeichnend für städtische Qualitäten ist.[37] In der Studie wurde entdeckt, dass für Senioren die Qualität solcher Handlungsüberschneidungen auch darin besteht, dass man keines der Angebote annehmen kann und sich trotzdem zugehörig fühlt.

37 Christopher Alexander: A City is Not a Tree. Nachdruck aus der Fachzeitschrift: Design. London, Council of Industrial Design 206 (1966); zugänglich auf: www.best.polimi.it/fileadmin/docenti/TEPAC/2012/FONTANA/A_City_is_not_a_Tree.pdf. S. 3.

Offenes Ende

Die detaillierte und feinkörnige Untersuchung der Raumproduktion älterer Menschen hat ein relativ komplexes Beziehungsgeflecht aufgedeckt. In Teilen korrespondiert diese Raumproduktion mit Erkenntnissen aus der Stadtentwicklung. An anderen Stellen zeigen sich offensichtliche Defizite bezogen auf Angebote und die Gestaltung des städtischen Raums. Eine wichtige Erkenntnis ist der Perspektivwechsel, von dem viele Senioren berichtet haben, und die Tatsache, dass das Rausgehen nicht mehr als Verpflichtung empfunden wird, sondern als freiwillige Aktivität: ‚Rausgehen aus Freude'. Hier stellen sich viele neue Anforderungen an den Stadtraum. Ebenso haben die Interviews mit den Seniorinnen das Bedürfnis nach passiver Teilnahme deutlich ins Bewusstsein gerückt. Im Zusammenhang mit der Debatte um ‚aktives Altern' kann geradezu die Forderung nach einem Recht auf passive Teilnahme erhoben werden. Innerhalb des untersuchten Stadtraumes fehlt es deutlich an unverbindlichen Orten, die passive Teilnahme ermöglichen, ohne sich ausgeschlossen zu fühlen. Zuletzt stach das Phänomen der Imagination heraus. Die Wichtigkeit, mehrdeutige Orte anzubieten, die Freiräume zur Imagination lassen, ist ein bisher völlig übersehenes und unerforschtes Bedürfnis.
In den persönlichen Raumtaktiken wurden individuelle Wege zur Überwindung der Defizite deutlich, wie zum Beispiel in der Raumtaktik der ‚Selbstverwurzelung' oder in der weit verbreiteten Raumtaktik der ‚verschobenen Nachbarschaft', deren Potenziale und Grenzen dringend weiterer Erforschung bedürfen. Imagination als Raumtaktik ist ein neu erkanntes Phänomen und kann bisher noch gar nicht in den städtebaulichen Diskurs eingeordnet werden.
Der Philosoph Thomas Rentsch, einer der Initiatoren des Forschungsprojektes *Gutes Leben im hohen Alter* fordert zum Abschluss des Projektes nichts weniger als ein Aufklärungsprojekt über das ganze Leben einschließlich des Alters und des hohen Alters. Gerade weil keine Patentlösungen vorliegen und es keine Antworten auf die überkomplexen existenziellen, sozialen und

→ INHALT

kulturellen Fragen gibt, ist seiner Meinung nach ein gesellschaftliches Aufklärungsprojekt erforderlich.[38] Diese Aufklärung ist auch hinsichtlich der Raumproduktion im Alter erforderlich. Nur so können Lebensräume – physisch-materielle, aber auch soziale, ökonomische und kulturelle – gesichert werden, die es möglich machen und unterstützen, lange selbstständig zu bleiben und am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben.

38 Thomas Rentsch: Ethik des Alterns: Perspektiven eines gelingenden Lebens. In: Andreas Kruse, Thomas Rentsch, Harm-Peer Zimmermann (Hg.): Gutes Leben im hohen Alter. Das Altern in seinen Entwicklungsmöglichkeiten und Entwicklungsgrenzen verstehen. Heidelberg 2012, S. 70–72.

ARNE DREISSIGACKER UND GINA R. WOLLINGER

Die Verletzung der ‚dritten Haut'

Architektur und Kriminalität am Beispiel des Wohnungseinbruchs

Der Beitrag versucht das vornehmlich kriminologisch erforschte Phänomen des Wohnungseinbruchs unter Einbezug architektursoziologischer Denkansätze zu beleuchten. Dabei wird zunächst anhand einer Befragung des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsens von 1.329 Betroffenen eines Wohnungseinbruchs gezeigt, welche Folgen die erlebte Tat für die Opfer nach sich zieht, die von Verhaltensänderungen bis hin zu Symptomen traumatischer Belastungsreaktionen reichen können. Anschließend wird nach dem Zusammenhang zwischen Architektur und Kriminalität gefragt und die Ergebnisse einer Studie zur Wirksamkeit präventiver Maßnahmen und Verhaltensweisen vorgestellt.

Architektur kann in Analogie zur Kleidung und im Sinne der philosophischen Anthropologie Helmuth Plessners als ein Modus der „natürlichen Künstlichkeit"[1] des Menschen beschrieben werden. In diesem verbindet sich die Funktion der „Sicherung des Daseins" mit dem „Ausdruck des Soseins". Architektur wird daher als „expressiver Außenhalt"[2] oder als „dritte Haut"[3] bezeichnet, die mit dem physischen und psychischen Befinden des Menschen in enger Verbindung steht.

Evident wird dieser Zusammenhang gerade dann, wenn die private Grenzziehung von Dritten verletzt wird, wie es bei einem Wohnungseinbruch der Fall ist. Das Delikt Wohnungseinbruch ist gemäß dem Kriminologen Hans-Dieter Schwind zu den „delicta mala per se", also zu den „Handlungen [zu zählen], die auch ohne Verbot als verwerflich bzw. als sozialschädlich gelten"[4] und dies auch kulturübergreifend und überzeitlich. Einbrecher überwinden die Baukörpergrenzen und verschaffen sich illegitimen Zugang ins Innere des Hauses beziehungsweise der Wohnung. Und auch hier missachten sie die Abgrenzungen verschiedener Bereiche der Bewohnerinnen und Bewohner. Der Schlafbereich wird ebenso betreten und nach geeignetem Diebesgut durchsucht wie der Empfangsbereich usw. Auch wenn diese Grenzverletzungen sehr selten unter Kopräsenz von Einbrechern und Bewohnern stattfinden, wirken sie sich zum Teil langfristig auf das Wohlbefinden und das Verhalten der Betroffenen aus und tragen „im Hinblick auf die Viktimisierung Züge eines Gewaltdeliktes".[5]

Im Gegensatz zu Gewaltdelikten, Sachbeschädigungen und anderen Diebstahlsdelikten stiegen die Fallzahlen des Wohnungseinbruchs in Deutschland seit dem Jahr 2006 um 43,4 % an, während die polizeiliche Aufklärungsquote, das heißt der Anteil der registrierten Fälle, bei denen Tatverdächtige ermittelt wurden, auf einem geringen Niveau stagniert.[6] Als weitere Besonderheiten dieses Deliktes können deutliche regionale Unterschiede hinsichtlich der Fallbelastung und der Aufklärungsquote sowie eine heterogen zusammengesetzte Gruppe der Betroffenen genannt werden.[7]

1 Helmuth Plessner: Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie. Berlin, New York 1975.

2 Heike Delitz: Expressiver Außenhalt. Die ‚Architektur der Gesellschaft' aus Sicht der Philosophischen Anthropologie. In: Joachim Fischer, Dies. (Hg.): Die Architektur der Ge sellschaft. Theorien für die Architektursoziologie. Bielefeld 2009, S. 163–194.

3 Joachim Fischer: Zur Doppelpotenz der Architektursoziologie. Was bringt die Soziologie der Architektur – Was bringt die Architektur der Soziologie? In: Ders., Heike Delitz (Hg.): Die Architektur der Gesellschaft. Theorien für die Architektursoziologie. Bielefeld 2009, S. 385–414, hier S. 396.

4 Hans-Dieter Schwind: Kriminologie. Eine praxisorientierte Einführung mit Beispielen. Heidelberg, München, Landsberg u. a. 2011, S. 4.

5 Gerhard Schmelz: Der Wohnungseinbruch aus Opfersicht. Projektstudie. Wiesbaden 2000. URL: http://www.gerhard-schmelz.de/media/Wohnungseinbruch.pdf (9. Februar 2016), S. 1.

6 Im Jahr 2014 lag diese bei 15,9 %. Quelle: Bundeskriminalamt (Hg.): Polizeiliche Kriminalstatistik (PKS) 2014. Wiesbaden 2015.

7 Vgl. Gina R. Wollinger, Arne Dreißigacker, Katharina Blauert u. a.: Wohnungseinbruch: Tat und Folgen. Ergebnisse einer Betroffenenbefragung in fünf Großstädten. Hg. v. Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen e.V. (Forschungsbericht Nr. 124). Hannover 2014, S. 7, 26–28.

Vor diesem Hintergrund entstand das Forschungsprojekt *Vergleichende kriminologische Regionalanalyse des Wohnungseinbruchdiebstahls* am Kriminologischen Forschungs-institut Niedersachsen (KFN), das nach dieser Einführung kurz vorgestellt wird. Anschließend stehen Ergebnisse der in diesem Projekt durchgeführten Betroffenenbefragung zu den unterschiedlichen Folgen und Reaktionen im Mittelpunkt, die unter anderem in Bezug zu Wohneinstellungen gesetzt werden. Ein weiterer Schwerpunkt soll der Frage gewidmet werden, ob sich bauliche Maßnahmen präventiv auswirken können.

KFN-Studie zum Wohnungseinbruch

Die in diesem Beitrag vorgestellten Ergebnisse basieren auf einer Betroffenenbefragung, die ein Teil der KFN-Studie *Vergleichende kriminologische Regionalanalyse des Wohnungseinbruchdiebstahls* ist.[8] Für die Teilnahme an dieser Studie konnten die Städte Bremerhaven, Berlin, Hannover, Stuttgart und München gewonnen werden. Neben der Befragung von 500 Betroffenen pro Stadt wurden eine Analyse von insgesamt jeweils 800 bis 900 Strafakten und je ein Gruppeninterview mit Experten aus Polizei und Justiz durchgeführt.
Das Forschungsinteresse der Betroffenenbefragung lag auf dem Erleben der Tat, den psychischen Folgen und Reaktionen sowie auf der Beurteilung des Kontakts mit der Polizei. Die Analyse von Strafverfahrensakten wurde mit dem Ziel verfolgt, Informationen zur Arbeit der Polizei, der Entscheidungspraxis der Justiz und zu Tatverdächtigen und Tätern zu generieren. In den Gruppeninterviews von Experten, bestehend aus Polizisten, Staatsanwälten und Richtern, wurden ausgewählte Ergebnisse der Aktenanalyse näher erörtert, um die Perspektive der Praxis in die Ergebnisse zu integrieren.[9]

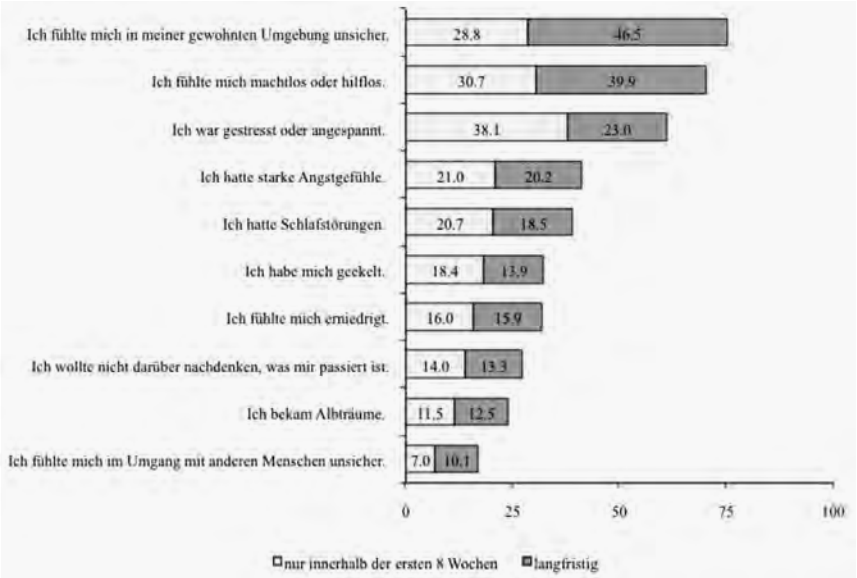
8 Für die finanzielle Förderung des Projekts bedanken wir uns bei den Städten Bremerhaven und Berlin sowie beim Gesamtverband der Deutschen Versicherungswirtschaft e.V.

9 Ausführliche Informationen zur Studie, zum methodischen Vorgehen und zu den Ergebnissen finden sich insbesondere bei Wollinger u. a. 2014 (Anm. 7) sowie bei Arne Dreißigacker, Gina R. Wollinger, Katharina Blauert u. a.: Wohnungseinbruch: Polizeiliche Ermittlungspraxis und justizielle Entscheidungen im Erkenntnisverfahren. Ergebnisse einer Aktenanalyse in fünf Großstädten. Hg. v. Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen e.V. (Forschungsbericht Nr. 130). Hannover 2016.

Aus der Zufallsstichprobe von Wohnungseinbrüchen aus dem PKS-Jahr 2010 im Rahmen der Aktenanalyse konnten 2.299 Adressen geschädigter Haushalte entnommen werden. Diese bildeten die Basis für die Betroffenenbefragung. Insgesamt wurden drei Kontaktversuche unternommen mit der Bitte, dass dasjenige Haushaltsmitglied, welches als letzte Person im Haushalt Geburtstag hatte, einen Fragebogen ausfüllt. Als monetäres Incentive wurde jedem Fragebogen fünf Euro beigelegt. Bei als unzustellbar zurückgesandten Briefen wurde das jeweilige Einwohnermeldeamt kontaktiert, um eine aktuelle Adresse zu erhalten. Insgesamt konnten 2.024 Fragebögen zugestellt werden. 1.391 Fragebögen wurden zurückgeschickt, was einer sehr guten Rücklaufquote von 68,7 % entspricht. 1.329 Fragebögen gingen letztendlich in die Auswertung ein.
An der Befragung nahmen Personen im Alter von 18 bis 97 Jahren (durchschnittlich 52,9 Jahre) mit überwiegend hoher Bildung (54,9 %) teil. Mit 53,2 % sind mehr Frauen als Männer vertreten. Zur Tatzeit lebte die Mehrheit in familiären Strukturen (60,9 %), gut ein Drittel lebte allein (36,1 %) und nur wenige in anderen Wohnformen (3,1 %). Zwei Drittel der Befragten wohnten zum Zeitpunkt der Tat in einem Mehrfamilienhaus (65,1 %), davon 36,7 % in Erdgeschosswohnungen und 23,2 % im ersten Obergeschoss. Etwa ein Drittel wohnte in einem Einfamilienhaus (34,9 %).

Verletzung der ‚dritten Haut‘

Um die Situation der Opfer zu erfassen, wurden diese nach ihrem psychischen Befinden sowie nach bestimmten Verhaltensreaktionen nach dem Einbruch befragt. Dazu konnten sie angeben, wie lange nach der Tat sie bestimmte Belastungssymptome erlebten. Für die folgende Auswertung



● Abb. 1 (eigene Darstellung): Psychische Belastung aufgrund eines Wohnungseinbruchs (Angaben in Prozent)

wurden zwei Zeiträume unterschieden: innerhalb der ersten acht Wochen nach der Tat und langfristig, das heißt länger als acht Wochen (siehe Abb. 1). Dabei gaben 28,8 % an, in den ersten acht Wochen Gefühle der Unsicherheit in der gewohnten Umgebung zu spüren; für weitere 46,5 % traf dies langfristig zu. Macht- und hilflos fühlte sich ebenfalls ein bedeutender Anteil der Befragten sowohl kurz- als auch langfristig. Weitere verbreitete Belastungen waren Stress und Anspannung, welche von knapp einem Viertel auch nach einem achtwöchigen Zeitraum bejaht wurden. Zu einem kleineren Anteil wurden Angstgefühle und Schlafstörungen angegeben.

Seltener wurden Gefühle des Ekels und der Erniedrigung berichtet sowie das Bedürfnis, nicht darüber nachdenken zu wollen, was passiert sei. Des Weiteren wurde zu einem kleinen Anteil das Auftreten von Alpträumen berichtet. Sehr selten fühlten sich Opfer unsicher im Umgang mit anderen Menschen.

Des Weiteren war von Forschungsinteresse, welche Faktoren die psychische Belastung erhöhen. Dazu wurde eine Skala zur Erfassung posttraumatischer Belastungssymptome angewandt

und mittels OLS-Regression untersucht, welche Faktoren die Belastungssymptome erhöhen.[10] Im Ergebnis zeigt sich, dass das Geschlecht (weiblich), geringe Bildung, externale Kontrollüberzeugungen und neurotizistische Persönlichkeitsmerkmale die Belastungssymptome erhöhen. Neben diesen Personenmerkmalen, zeigen jedoch auch Wohneigenschaften signifikante Effekte. Betroffene, die eine sehr private Einstellung zum Wohnen aufweisen, sind eher psychisch belastet. Dahingegen senkt ein hoher Zusammenhalt in der Nachbarschaft die psychische Belastung, ebenso wie das Vorliegen einer Hausratsversicherung. Bezüglich der Tatmerkmale zeigt sich, dass sich eine verwüstete Wohnung sowie die Vorstellung, die Täter zu kennen, belastend auswirken.

Neben der psychischen Belastung ändern viele Betroffene auch ihr Verhalten. Eine besondere Reaktion auf einen Einbruch ist das Umzugsverhalten. 9,7 % der Betroffenen gaben an, aufgrund des Einbruchs umgezogen zu sein. Weitere 14,8 % der Opfer wären gern aus diesem Grund umgezogen. Frauen, jüngere Betroffene und Mieter (im Gegensatz zu Eigentümern) zogen eher aufgrund der Tat um. Die Umzugsneigung erwies sich als unabhängig vom Tatstadium (‚vollendet' versus ‚versucht').

Einbruchprävention und Architektur

Gemäß der Architektursoziologin Heike Delitz kann der Architektur in zweierlei Hinsicht eine „soziale Aktivität" zugesprochen werden, insofern sie aus sozialtheoretischer Perspektive bestimmte „Handlungen und Haltungen, Interaktionen und Selbstverhältnisse evoziert und stabilisiert"[11] und aus gesellschaftstheoretischer Perspektive als „materialisierte Verkörperung"[12] der Gesellschaft

10 Dabei handelt es sich jedoch nur um die Erhöhung der Anzahl der einzelnen Belastungssymptome und nicht um die Erhöhung der Chance, dass eine Posttraumatische Belastungsstörung im klinischen Sinn vorliegt. Ausführlich zum Vorgehen und den Ergebnissen siehe Gina R. Wollinger: Wohnungseinbruch als traumatisches Ereignis. Ergebnisse einer Betroffenenbefragung zu Einflussfaktoren posttraumatischer Belastungssymptome. In: Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform 98 (2015), S. 365–383.

11 Delitz 2009 (Anm. 2), S. 178.

12 Ebd.

diese erst imaginierbar macht. Mit diesem Verständnis lässt sich auch ein Zusammenhang zwischen Architektur und Kriminalität oder allgemein deviantem Verhalten herstellen. Dass ein solcher Zusammenhang besteht und sich mittels baulicher Gestaltung Kriminalität reduzieren lässt, ist bereits eine geteilte Grundannahme sogenannter CPTED-Konzepte, die vor allem im angelsächsischen Raum mittlerweile weit verbreitet sind.[13] CPTED steht für ‚Crime Prevention through Environmental Design' und soll im Folgenden auch Konzepte zur Kriminalprävention durch bauliche Gestaltung unter anderem Label (‚Secured by Design', ‚Designing out Crime' und andere) umfassen.

Ihren Ausgang nahmen diese in den 1960er und 1970er Jahren vor allem in den theoretischen Arbeiten Jane Jacobs (*The Death and Life of Great American Cities*), C. Ray Jeffery (*Crime Prevention through Environmental Design*) und vor allem Oscar Newmans (*Defensible Spaces*).[14]

Mittlerweile werden CPTED-Konzepte der ersten und zweiten Generation unterschieden und eine dritte Generation beginnt sich abzuzeichnen. Die erste Generation beruhte im Wesentlichen auf umwelt- und verhaltenspsychologischen Theorien und neigte zur Übervereinfachung der Wechselwirkung zwischen Mensch und gebauter Umwelt, zum Beispiel in dem Sinne, dass etwa eine verbesserte Straßenbeleuchtung oder baulich verbesserte Möglichkeiten sozialer Kontrolle immer zur Reduktion krimineller Handlungen führe. Aus dem Vorwurf des physischen Determinismus und der Negierung sozialer Faktoren heraus wurden soziale Dimensionen, zum Beispiel die soziale Kohäsion oder die kollektive Wirksamkeit von Gemeinschaften in den CPTED-Konzepten der 2. Generation (‚social CPTED') mit einbezogen.[15] Neuerungen, die für eine dritte Generation sprechen, sind vor

13 Vgl. Günter P. Stummvoll: Kriminalprävention durch Gestaltung des öffentlichen Raumes: CPTED. In: Neue Kriminalpolitik 14 (2002), S. 123–126, hier S. 123.

14 Vgl. Paul Cozens, Terence Love: A Review and Current Status of Crime Prevention through Environmental Design (CPTED). In: Journal of Planning Literature (2015) S. 1–20, hier S. 1 f.

15 Ein aktueller und detaillierter Überblick zur Entwicklung und zum Forschungsstand von CPTED-Konzepten findet sich bei Cozens und Love 2015 (Anm. 14).

allem die verstärkte Bildung kriminalpräventiver Netzwerke aus Polizei, Sozialarbeit und Stadtplanung.[16]

In Deutschland kam es gemäß Schubert unter anderem zu keiner Übernahme vollständiger CPTED-Konzepte.[17] Ein Grund dafür liegt in der vorwiegend kritischen gesellschaftstheoretischen Auseinandersetzung mit möglichen negativen Folgen von „Fortifikations- und Bewachungstechniken".[18] Dennoch wurden in den letzten Jahren ausgehend von einzelnen Bundesländern und Kommunen ausgewählte CPTED-Leitlinien[19] insbesondere zur baulichen Gestaltung von Siedlungen aufgegriffen und in verschiedenen Modellprojekten zur Erfahrungssammlung umgesetzt. Im Unterschied etwa zu Großbritannien erfolgt städtebauliche Kriminalprävention in Deutschland aber nicht losgelöst von wohlfahrtsstaatlichen Interventionsprogrammen, wie zum Beispiel dem Bund-Länder-Programm *Die soziale Stadt*,[20] und ist insofern kein rein „begleitendes Mittel zur Intensivierung informeller sozialer Kontrolle in der Gemeinschaft der Nachbarschaft."[21]

Umfassende wissenschaftliche Evaluationen von umgesetzten CPTED-Modellen oder Leitlinien blieben bisher aufgrund verschiedener Schwierigkeiten, zum Beispiel hinsichtlich der Reichweite baulicher Interventionen, weitgehend aus. Vorhandene Untersuchungen zur Frage, ob sich mit solchen Modellen Kriminalität reduzieren lässt oder nicht, zeichnen ein sehr widersprüchliches Bild.[22]

16 Vgl. Günter P. Stummvoll: CPTED. Kriminalprävention durch Gestaltung des öffentlichen Raumes. Hg. v. Institut für Höhere Studien. Wien 2002. URL: http://www.veilig-ontwerp-beheer.nl/publicaties/cpted-kriminalpraventi-on-durch-gestaltung-des-offenlichen-raumes/at_download/file (9. Februar 2016), S. 10.

17 Vgl. Herbert Schubert, Holger Spieckermann, Katja Veil: Sicherheit durch präventive Stadtgestaltung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (2007) H. 12, S. 32–38, hier S. 38.

18 Guido Lauen: Stadt und Kontrolle. Der Diskurs um Sicherheit und Sauberkeit in den Innenstädten. Bielefeld 2011, S. 330.

19 Dabei handelt es sich vorwiegend um Vorgaben für die bauliche Gestaltung von Siedlungen wie z.B. die Ausrichtung der Fenster zur Straße hin, um die Möglichkeiten der Sozialkontrolle zu erhöhen, die Vermeidung von Dunkelzonen, das Anbringen technischer Sicherungsmaßnahmen an Fenstern und Türen, die Schaffung von Zugangsbeschränkungen für Fremde hinsichtlich halböffentlicher, halbprivater und privater Bereiche, das Anbringen von Grenzmarkierungen, die Schaffung einsehbarer und gut beleuchteter Parkflächen etc. Siehe dazu Nadja Müller: Kriminalprävention durch Baugestaltung. Münster 2015.

20 Vgl. Schubert u. a. 2007 (Anm. 17), S. 38.

21 Lauen 2011 (Anm. 18), S. 342.

22 Vgl. Cozens und Love 2015 (Anm. 14), S. 9 f.

Bezogen auf den Wohnungseinbruch gibt es zumindest verschiedene Anhaltspunkte aus der internationalen Forschung, die für die Wirksamkeit von CPTED sprechen.[23] Insbesondere scheinen Einbrecher relativ häufig rationale Überlegungen bei der Auswahl geeigneter Objekte anzustellen. Dabei spielen zum einen die „Anmutungsqualität“[24] des Gebäudes, die damit verbundene erwartete Beute und die zu überwindenden physischen Barrieren eine große Rolle. Deusinger konnte mittels Vorlage von Fotografien zeigen, dass Ein- und Mehrfamilienhäuser, die in der Vergangenheit bereits von einem Einbruch betroffen waren, auch signifikant häufiger von den befragten Tätern als geeignete Tatobjekte eingestuft wurden.[25] Daneben ist die Abschätzung des Risikos der Entdeckung mitentscheidend, wobei der Faktor Nachbarschaft von großer Bedeutung ist, wie Bennett und Wright ebenfalls mit einer Täterbefragung unter Vorlage von Fotos zeigen. Auch ohne expliziten Hinweis auf bessere Möglichkeiten sozialer Kontrolle durch die Nachbarschaft entschied sich die Mehrheit der Befragten anhand der Fotos bei entsprechenden Objekten gegen einen Einbruch.[26]
Hinsichtlich der Wirksamkeit sicherheitstechnischer Präventionsmaßnahmen (‚target hardening‘), die immer auch ein Bestandteil der CPTED-Modelle sind, können auch die Daten der Betroffenenbefragung der KFN-Studie zum Wohnungseinbruch ausgewertet werden.[27] In binär-logistischen Regressionsmodellen

23 Vgl. Lawrence W. Sherman, Denise Gottfredson, Doris McKenzie u. a.: Preventing Crime: What Works, What Doesn’t, What’s Promising. College Park, Maryland 2002. URL: http://www.rolim.com.br/2002/_pdfs/ing.pdf (09.02.2016) sowie David Sorensen: The Nature and Prevention of Residential Burglary. A Review of the International Literature with An Eye Toward Prevention in Denmark. Copenhagen 2003. URL: http://justitsministeriet.dk/sites/default/files/media/Arbejdsomraader/Forskning/Forskningspuljen/2011/2003/The_Nature_and_Prevention_of_Residential_Burglary.pdf (09.02.2016), S. 35.

24 Ingrid M. Deusinger: Der Einbrecher. Psychologische Untersuchungen zu Entscheidungsstrategien im Rahmen der Tatplanung und Deliktausführung. Göttingen, Stuttgart 1993, S. 27.

25 Vgl. Deusinger 1993 (Anm. 24), S. 84–86.

26 Vgl. Trevor Bennett, Richard Wright: Burglars on burglary. Prevention and the offender. Aldershot, Brookfield 1984, S. 74–76.

27 Die ausführlich dargestellten Ergebnisse finden sich bei Arne Dreißigacker, Gina R. Wollinger, Tillmann Bartsch u. a.: Prävention von Wohnungseinbruch. Was schützt vor einem Einbruch und welche Konsequenzen ziehen Betroffene aus einer solchen Tat? In: Forum Kriminalprävention (2015), H. 2, S. 58–64.

werden dabei Fälle miteinander verglichen, bei denen die Täter in die Wohnung oder das Haus gelangten und Fälle, bei denen die Tat noch außerhalb abgebrochen wurde. Im Ergebnis zeigen sich verschiedene Faktoren, die die Chance zur Verhinderung des Eindringens in die Wohnung erhöhen konnten.
Positiv wirkte es sich aus, wenn die Betroffenen vor der Tat Informationen zur Einbruchsprävention bei einem entsprechenden Fachgeschäft einholten. Informationen können logischerweise nur präventiv wirken, wenn bestimmte Empfehlungen umgesetzt werden. Es ist also davon auszugehen, dass einer solchen Beratung weitere sicherheitstechnische Maßnahmen, bauliche Veränderungen oder präventiv wirkende Verhaltensweisen folgten, die nicht erfragt wurden. Einen eigenständigen Effekt hatten zusätzliche Türsicherungen. Wenn ein Haushalt über eine spezielle zusätzliche Türsicherung verfügte, erhöhte sich die Chance der Verhinderung des Eindringens. Zu den sonstigen Sicherungen, die ebenfalls positiv wirkten, zählen insbesondere Bewegungsmelder, zeitgesteuerte und einbruchsgesicherte Fensterrollläden sowie automatische Alarmmelder. Bivariat bestand daneben auch ein Zusammenhang zu Fenstersicherungen und Alarmanalagen, das heißt, Fenstersicherungen und Alarmanlagen wirkten nicht allein präventiv, sondern nur in Kombination mit anderen sicherheitstechnischen Maßnahmen, beispielsweise Türsicherungen.
Zusätzlich zu diesen relevanten technischen Maßnahmen erhöhte sich die Chance zur Verhinderung des Eindringens, wenn die Betroffenen eine längere Abwesenheit verborgen hielten. Dabei handelt es sich um eine Mittelwertskala, die mit den folgenden zwei Items gebildet wurde: „Wenn ich längere Zeit nicht da bin, bitte ich andere, nach meiner Wohnung zu sehen und/oder den Briefkasten zu entleeren“ und „Ich achte darauf, dass möglichst wenige Menschen von einer längeren Abwesenheit (zum Beispiel Reise) erfahren“.[28] Und auch eine präventionsorientierte Nachbarschaft wirkte sich positiv aus. Diese Mittelwertskala wurde mit den Items: „Innerhalb der Nachbarschaft sprach man

28 Cronbachs Alpha = 0,49.

über Wohnungseinbrüche“, „… war man wachsam gegenüber Fremden“, „… machte man sich Gedanken um Einbruchschutz“ und „… achtete gegenseitig auf die Wohnung, wenn jemand verreiste“.[29]
Die Ergebnisse einschränkend muss erwähnt werden, dass die Befragung retrospektiv durchgeführt wurde und dass keine Aussagen über Inhalt und Qualität der Beratungsgespräche sowie über Art und Qualität der vorhandenen zusätzlichen Sicherungstechniken gemacht werden können. Daneben kann aufgrund des Stichprobendesigns auch keine Aussage über wirksame Mittel gemacht werden, die bereits den Tatansatz verhinderten.

Fazit

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass sich viele Betroffene nach der Tat in ihrer Wohnung beziehungsweise ihrem Haus anhaltend unwohl und unsicher fühlen. Der erlebte Einbruch war für sie eine Art Kontingenzerfahrung, deren unterschiedliche Konsequenzen die Bedeutung der Architektur in ihrer „Kopplung von Funktion und Ausdruck“ [30] prägnant werden lässt. Ein Viertel der Betroffenen sahen sich auf Dauer nicht mehr durch die „dritte Haut“ geschützt und entwickelte zumindest das Bedürfnis, diese zu wechseln. Andere passten ihr alltägliches Verhalten an und nutzten vorhandene oder zusätzlich installierte technische Sicherungsmaßnahmen konsequenter. Dabei wurden vielfach auch nach außen hin deutlich sichtbare Mittel wie Videokameras oder Kameraattrappen eingesetzt[31] und somit „das Erscheinen in der Welt“ über die „Baukörpergrenzen“[32] modifiziert. Bei etwa 10 % der Befragten hatte der Einbruch hingegen keinerlei psychische Folgen. Ein Drittel der Opfer zog keine Konsequenzen hinsichtlich sicherheitstechnischer Maßnahmen oder einem möglichen Wohnungswechsel.
Bestrebungen, mit CPTED-Konzepten Kriminalität in Stadtteilen und Stadtquartieren zu reduzieren, sind vor allem im angelsächsischen

29 Cronbachs Alpha = 0,81

30 Fischer 2009 (Anm. 3), S. 396.

31 Vgl. Dreißigacker u. a. 2015 (Anm. 27), S. 62.

32 Fischer 2009 (Anm. 3), S. 396.

Raum zu finden, für deren Wirkung – zumindest bezogen auf einzelne Delikte wie den Wohnungseinbruch – verschiedene Forschungsergebnisse sprechen.[33] Dass insbesondere sicherheitstechnische Maßnahmen, eine präventionsorientierte Nachbarschaft und Verhaltensweisen zum Verbergen der Abwesenheit die Chance für einen Abbruch des Eindringversuchs erhöhen können, zeigt auch die Auswertung der Betroffenenbefragung der KFN-Studie zum Wohnungseinbruch.[34] Dennoch kam es in Deutschland bisher lediglich zur vereinzelten Einbindung ausgewählter CPTED-Leitlinien in regionalbezogene, stärker wohlfahrtsstaatlich ausgerichtete Programme, unter anderem weil im Diskurs um die Sicherheit und Sauberkeit in den Städten immer wieder auch auf die Ambivalenz großräumig durchgeführter städtebaulicher Maßnahmen zur Kriminalprävention hingewiesen wurde.[35] Zwar mag eine die informelle soziale Kontrolle und normkonformes Verhalten fördernde bauliche Gestaltung zur Senkung der Kriminalitätsrate beitragen, gleichzeitig ist aber auch zu hinterfragen, inwiefern sich dadurch der „Grad der Durchlässigkeit“[36] der Baukörpergrenzen für verschiedene Personengruppen und damit die Identität einer Stadt, eines Stadtteils oder eines Stadtquartiers verändert.
Angesichts vieler offener Fragen zu Wirkungsweise, Effektivität und nichtintendierten Folgen verschiedener baulicher Präventionsmaßnahmen bleiben eine weitergehende Forschung und die fortgesetzte Evaluation von Modellprojekten in Deutschland wünschenswert.

33 Zusammengefasste Forschungsergebnisse finden sich in den Metastudien von Sherman 2002 und Sorensen 2003 (Anm. 23). Dass sich die Einbruchsrate durch die Umsetzung eines Secured by Design-Konzeptes relativ deutlich reduzierte, zeigt z.B. Rachel Armitage: An Evaluation of Secured by Design Housing within West Yorkshire. Home Office Briefing Note, 7/2000, S. 1–4.

34 Siehe Dreißigacker u. a. 2015 (Anm. 27).

35 Vgl. Herbert Schubert: Raum und Architektur der Inneren Sicherheit. In: Hans-Jürgen Lange, H. Peter Ohly, Jo Reichertz (Hg.): Auf der Suche nach neuer Sicherheit. Fakten, Theorien und Folgen. Wiesbaden 2008, S. 281–291, hier S. 287.

36 Markus Schroer: Grenzen - ihre Bedeutung für Stadt und Architektur. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (2009), H. 25, S. 21–26, hier S. 23.

ALEXANDER HENNING SMOLIAN

Über den Gebrauch von Sakralarchitektur in einer besonderen historischen Situation

Kirchen und die politische Wende 1989

Der Beitrag beleuchtet das Phänomen der Verflechtungen von Kirche und Stadt unter anderem am Beispiel der Nikolaikirche zu Leipzig während des Jahres 1989. Die Kirche wird im Sinne ihrer „Tempelfunktion“, wie dies der Architekt, Stadtplaner und Stadtökologe Martin C. Neddens allgemein definiert, untersucht: das Bauwerk nimmt über die Gemeinde hinaus gesamtstädtische Aufgaben war. Die politische Wende hatte einen ihrer wesentlichen Ausgangspunkte hier, getragen von Menschen mit unterschiedlichen Weltanschauungen.

Die friedliche Revolution in der ehemaligen DDR gehört zu den erstaunlichsten und wohl folgenreichsten Ereignissen der jüngeren Geschichte. Deutschland hatte sich wiedervereinigt. Ganz Europa, die ganze Welt hatte die Bedrohung des ‚Kalten Krieges’ abgeschüttelt. Die Menschen in Osteuropa hatten sich ihrer fundamentalen Grundrechte erinnert und einen gewaltfreien Wechsel ermöglicht. 2014 jährten sich diese Ereignisse zum 25. Mal. Auch ich habe damals als Kind an den Demonstrationen in Leipzig teilgenommen. Gewalt lag in der Luft, doch Gewaltlosigkeit war die Antwort. Bestimmte Räume und räumliche Strategien wurden seitens der Oppositionellen, aber auch seitens der Staatsmacht genutzt, um ihre jeweiligen Ziele zu erreichen. Ein wesentliches Merkmal der Montagsgemeinde der Hauptkirche Leipzigs war das

Prinzip ‚Nikolaikirche – offen für alle’, wodurch dieser Sakralbau seine Funktion als Stadtkirche für breite Bevölkerungsschichten erfüllte. Auch die anschließenden Demonstrationen um den Leipziger Cityring waren ein Ritual nach dem Gottesdienst, das immer mehr Menschen in den Tagen der politischen Wende anzog. Die Staatsmacht mit ihren Sicherheitskräften versuchte die entscheidenden Stellen um die Nikolaikirche und am Ring zu besetzen, griff aber durch den Gewaltverzicht der Demonstranten ihrerseits nicht stark ein. Im Folgenden sollen diese und andere Aspekte näher betrachtet werden.

Das geteilte Deutschland

Nach Ende des Zweiten Weltkrieges standen sich zwei entgegengesetzte Weltanschauungen feindlich gegenüber. Die Teilung der Welt lief durch das von den Siegermächten gespaltene Deutschland. Im Osten Deutschlands wurde die Deutsche Demokratische Republik (DDR) nach ihrer Gründung 1949 unter Führung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) zu einer kommunistischen Diktatur nach Vorbild der Sowjetunion weiter ausgebaut.[1] Zu den Merkmalen der ostdeutschen Wirtschaft gehörten Verstaatlichung und Planwirtschaft, Parteien und Verbände mussten sich dem Führungsanspruch der SED unterordnen, Regimegegner wurden verfolgt.
Die Wirtschaft der DDR wurde stark durch Reparationsleistungen an die Sowjetunion belastet. Das Ziel der Amerikaner, das durch den Krieg zerstörte Westeuropa wieder aufzubauen, gelang. Bald schon sprach man in der Bundesrepublik Deutschland von einem ‚Wirtschaftswunder’. Seit dieser Zeit wurde der Westen Deutschlands für viele Ostdeutsche zu einem Sehnsuchtsziel, eben nicht nur in Bezug auf Freiheit und Demokratie, sondern gerade auch wegen des materiellen Wohlstandes, der

1 Vgl. Ulrich Op de Hipt, Hans-Joachim Westholt: Vier Zonen – zwei Staaten. In: Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hg.): Unsere Geschichte. Deutschland seit 1945. Bielefeld, Berlin 2012, S. 53.

dort herrschte. Der DDR gelang es nie, dasselbe Niveau der Versorgung und des Lebensstandards zu erreichen wie der deutsche Nachbarstaat. Der ‚Aufbau des Sozialismus' nach Planwirtschaft führte zu erheblichen wirtschaftlichen Problemen und war von weitreichender Unterdrückung begleitet. So kam es am 17. Juni 1953 zu einem Volksaufstand, der neben Ost-Berlin die ganze DDR umfasste. Sowjetische Truppen schlugen ihn nieder, die DDR wurde nun auch militärisch umfassend in den sowjetischen Herrschaftsbereich eingegliedert. Eine Wiedervereinigung Deutschlands war in weite Ferne gerückt.
Um die Millionen von Flüchtenden aus der DDR in den Westen zu stoppen, griff das Regime zu einem baulichen Mittel, welches wohl am stärksten räumliche Gewalt und gleichzeitig einen Akt der Unterdrückung symbolisiert: den Bau der Berliner Mauer und die starke Sicherung der innerdeutschen Grenze.
Die Ursachen für die ‚Wende' 1989 waren vielfältig: zum einen von innen die Reformbestrebungen der oppositionellen Gruppen und die genannte wirtschaftliche Lage, zum anderen von außen vor Allem der Reformkurs in der Sowjetunion nach der Ernennung Michail Gorbatschows zum Generalsekretär der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (KPdSU). Seine Politik gab den oppositionellen Kräften im Ostblock, nicht nur in der DDR, starken Auftrieb. Doch die alten Machthaber in Ostdeutschland lehnten Gorbatschows Reformideen ab, so dass neben der Unzufriedenheit der Ostdeutschen mit den wirtschaftlichen Verhältnissen die Frustration über den politischen Stillstand kam. Der offene Protest nahm zu, das SED-Regime war nicht mehr Herr der Lage.

Die Rolle der Kirchen im Osten Deutschlands

Generell war die marxistische Weltanschauung, die Weltanschauung des Kommunismus, von tiefem Atheismus geprägt. Anfänglich wurde in Ostdeutschland nach Beendigung des Krieges in der sowjetischen Besatzungszone, später in der DDR, versucht, die Christen für die sozialistische Bewegung zu gewinnen. Nach der Machtfestigung verschärfte sich der Kampf

gegen die Kirchen.[2] Trotzdem behielten diese eine gewisse Eigenständigkeit. Die Konfession der Bevölkerung war überwiegend protestantisch. Später versuchte man staatlicherseits eine Steuerung der Kirche als Propagandainstrument des Staates.
Die Kirchen waren damit seit Beginn des Bestehens der DDR in einer gewissen Oppositionsrolle. Dies war größtenteils weltanschaulich geprägt, zudem fühlte sich die Kirche in der Führungspartei, der SED, nicht repräsentiert. Trotzdem waren gerade durch die gesamtdeutschen Verbindungen der Kirchen, durch die Beziehungen zwischen den deutschen Staaten, die Kirchen in der DDR weniger isoliert und dem Niedergang ausgesetzt als in den anderen sozialistischen Staaten.
Karl Marx vertrat die These vom natürlichen Absterben der Religion durch die Naturwissenschaften.[3] Seine Philosophie wurde für die kommunistischen Machthaber zum Träger alleiniger Wahrheit, nach ihm wurde beispielsweise die traditionsreiche Leipziger Universität benannt und neu ausgerichtet. Eine symbolhafte architektonische Handlung, die Sprengung der Universitätskirche St. Pauli 1968, war ein Akt der Machtdemonstration und gleichzeitig die räumliche Implementierung der marxistischen Ideologie in das Stadtgefüge.
Die Richtung des historischen Materialismus stand in schroffem Gegensatz zu jedweder idealistischen Denkweise, erst recht zum Offenbarungsglauben der christlichen Religion. Somit war die Sprengung dieser Kirche nicht nur eine pragmatische Lösung zur Schaffung neuer Räumlichkeiten, auch keine bloße politische Tat, sondern räumliches Resultat des Kampfes verschiedener Weltanschauungen. Die Kirchen in Ostdeutschland engagierten sich vor allem seit den 1980er

2 Vgl. Jürgen J. Seidel: Die sozialistischen Staaten (1) in der Anfangsphase. In: Evangelische Akademie Berlin-Brandenburg (Hg.): Staat – Kirche – Beziehungen in der DDR und anderen ehemals realsozialistischen Ländern: 1945 bis 1989, Wissenschaftliches Kolloquium im Adam-von-Trott-Haus vom 17. bis 19. Dezember 1993. Berlin-Brandenburg 1994, S. 37–52, hier S. 37.

3 Vgl. Rüdiger Lux: Die Wissenschaft befreit uns von Gott. In: Ders., Martin Petzold (Hg.): Vernichtet, vertrieben – aber nicht ausgelöscht. Gedenken an die Sprengung der Universitätskirche St. Pauli zu Leipzig nach 40 Jahren. Leipzig, Berlin 2008, S. 37–51, hier S. 40.

Jahren aktiv in der Friedensbewegung. Die Friedensgebete, die eine gewisse Tradition erfuhren, sind hier zu nennen. Außerdem nahm man zu Umweltfragen Stellung, bot Raum für alternative Jugendliche. Seit dieser Zeit wurden die Freiräume der Kirche, welche die Staatsmacht nicht offen zu bedrohen wagte, für eine politische Diskussion der unzufriedenen Bürger genutzt. Zu einer ersten Massenbewegung wurde die Aktion um den Aufnäher mit dem Signet ‚Schwerter zu Pflugscharen', die das Landesjugendpfarramt im Zuge der Friedensbewegung verbreitete. Viele Jugendliche hatten sich dieses Protestsymbol gegen das Wettrüsten an ihre Mäntel und Jacken genäht. Heftige Verfolgungen und Repressalien seitens der Staatsmacht waren die Folge, die ein derartiges politisches Eingreifen durch die evangelische Kirche verhindern wollte.[4]

Die Kirchen waren die einzige wirklich gut organisierte andersdenkende Struktur in den kommunistischen Ländern. Eine nicht unwesentliche Rolle spielte hierbei die Bereitstellung eines architektonischen Rahmens, der, durch Tradition tief verwurzelt, einen Gegenpol zu den neuen baulichen Symbolen der Staatsmacht darstellte. Das Gedächtnis einer Stadt – ihre Räume, baulichen Strukturen und Symbolhaftigkeit war prägend und leitend auch für viele Wiederaufbauten in der ehemaligen DDR. Als Beispiel kann man die schrittweise Wiederherstellung des Dresdner Stadtzentrums trotz sozialistischer Stadtplanung heranziehen, wo bedeutende Bauwerke früherer Epochen wie beispielsweise die Semperoper und der Zwinger schon zu DDR-Zeiten wiederhergestellt worden waren, oft unter großer Anteilnahme der

4 „Zwischen November 1981 und April 1982 registrierte das Landeskirchenamt Dresden allein 62 gemeldete Übergriffe auf Jugendliche zumal in Schulen und Universitäten, zunehmend aber auch auf offener Straße, bei denen immer mehr Drohungen mit dem Verlust der Lehrstelle, der Nichtzulassung zum Abitur, der Exmatrikulation von der Universität und ähnlichem ausgesprochen wurde". In: Hermann Geyer: Nikolaikirche, montags um fünf. Die politischen Gottesdienste der Wendezeit in Leipzig. Darmstadt 2007, S. 69 f.

Bevölkerung.[5] Ihre architektonische Zeichenhaftigkeit und raumbildenden Maße überdauerten im Gedächtnis der Stadtbewohner. Den letzten Höhepunkt in dieser Reihe des Aufbaus liebgewonnener Bauten in Dresden stellte dann die Frauenkirche dar, nun schon Jahre nach der politischen Wende. Somit war der sogenannte „Canaletto-Blick"[6], die Sicht über die Elbe auf das Dresdner Stadtzentrum, wieder vollständig.

Nach der politischen Wende setzte auch in Leipzig vermehrt die Diskussion um den Wiederaufbau des alten Ensembles mit der Universitätskirche am Augustusplatz ein.[7] Es war ein Thema, das viele bewegte. Die Sprengung der Leipziger Universitätskirche 1968, die entschiedene Proteste hervorrief, blieb jedoch in dieser Form eine Ausnahme. Die SED hatte Angst vor den Protesten, die auch schon vor der Sprengung der Kirche zahlreich stattfanden.[8] Zum Verhalten der Führungspartei gegenüber den Kirchen lässt sich folgendes sagen: „Insgesamt verfolgte die SED in ihrer Kirchenpolitik seit 1954 eine Strategie auf zwei Ebenen: Zum einen blieb als traditionelles und übergeordnetes End-Ziel ihrer Politik die Zurückdrängung der Kirche aus der Gesellschaft bis hin zu ihrem völligen Absterben bestehen. […] Zum anderen trat nun zu dieser traditionellen Zielstellung das Bestreben hinzu, die Kirchen zu einer Loyalitätserklärung zu nötigen […] Es ging der Partei nicht um ihre Akzeptanz als Ordnungsmacht durch einen souveränen Partner, sondern um ein bedingungsloses Bekenntnis zu ihren staatspolitischen Zielen und den dazugehörigen ideologischen Grundlagen, […]".[9]

5 Eine breite Bürgerschaft protestierte nach dem Zweiten Weltkrieg gegen den drohenden Totalabriss der teilzerstörten Semperoper, nachdem der hintere Bühnenhausgiebel 1948 eingestürzt war, vgl. Heidrun Laudel: Im Dienste eines herausragenden Bauwerks des 19. Jahrhunderts. Der Wiederaufbau der Semperoper in Dresden. In: Wolfgang Kil (Hg.): Wolfgang Hänsch – Architekt der Dresdner Moderne. Berlin 2009, S. 122.

6 *Dresden vom rechten Elbufer unterhalb der Augustusbrücke* ist ein Ölgemälde des Malers Bernardo Bellotto, genannt Canaletto, das dieser 1748 in Dresden gemalt hat. Es befindet sich in der Gemäldegalerie Alte Meister zu Dresden und ist als Canaletto-Blick weltberühmt.

7 Vgl. Dietrich Koch, Eckhard Koch: Kulturkampf in Leipzig. Denkschrift zur Wiederaufbaudebatte Universitätskirche St. Pauli. Leipzig 2006.

8 Vgl. ebd., S. 22.

9 Martin Georg Goerner: Apparatestruktur und Methoden der SED-Kirchenpolitik. In: Evangelische Akademie Berlin-Brandenburg 1994 (Anm. 2), S. 53–63, hier S. 56.

Die DDR-Führung fürchtete bei zu starkem Vorgehen gegen die Kirchen außerdem negative Auswirkungen auf westdeutsche Kirchenkreise, die man als Bündnispartner gegen die Politik der Adenauerregierung zu gewinnen suchte.[10] Die Kirchenpolitik der DDR war von einem ständigen Taktieren zwischen ihrer Grundüberzeugung gegen die Kirchen und den strategischen Überlegungen zur ideologischen Gewinnung von Sympathisanten in beiden deutschen Staaten beherrscht, was letztendlich zum Vorteil für den Freiraum der Kirche wurde.

Die Sprengung der Universitätskirche in Leipzig

Leipzig war seit alters her eine traditionsreiche Bürgerstadt, an der Schnittstelle zwischen bedeutenden Handelswegen im mittleren Südosten von Deutschland gelegen. Die Stadt besitzt eine der ältesten Universitäten des Landes, im 15. Jahrhundert gegründet. Es war eine freie Stadt, die traditionsreiche Messe zog zu DDR-Zeiten Tausende an und war dann für ein paar Tage das ‚Tor zum Westen'. Hier wehte seit jeher ein freier Geist, sie war keine Residenzstadt wie Dresden, sie war eine Handelsstadt, und Handel bringt bekanntlich Beziehungen zu Fremden und zu anderen Kulturen. So ist aus dieser Stadtgeschichte nachvollziehbar, warum Leipzig zu einem der Hauptschauplätze der friedlichen Revolution gegen das DDR-Regime werden konnte.
Bereits in den 1970er Jahren formierte sich in Leipzig Widerstand gegen das Regime, als im Zuge der Neugestaltung der Universität die traditionsreiche Universitätskirche St. Pauli am Augustusplatz auf Anordnung der Regierung gesprengt wurde. Vor ihrer Sprengung war die Kirche ein integraler Bestandteil des Platzensembles um den Augustusplatz, durch zahlreiche Aufnahmen, Zeichnungen, Gemälde und vor allem durch die starke Präsenz vor Ort war sie den Leipzigerinnen und Leipzigern

10 Joachim Heise: Gab es ein kirchenpolitisches Modell für Osteuropa? In: Evangelische Akademie Berlin-Brandenburg 1994 (Anm. 2), S. 27–36, hier S. 30.

● Abb. 1: Ansicht des Augustusplatzes mit abgesperrter Universitätskirche und Augusteum vor der Sprengung. Quelle: Stefan Welzk: Leipzig 1968. Unser Protest gegen die Kirchensprengung und seine Folgen. Leipzig 2011, S. 54. Archiv Bürgerbewegung Leipzig

ans Herz gewachsen (Abb. 1). Bei der Entscheidung um die Beseitigung der Universitätskirche seitens der Staatsmacht ging es weniger um einen Akt gegen die Kirchen in der DDR, sondern vielmehr speziell um die Universitätskirche, um die Verbindung einer Kirche mit einer Universität.[11] Das Monopol der Wissenschaft, der offiziellen Weltanschauung und der Erziehung beanspruchte die Staatsmacht für sich. Christliche Weltdeutung wollte man erst gar nicht in die Nähe einer Universität bringen, und dies bedeutete auch im Städtebau, hier ein starkes Zeichen zu setzten. Die Sprengung der Universitätskirche und die Schaffung eines Neubaus zeigt mit allen Mitteln den Kampf um die richtige Weltanschauung.
Seitens der Universitätsleitung, seitens der Staatsführung und seitens der Partei waren die Sprengung und der Neubau der

11 Vgl. Christian Winter: Der Weg zur Sprengung der Universitätskirche St. Pauli. In: Lux, Petzold (Anm. 3), S. 17–37, hier S. 30.

Universität an dieser Stelle angestrebt worden, 1968 erfolgte die Sprengung der Universitätskirche als auch der angrenzenden älteren Bauten der Universität. Doch viele Bürger wollten diesen Akt der Willkür nicht einfach hinnehmen. Es kam zu Protesten. Was in westlichen Demokratien normal erscheint, ist für die Verhältnisse einer Diktatur erstaunlich, da Oppositionelle mit scharfer Verfolgung rechnen mussten. Ich möchte eine Protestaktion beispielhaft herausgreifen, auch um zu zeigen, dass nicht nur Christen, sondern auch Menschen ohne diesen Hintergrund sich aufgerufen fühlten, etwas zu unternehmen. Dies ist gleichzeitig ein Beweis dafür, dass die Universitätskirche in das Gedächtnis der Stadt eingegangen war, für jedermann, und damit der eigene Lebensbereich, die eigene Identität und Zugehörigkeit zur Stadt verbunden wurden. Somit gibt es eine Ebene, die Architekturen und Stadträume neben dem ‚Weltanschaulichen', ‚Religiösen' zu einem Punkt eigener Identität, eigener ‚Heimat' macht. Es sind im Zusammenhang solcher Architekturen und Strukturen zum Beispiel biographische Erlebnisse, verbunden mit diesen Bauwerken, es können der gewohnte Blick auf eine interessant anmutende Silhouette oder auch prägende Erlebnisse und öffentliche Ereignisse in diesen Räumen sein. Fünf junge Physiker protestierten im Juni 1968 mit einer Plakataktion gegen die Sprengung der Kirche. Drei Wochen nach dem Abriss entrollte sich, ausgelöst von einem selbstgebauten, automatischen Weckermechanismus, während des Abschlusskonzertes des III. Internationalen Bachwettbewerbs in der Leipziger Kongresshalle ein gelbes, circa 1,5 Meter mal 2,5 Meter großes Plakat. Auf diesem wurde unter der Umrisszeichnung der Kirche mit dem Vermerk „1968 †", was symbolisch auf das ‚Todesjahr' der Kirche verweist, zum ersten Mal die Losung gefunden:[12] „WIR FORDERN WIEDERAUFBAU!" Stefan Welzk, einer der Beteiligten, erinnert sich: „Die Losung, drei Wochen nach der Sprengung, musste absurd anmuten. Keinen Augenblick hatten wir damals geglaubt,

12 Vgl. Dietrich Koch, Eckhard Koch: Kulturkampf in Leipzig. Denkschrift zur Wiederaufbaudebatte Universitätskirche St. Pauli. Leipzig 2006, S. 35–45.

ein Wiederaufbau sei durchsetzbar oder auch nur denkbar. Ich hatte sie gewählt, um schockartig vor Augen zu führen, dass etwas Unwiederbringliches zerstört worden war".[13]
Das Konzert mit Preisübergabe war der ideale Ort für diese Aktion: 1800 Zuhörer, typisches Kulturbürgertum spendete acht Minuten lang tosenden Beifall. Versammelt war die internationale Bach-Fachwelt, ebenso die politische DDR-Führung mit Kulturminister Klaus Gysi, dem Minister für Hochschulwesen Ernst-Joachim Gießmann, dem Leipziger Oberbürgermeister Kurt Kresse, außerdem DDR-Fernsehen und Filmemacher aus Japan.[14]
Die Akteure des Protestes sahen sich im Nachhinein harter Verfolgung und Überwachung seitens der Staatssicherheit ausgesetzt, einige flohen abenteuerlich über das Schwarze Meer und die Türkei in den Westen, andere wurden verhaftet.[15]
Die Protestierenden eigneten sich die Architektur der Universitätskirche für ihre Aktion symbolisch an, da sie nicht den wirklichen Wiederaufbau forderten. Gleichzeitig war es aber auch eine Tat, die eng mit dem Thema Stadtraum verbunden war.
Mit der Sprengung der Universitätskirche zeigt sich eine Art von räumlicher Gewalt, die typisch für unterschiedliche Ideologien mit verschiedenen Weltanschauungen und räumlichen Strategien ist: die Beseitigung der Architektur eines ‚Gegners'. Ein Beispiel ist die Gedenkstätte der Sozialisten, die Mies van der Rohe in Berlin entworfen hatte und die in den Jahren der Nazi-Herrschaft zerstört wurde, ebenfalls eindeutig eine Handanlegung an Architektur, die von weltanschaulich anderer Seite errichtet wurde. Gegensätzliche politische und philosophische Strömungen wenden Zerstörungen an ihnen unliebsamen Architekturen an, rechte und linke Strömungen, religiöse und materialistische. Der Architekturtheoretiker und Architekturlehrer Andrew Herscher unterscheidet zwischen Gewalt durch Architektur und Gewalt an Architektur.[16] Zweifellos gehört die

13 Stefan Welzk: Leipzig 1968. Unser Protest gegen die Kirchensprengung und seine Folgen. Leipzig 2011, S. 60.

14 Vgl. ebd., S. 70.

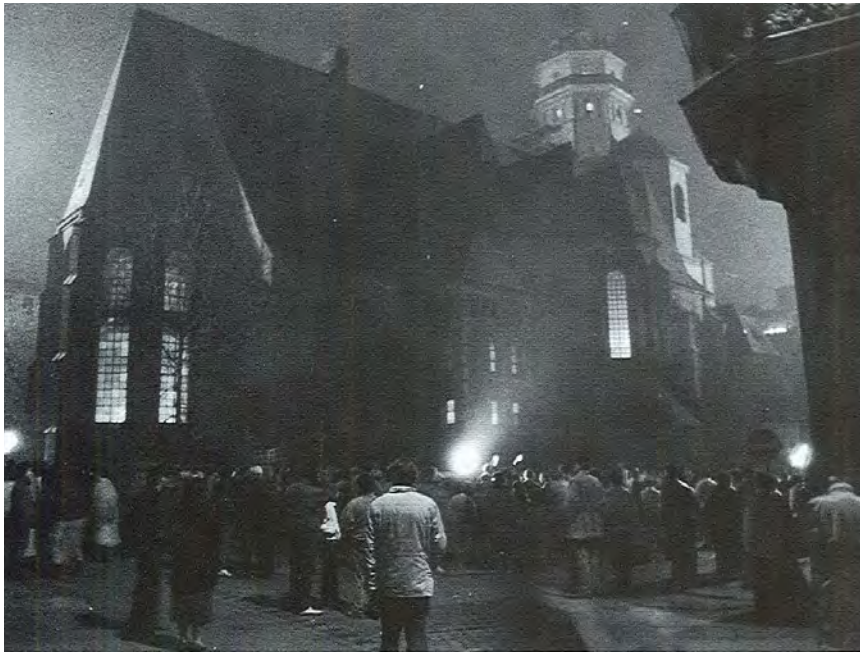
15 Vgl. ebd., S. 66–106.

16 Andrew Herscher: From Target to Witness: Architecture, Satellite Surveillance, Human Rights. In: Bechir Kenzari (Hg.): Architecture and Violence. Barcelona, Basel, New York 2011, S. 134–137.

Sprengung von Strukturen zur Kategorie Gewalt an Architektur, in vielen Fällen dann ersetzt durch Bauwerke, die Gewalt durch Architektur ausüben. Und bei diesen Beseitigungen von Architekturen im eigenen Herrschaftsgebiet ist eine Parallele zum Bau der Berliner Mauer festzustellen: die Mauer wie die Sprengungen sind vorrangig nach innen gerichtet, nicht gegen einen Feind von außen oder auf dem Territorium des Feindes, aber zur Einkesselung, wie bei der Mauer oder der Erziehung des eigenen Volkes, so im Falle der Sprengung und Errichtung neuer Strukturen. Nach außen sollen diese Art Architekturen und Akte vor allem Macht demonstrieren, aber auch nach innen. Die Berliner Mauer, um in der Kategorie von Andrew Herscher zu bleiben, ist hierbei ein typisches Beispiel für eine Gewalt durch Architektur. Das bloße physische Vorhandensein einer Struktur ist dabei die unmittelbarste Seinsweise einer gewalterzeugenden Architektur. Die Mauer blockiert vordergründig, hemmt und schließt ein. Von diesem widerständigen Moment zu unterscheiden ist die symbolische Gewalt, die Architektur auf Andersdenkende ausüben kann: das immerwährende Zeigen des Zeichens der Herrschenden, so beispielsweise das Hochhaus der ehemaligen Karl-Marx-Universität in Leipzig, das in Formensprache und Höhe eine wesentliche Dominante im Stadtzentrum wurde. Doch nicht nur neu errichtete Architekturen, eben auch jene traditionsreichen Strukturen üben Macht aus, und gerade dann, wenn sie sich über viele Jahre und Jahrhunderte in das Gedächtnis der Stadt eingeprägt haben. Diese sind oft entgegen gesetzten Weltanschauungen verhaftet und bieten, so im Fall der politischen Wende 1989, Oppositionellen aller Richtungen Raum für ihren Protest, eben weil sie ein anderer Raum sind als der von offizieller Seite ‚beherrschte'.
Um noch einmal auf die Handlung der Sprengung oder anderweitigen Beseitigung von unliebsamer Architektur zu kommen: Das Paradoxe daran ist, dass gerade die Sprengung das Zeitlich-Endliche von Architektur deutlich macht, und auch die neu errichtete symbolhafte oder vordergründig physisch-hemmende Architektur dasselbe Schicksal ereilen kann. Sie ist keinesfalls für die Ewigkeit.

Die friedliche Revolution 1989 und die Nikolaikirche

Hatte die Sprengung der Universitätskirche zu Leipzig noch kleinere Proteste gegen das Regime hervorgerufen, wurden die Oppositionellen in den 1980er Jahren immer stärker. Der Widerstand kulminierte schließlich in der friedlichen Revolution von 1989 (Abb. 2). Doch welche Rolle spielten hier Architektur und Raum?
War es 1968 ein architekturbezogener Auslöser, die Sprengung eines Bauwerkes, welcher die Proteste hervorgerufen hat, sind es 20 Jahre später Architekturen und besondere Räume, aus denen die Proteste erwuchsen. Ende der 1960er Jahre war es ein Stück Lebenswelt, ein Stück ihres Alltags, die den Menschen genommen wurde, jedenfalls empfanden es viele so. Dabei war es, wie



● Abb. 2: Montagsdemonstration – während des Friedengebetes wird die überfüllte Kirche von Tausenden Demonstranten umlagert, 13. November. Quelle: Karl Czok. Die Nikolaikirche Leipzig. Leipzig 1992, S. 110. Fotograf: Martin Naumann

gezeigt, nicht vordergründig wesentlich, ein Anhänger des christlichen Weltbildes zu sein. Auf einer höheren Ebene wurde die Beseitigung dieses Sakralwerkes dann als das verstanden, was es war: eine symbolische Kampfansage gegen traditionelle Werte und die zeichenhafte Implementierung einer neuen Herrschaft und Erziehung. Symbolhaft wurde so auch die Auseinandersetzung im Protest. Mit der damaligen Plakataktion und der unmittelbaren, utopischen Forderung nach Wiederaufbau wurde die Sprengung der Kirche nun nicht nur zur Implementierung der Herrschaft seitens der Staatsmacht, sondern auch zum Protestieren benutzt. Der Widerstand wurzelte so in der Alltagswelt und griff über in die weltanschauliche und politische Ebene. Ähnlich verhielt es sich auch während der Wendezeit, in der die Nikolaikirche nun unmittelbar den räumlichen Rahmen bot, jeweils montags aus dieser Alltagswelt auszubrechen oder sie vielmehr aufzubrechen und gleichzeitig mit den vielen Menschen im Raum nun auch einen symbolischen Protest mit der zeichenhaften, missliebigen, aber traditionsreichen Architektur zu erzeugen. Eine Gemeinsamkeit besteht auffälligerweise darin, dass es jeweils sakrale Bauwerke sind, Bauwerke eines entgegen gesetzten Weltbildes, die den Rahmen für die Gegenströmung abgaben und gleichzeitig waren es fest gegründete, ehemalige Universitätskirchen.

In Leipzig hatten sich in den 1980er Jahren Friedensgebete etabliert, jeweils wöchentlich, am Montag um fünf Uhr nachmittags. Das Friedensgebet hatte man gezielt auf den frühen Abend des ersten Arbeitstages der Woche gelegt, an dem die Menschen, mit allen Erfahrungen des Wochenbeginns erfüllt, sich sammeln, sich auf diesen Alltag beziehen, doch zugleich Distanz zu ihm gewinnen konnten. Die Eigenschaft des Werktagsgottesdiensts und die dialektische Verortung zwischen dem Bezug auf die Alltags- und Lebenswelt einerseits und deren Unterbrechung andererseits waren also bereits in den Anfängen angelegt. Das erste Friedensgebet in der Nikolaikirche fand am 13. September 1982 statt.[17] Das Publikum war stark durchmischt und umfasste

17 Vgl. Hermann Geyer: Nikolaikirche, montags um fünf. Die politischen Gottesdienste der Wendezeit in Leipzig. Darmstadt 2007, S. 84.

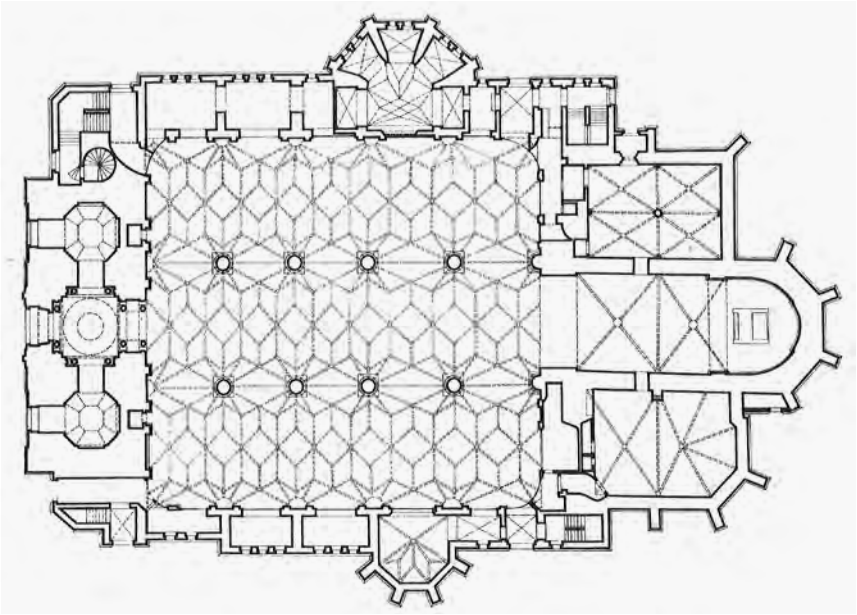
nicht nur Mitglieder der Jungen Gemeinden aus ganz Leipzig und Mitglieder anderer Gemeinden, sondern auch mehr oder weniger kirchenferne Gruppen aus der Ökologie- oder der unabhängigen Friedensbewegung bis hin zur Hausbesetzerszene. Manchmal kamen sogar unzufriedene SED-Mitglieder. Wichtig war die Einbeziehung der gesamten Stadt-Öffentlichkeit in einer Zentrumskirche, wie sie die Nikolaikirche eine ist. Um etwas über die räumliche Besonderheit dieser Stadtkirchen und ihren Bezug zur Umgebung zu sagen, soll kurz auf diesen Typus des Sakralraumes und seiner Verankerung in der Geschichte eingegangen werden.

Der Zeithistoriker Hermann Geyer beschreibt unter Bezug auf den Architekten, Stadtplaner und Stadtökologen Martin C. Neddens die Charakteristika von sogenannten „Citykirchen“.[18] Sie sind auf das gesamtstädtische Leben bezogen und hätten eine „Tempel“-Funktion im Gegensatz zu den Kirchen, die für eine überschaubare Gruppe oder für Gemeinde gebaut sind. Diese Tempel hätten primär darstellende Funktion und wären oft größer gewesen, als sie eigentlich gebraucht wurden. Der ursprüngliche Bezug nicht nur auf die Gemeinde, sondern auf die Stadt als Gegenüber ist ein wesentliches Merkmal dieser Kirchen, auch der Nikolaikirche in Leipzig. Stadtkirchen ist ein doppelter Bezug eingesenkt: auf die Religion wie auf die Stadt. Stadtkirchen in Deutschland sind so öffentliche Stadträume. Es sind Orte, die eben der Marktplatz und das Rathaus nicht bieten und auch das Internet nicht ersetzten kann. Somit nehmen gerade auch diese Sakralräume am öffentlichen Leben der Stadt teil und beleben die Urbedeutung des Wortes „Liturgie“ als „staatsbürgerliche Betätigung“ wieder neu. Die Übernahme gesellschaftlicher Verantwortung klingt im ursprünglichen Wortsinn auch des religiösen Gebrauchs immer mit.[19] Gerade die Stadtkirchen sind prädestiniert dazu, müssen aber von der Stadtöffentlichkeit, die nach Neddens eine zweite Gemeinde bildet, angenommen werden.[20]

18 Vgl. ebd. S. 194–197.

19 Ebd., S. 182.

20 Vgl. ebd., S. 197.



● Abb. 3: Grundriss der Nikolaikirche. Heutiger Zustand mit Projektionen der gotischen Gewölbe nach Karl Czok. Quelle: Karl Czok. Die Nikolaikirche Leipzig. Leipzig 1992, Einbandinnenseite. Fotograf: Martin Naumann

Von der Leipziger Nikolaikirche gingen 1989 die entscheidenden Friedensgebete aus, die in den Demonstrationen um den Straßenring der Leipziger City mündeten. St. Nikolai wurde als Kaufmannskirche im Mittelalter gegründet, war also seit ihrem Bestehen auf das engste mit der Handelsstadt Leipzig verbunden, die auch als Marktplatz Europas bezeichnet wurde. Die Kirche war mit ihren 54 Metern Länge auch eine der ersten Großbauten der Stadt (Abb. 3). Die Kaufleute müssen sehr wohlhabend gewesen sein, wenn sie sich einen solchen Monumentalbau leisten konnten.[21] Im 14. und 15. Jahrhundert erfolgten umfangreiche Um- und Ausbauten an St. Nikolai. Die geistigen Verbindungen der Protestierenden, die gegen die Sprengung der Universitätskirche St. Pauli opponiert hatten, mit den Friedensaktivisten und Demonstranten der Nikolaikirche

21 Vgl. Karl Czok: Die Nikolaikirche Leipzig. Leipzig 1992, S. 12.

von 1989 haben eine lange Vorgeschichte. Bis 1543 diente St. Nikolai als Universitätskirche, bevor die Dominikanerkirche an der Stadtmauer der Universität übereignet wurde. Es ist wohl kein Zufall, dass sich Opposition und Protest an Fragen und in Räumen entzündeten, die mittelbar oder unmittelbar mit einer Universität zu tun hatten. Der freie Geist, den die freie Forschung mit sich bringt und den sie zur Grundlage haben muss, ist traditionell mit diesen Räumen und auch mit der Nikolaikirche verbunden. Sie wurde in den nachfolgenden Jahrhunderten als ein Ort auch mit großem kunsthistorischen Wert immer wieder um- und ausgebaut und sicherte sich so die hohe Wertschätzung vieler Leipzigerinnen und Leipziger. Diese Kirche ist ein Raum, der geistig wie auch materiell über Jahrhunderte gewachsen ist. Mit seiner Ausrichtung auf das gesamte Stadtgeschick, gepaart mit der christlichen Weltanschauung in Opposition zur herrschenden SED-Regierung wurde diese Kirche, gerade auch als abgeschlossener Raum im Stadtgefüge, zu einer Keimzelle des Widerstandes. Die Kirche war zu einer spätgotischen Hallenkirche umgebaut worden, Ort der Reformation im 16. Jahrhundert und im 18. Jahrhundert wurden hier die Werke von Johann Sebastian Bach uraufgeführt. Das in breiten Kreisen der Bevölkerung tief verwurzelte Aufklärungsbewusstsein stand Pate bei der umfassenden Erneuerung des Innenraumes von 1784 bis 1796:[22] Die weit und hoch gestaltete Halle trennte man als Gemeindebereich vom hohen Chor, der nach katholischem Konzept dem priesterlichen Altardienst vorbehalten blieb, ab. Wesentliche geistig-ästhetische Quelle für die Umgestaltung war das 1768 in deutscher Übersetzung in Leipzig erschienene Werk des französischen Architekturtheoretikers, Jesuiten und Abtes Marc-Antoine Laugier *Neue Anmerkungen über die Baukunst*.[23] Ein entscheidender Faktor für die räumliche Wirkung des Kirchenprotestes aus der Nikolaikirche heraus war deren zentrale Lage in der Innenstadt. Zum anderen ist es das gut organisierte netzartige Zusammenwirken der verschiedensten Kirchen und

22 Vgl. ebd. S. 67–73.

23 Vgl. ebd. S. 72.

Gemeinden im Herbst 1989 gewesen, das die Revolution in Gang brachte, also wiederum ein räumlicher Faktor. St. Nikolai war damals nicht der einzige Schauplatz von Protesten und diesbezüglichen Veranstaltungen und Gottesdiensten. Das „Ensemble Leipziger Kirchen“[24] hatte eine räumliche Wirkung, es war ein Netzwerk, so dass an unterschiedlichsten Punkten im städtischen Gefüge der Protest jeweils punktuell in Gang kam und so aber über die gesamte Stadtfläche verteilt war. Gleichzeitig fungierten andere Kirchen gleichsam als Subzentren im Gegenüber zur Zentralfunktion der Stadtkirche St. Nikolai. Einem räumlichen Netzwerk lag so ein geistiges Netzwerk, so möchte man es nennen, zugrunde. Die heimatliche, alltagsweltliche Verbundenheit mit diesen kleineren Kirchen war auch hier, wie bereits am anderen Beispiel früher erwähnt, zu einem Teil mit ausschlaggebend für die Sympathie vieler Menschen mit der kirchlichen Opposition. Außerdem stellten sie baulich wichtige Orte dar, mit kleineren und größeren Räumen für Versammlungen, wie die Michaeliskirche am Nordplatz mit dem vorwiegend von der Jugend genutzten „Michaeliskeller“.[25]
Die Nikolaikirche war offen für alle. Diese Losung stand an der Eingangspforte in den Tagen des Umbruchs und war sowohl räumlich als auch geistig gemeint. Der ehemalige Pfarrer der Nikolaikirche, Christian Führer, erinnerte sich: „Der Raum, die Nikolaikirche, war entscheidend, innerlich und äußerlich für viele Menschen mit unterschiedlichsten Beweggründen. Wir fragten niemand, warum er in die Kirche kommt. Wir kontrollierten auch niemanden. Wir haben sie einfach alle kommen lassen“.[26]
Zu bestimmten Zeiten waren 90 Prozent Nichtchristen in den Gottesdiensten anwesend. Hier zeigten sich die Funktion der Stadtkirche als öffentlicher Raum sowie die Macht der Tradition: Noch immer war die Kirche fest im geistigen Stadtbild als Raum der Zusammenkunft verankert und konnte durch keine Neubauten des Sozialismus verdrängt oder ersetzt werden. Es war zu jener

24 Geyer 2007 (Anm. 17), S. 185.

25 Vgl. ebd., S. 187.

26 Christian Führer, zitiert nach Geyer 2007 (Anm. 17), S. 203.

Zeit ein Gebrauch sakraler Architekturen zu erleben, der durch das politische Klima gefördert wurde. Verschiedenste Fragen wurden während der Gebete behandelt, so beispielsweise die Frage nach Leben oder Bleiben in der DDR. Friedens-, Umwelt- und Menschenrechtsgruppen trafen sich. Im Herbst 1989 entwickelte sich dann ein Szenario, welches man als „Doppelritual“[27] bezeichnen kann: zuerst das Friedensgebet allwöchentlich am Montag in der Nikolaikirche und anschließend der Demonstrationszug einer um ein Vielfaches größeren Menschenmenge um den Leipziger Ring. Die Historiker Charles S. Maier, Robert Darnton und Karsten Timmer bemerkten den rituellen Charakter des Geschehens.[28] Raum wurde rhythmisch besetzt, gleichsam in einem ersten, punktuellen, sakralen Geschehen, dann in einem linearen Zug säkularer Art um die Innenstadt. Die bereits beschriebene Doppelfunktion der Stadtkirche für die Gemeinde wie für die Stadt verstärkte sich durch die Montagsdemonstrationen. Diese setzten eine Massenbewegung in der Fläche, in der gesamten ehemaligen DDR in Bewegung und führten schließlich gepaart mit den ökonomischen Schwierigkeiten des Staates und dem Reformgeschehen der anderen sozialistischen Länder sowie einer Krise der DDR-Regierung zum Umbruch.
Ein wesentliches Charakteristikum der Revolution war deren friedlicher Verlauf. Mit ausschlaggebend war hierbei die christliche Botschaft der Gewaltlosigkeit, die von den Kirchen ausging: „Der Geist des Friedens muß aus diesen Mauern herausgehen“.[29] Gerahmt von dieser Weltanschauung hatten die Proteste begonnen und sind auf die gesamte Bewegung übertragen worden. Im Gegenzug dazu machte die Staatsmacht mobil: Die SED-Führung hatte starke Verbände der Nationalen Volksarmee (NVA), der Polizei und der Kampfgruppen um die Stadt gezogen.[30]

27 Geyer 2007 (Anm. 17), S. 4.

28 Vgl. ebd., S. 3.

29 Predigt von Gotthard Weidel im Friedensgebet am 9. Oktober 1989 in der Nikolaikirche, zitiert Geyer 2007 (Anm. 17), S. 219.

30 Vgl. Kornelia Lobmeier: Friedliche Revolution. In: Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Zeitgeschichtliches Forum Leipzig (Hg.): Einsichten Diktatur und Widerstand in der DDR. Leipzig 2001, S. 190–202, hier S. 194.

Außerdem besetzten sie die Räume um die Nikolaikirche.[31] Doch zu einem Einsatzbefehl kam es nicht. Die Macht der Massen war zu groß, auch der friedliche Protest überraschte: „Wir haben mit allem gerechnet, nur nicht mit Kerzen und Gebeten […]“,[32] so der stellvertretende Staatsratsvorsitzende Horst Sindermann. Die Demonstrationen griffen 1989, ausgehend von Brennpunkten wie Leipzig, auf die gesamte DDR über: „Am 4. November versammeln sich Hunderttausende Menschen auf dem Alexanderplatz in Ost-Berlin zu einer fünfstündigen Kundgebung, die das DDR-Fernsehen überträgt. Die Redner fordern Meinungs- und Versammlungsfreiheit, freie Wahlen, den Rücktritt der Regierung, die Zulassung der Oppositionsgruppen“.[33] Die Wende war eingeleitet.

Es zeigt sich im Hinblick auf die friedliche Revolution von 1989, die größtenteils und doch nicht allein von Leipzig ausging, aber auch in Bezug auf die Sprengung der Universitätskirche in derselben Stadt, dass beide Seiten, Staatsmacht wie Oppositionelle, bestimmte räumliche Strategien und Architekturen für ihre Zwecke benutzt haben. Ein entscheidender Unterschied ist jedoch festzustellen: War die Durchsetzung der Ziele seitens der Staatsmacht größtenteils mit Gewalt oder zumindest Gewaltandrohung verbunden, verzichtete die Gegenbewegung auf physische Gewalt. Es waren friedliche Proteste, die sowohl 1968 und auch als Großdemonstrationen 1989 in Leipzig stattfanden, und dies kann man wohl am besten mit den Anschauungen begründen, die hinter den jeweiligen Gruppen standen. Die Oppositionellen kamen aus der Friedensbewegung und dann, 1989, waren es vor allem die Kirchen, die Räume für offene Gespräche bereitstellten. Die ursprünglich friedliche christliche Grundhaltung mit dem Spruch Jesu: „Liebe Deine Feinde!“ war leitend und hat sich auch auf die Großdemonstrationen in Gewaltlosigkeit ausgedrückt, während die Staatsmacht gewaltsam an der Macht war und bleiben wollte. Es lassen sich für die Raumstrategien beider Seiten, der

32 Ebd., S. 3.

31 Vgl. Geyer 2007 (Anm. 17), S. 31.

33 Andrea Mork, Dietmar Preißler, Helene Thiesen: Neue Herausforderungen 1974–1989. In: Stiftung Haus der Geschichte 2012 (Anm. 1), S. 278.

Oppositionellen wie der DDR-Regierung, erstaunliche Parallelen und damit für die Umsetzung gewaltfreier wie gewalttätiger Bewegung feststellen: Ausgehend von einer zeichenhaften Architektur, einem geschützten Raum – der Nikolaikirche – die auch Oberzentrum eines Netzwerkes war, geht die Bewegung linear – als Demonstrationszug um einen Straßenring in eine Welle über, die sich in die Fläche ausdehnt und so ein ganzes Land ergreifen kann. Auf der anderen Seite sind es symbolhafte Architekturen wie die Universitätskomplexe am Augustusplatz, die dieses Zeichenhafte im Dienste dieser Weltanschauung übernahmen. Auch hier wurde demonstriert, von Seiten der Staatsmacht, wie beispielsweise an jedem 1. Mai.

Die Nikolaikirche als ein geschützter, traditionsreicher Kunstraum, der tief im Bewusstsein der Stadtbevölkerung verankert war, war der Ausgangspunkt für die Demonstrationen in Leipzig. Es stellte ein entscheidendes Kriterium dar, dass er Oberglied in einer netzwerkartigen, gut organisierten Struktur war. Somit kann man diese Art von traditionsreicher Kirchenarchitektur in diesem Netzwerk mit diesen Kunstgütern und dieser Symbolik als eine Gewalt abwendende Architektur bezeichnen. Die Kirche war ein Ort, an dem man Vergebung und Nächstenliebe predigte, und diese geistige Grundhaltung verbanden die Veranstalter und die Besucher mit der Architektur und dem Raum: „Der Geist des Friedens muß aus diesen Mauern herausgehen“.[34] Dieser Wahlspruch einer Predigt in der Nikolaikirche kann als Grundlage der gesamten Montagsgebete und des Verlaufs der politischen Wende angesehen werden. Hinzu kam die Lage des Sakralraumes inmitten der Stadt, umgeben von dem Straßenring, der für die Demonstrationen quasi um diesen Punkt herum wie um einen Kultgegenstand oder Altar genutzt wurde. Diese kreisende, rhythmische Bewegung jede Woche war eine auffällige Gestalt, sowohl der Gewaltlosen wie der Gewaltbereiten, die ebenfalls einen Ring um das Kirchengebiet und um die Stadt

34 Gotthard Weidel, zitiert nach Geyer 2007 (Anm. 17), S. 219.

zogen. Das Aufeinanderprallen von Staatsgewalt und gewaltlosen Demonstranten in ihren jeweiligen Räumen und Architekturen zeigt, dass immer bestimmte Weltanschauungen hinter der Nutzung und Besetzung von Räumen stehen und ohne diese die baulichen Strukturen ihren menschlichen Sinn verlieren.
„Gewalt erzeugt Gegengewalt“ – dieser Spruch ist bekannt, doch im Hinblick auf den Herbst 1989 in der DDR kann man eventuell auch sagen – „Gewaltlosigkeit erzeugt Gewaltlosigkeit“.

KATJA FRIEDRICH

Vom Gebrauch ausgehen

Selbstbestimmte Raumaneignung ermöglichen

Der Aufsatz ist ein Plädoyer für das Ermöglichen selbstbestimmter Lebensweisen fernab festgelegter Architekturkonzepte, die Nutzer einschränken und normieren. Anhand eines Atelierbaus in Köln und der Gebrauchsgeschichten seiner Bewohner werden Raumaneignungsprozesse aufgezeigt. Dabei wird gezeigt, dass gerade eine erfolgreiche Raumaneignung über das Gelingen von Architektur entscheidet. Im selbstbestimmten Handeln erwächst ein je eigener Stil, der als äußerer Ausdruck des Selbst sichtbar wird, eine Wohlfühl-Atmosphäre schafft und das Zuhause als einen eigenen Geborgenheitsraum erlebbar macht.

Selbstverständlich sollten die Konzeption des Gebauten an den Anforderungen des Alltags ausgerichtet und das architektonische Raumverständnis von den Bedürfnissen der Nutzerinnen und Nutzer abgeleitet werden. Dennoch ist eine Auseinandersetzung mit der Perspektive der Bewohnerinnen und Bewohner in den Architekturdiskursen und der Architekturausbildung kaum zu finden. In diesem Beitrag soll mithilfe konkreter Beispiele veranschaulicht werden, was Raumaneignung heißt: Vier Berichte gelebter Situationen zeigen den je individuellen Zusammenhang von Zuhause, Selbstbestimmung und Wohlbefinden. Als Fallbeispiel dient das im Jahr 2000 fertiggestellte *Kölner Brett*, ein viergeschossiger, innerstädtischer Atelierbau der Architekten Brandlhuber und Kniess (b&k+) in Köln. Der Beitrag plädiert dafür, den Fokus der Architekturtheorie von der Auseinandersetzung mit dem physisch Gebauten hin zum Umgang des Menschen mit Architektur zu verschieben.

Das auf optische Effekte und technische Neuheiten fokussierte Selbstverständnis der Architekturszene wird zunehmend

erweitert.[1] Gerade die Philosophie eröffnet Möglichkeiten, Architektur jenseits baukonstruktiver, ökonomischer und baustilistischer Dimensionen zu befragen. Im Anschluss an Martin Heideggers Auffassung, dass Bauen und Denken im Dienst des Wohnens stehen, möchte ich das Augenmerk auf den Gebrauch legen.[2] Wobei im Folgenden unter Wohnen ganz allgemein das Bleiben und Sich-Einrichten an einem bestimmten Ort verstanden wird.

Grundlegend für die Untersuchung von Raumaneignungen ist die Konzeption des „gelebten Raums“. Jenseits mathematisch-abstrakter Raumkonzepte versteht der Philosoph und Psychologe Karlfried Graf von Dürckheim Raum als „erlebte Bedeutsamkeit“, als „Ausdrucks-, Bewährungs- und Verwirklichungsform des in ihm lebenden und erlebenden und sich zu ihm verhaltenden Subjekts“.[3] Zum gelebten Raum gehören Handlungs- und Stimmungsraum, also sowohl alltägliche Verrichtungen wie auch an den Menschen gebundene, leibliche Wahrnehmungen und deren persönliche Interpretationen. Aber welches methodische Vorgehen kann dieser Einsicht Rechnung tragen, will man individuelle, teils unbewusste Dimensionen des gelebten Raums einbeziehen?

Eine Möglichkeit bietet die phänomenologisch-hermeneutische Architekturtheorie.[4] Sie versteht sich als empirisch begründete Architekturwissenschaft und knüpft an lebensweltliche Bedeutsamkeiten an. Denn nicht die Architektur, sondern der Mensch, der sich zur Architektur wohnend, entwerfend und bauend

1 So greift die Architekturzeitschrift *Arch+* erstmalig und zugespitzt das Wohnverhalten in Form des Putzens eines preisgekrönten Gebäudes aus der Perspektive der spanischen Putzfrau Guadalupe Acedo auf. Auf humorvolle Weise werden Gebrauchsweisen wie der Transport eines Staubsaugers statt avantgardistischer Besonderheiten dargestellt. Vgl. Ila Bêka, Louise Lemoîne: Koolhaas Houselife – Wie putzt man ein monument historique? In: Arch+ Zeitschrift für Architektur und Städtebau 218 (2014), S.110–113.

2 Vgl. Martin Heidegger: Bauen Wohnen Denken. In: Ulrich Conrads, Peter Neitzke (Hg.): Mensch und Raum. Das Darmstädter Gespräch 1951. Braunschweig 1991, S. 101.

3 Karlfried Graf von Dürckheim: Untersuchungen zum gelebten Raum. Erlebniswirklichkeit und ihr Verständnis. Systematische Untersuchungen II. 1932. Wiederveröffentlichung hrsg. v. Volker Albrecht, Jürgen Hasse, Ellen Sulger. Frankfurt a. M. 2005, S. 16.

4 Vgl. Achim Hahn: Architekturtheorie. Wohnen, Entwerfen, Bauen. Wien 2008.

verhält, steht im Mittelpunkt einer solchen Architekturtheorie.[5] Mit ihrer Hilfe lassen sich Raumaneignungen als lebensweltliche Mensch-Umwelt-Beziehungen erforschen. Die konkrete Lebenswelt samt unserem unbewussten Vorverständnis im Alltag sind dabei Ausgangs- und Bezugspunkte.

Im hier beschriebenen Untersuchungsfall bildet die Beispielhermeneutik als phänomenologisch-hermeneutische Methodologie den Rahmen.[6] Der Architekturtheoretiker Achim Hahn beschreibt, wie die Beispielhermeneutik aus einem Exempel Prinzipien ableiten kann und sich Theoreme aus dem konkreten Leben extrahieren lassen.[7] „An den Beispielen interessiert, dass sie die Forschung auf etwas Prinzipielles führen. Denn allein das besondere, konkrete Beispiel leitet uns zu dem, wofür es Beispiel ist“.[8]

Ausgangspunkt der Methodik ist es, die Menschen zum freien Erzählen über ihren Umgang mit Wohn- und Lebensraum zu bringen. Unter Vermeidung konkreter Fragestellungen und Thesen legen gerade ausführliche, von den Erzählenden selbst gesteuerte Schilderungen komplexe Lebenszusammenhänge und hierin eingebettete Verhaltensweisen dar.[9] In den Beschreibungen tauchen Werte, Erfahrungen und Bedingungen auf, die die Basis der wissenschaftlichen Interpretationen bilden und letztendlich in grundlegende Erkenntnisse zur Raumaneignung überführt werden können. Der Philosoph und Jurist Wilhelm Schapp vergleicht dies mit der Beziehung von Gesetz und Einzelfall: „Das Gesetz ist nichts ohne den Einzelfall. Der Einzelfall ist nichts ohne das Gesetz“.[10] Beide tragen sich gegenseitig, wobei der Fall sich nicht den allgemeinen Regeln des Gesetzes unterordnet, sondern das Allgemeine konkret macht.

Die hier präsentierte Untersuchung basiert auf Berichten von vier Nutzerinnen respektive Nutzern über ihren persönlichen Prozess des Einrichtens und fördert anhand dieser Zeugnisse zutage, was (selbstbestimmte) Raumaneignung ist. Theorie und Praxis sind dabei verzahnt, denn das Beispiel (Praxisfall) steht für ein lebensweltlich wirksames Prinzip (Theorem). Methodisch orientiert sich der Beitrag an offenen rekonstruktiven Vorgehensweisen wie der ‚Grounded Theory‘.[11] Für die Gewinnung von Verhaltensprinzipien aus den empirischen Daten wurden zudem externe Grundlagen (beispielsweise der Phänomenologie und Raumtheorie)[12] zu Hilfe genommen. Dabei galt es, fallspezifische (an Bauformen gebundene Aneignungen) und allgemeine Theorien (beispielsweise die Raumaneignung als Verankerung des Selbst) zu unterscheiden. Bei allgemeinen Prinzipien der Raumaneignung spielt es im Gegensatz zu fallspezifischen Lösungen keine Rolle, ob es sich um das *Kölner Brett* oder um eine Gründerzeitwohnung

5 Allgemeine Lehrhaltung im Bereich der Architekturtheorie am Institut für Baugeschichte, Architekturtheorie und Denkmalpflege der Technischen Universität Dresden, geleitet von Prof. Dr. Achim Hahn.

6 Die Untersuchung stützt sich erstens auf die Phänomenologie, die dem Freilegen des Verborgenen vor allem im Kontext von Alltagserfahrungen dient. Mit Verborgenem ist dabei das Unbewusste, weil Selbstverständliche unserer Lebenswelt und unserem Handeln Zugrundeliegende gemeint. Eine zweite Grundlage ist die Hermeneutik, die dem Sinn-Verstehen (nicht Erklären) menschlicher Lebensäußerungen dient. Vgl. Siegfried Lamnek: Qualitative Sozialforschung. Methodologie. Weinheim 1995.

7 Vgl. Achim Hahn: Erfahrung und Begriff – Zur Konzeption einer soziologischen Erfahrungswissenschaft als Beispielhermeneutik. Frankfurt a. M. 1994; Ders.: Gebrauch und Geschmack – Architektonisches Verhalten im Kontext der Lebensführung. Die ‚Architektur der Gesellschaft‘ aus Sicht der phänomenologisch-hermeneutischen Soziologie. In: Joachim Fischer, Heike Delitz (Hg.): Die Architektur der Gesellschaft. Theorien für die Architektursoziologie. Bielefeld 2009, S. 79–108.

8 Achim Hahn: Erlebnislandschaft – Erlebnis Landschaft? Atmosphären im architektonischen Entwurf. Bielefeld 2012, S. 21.

9 Über die sprachliche Vermittlung von Erfahrungen können Außenstehende Hintergründe über die Bedeutung der Architektur erhalten. Verstehen und Deuten sind situativ, das heißt, mit der Veränderung der Situation ändern sich auch Wahrnehmung und Perspektive. Aufgrund dieser Situations- und Akteurgebundenheit des subjektiven Sinns von Handlung und Deutung ist dem wissenschaftlichen Beobachter das Verständnis, wie es der Handelnde selbst erfährt, nie in identischer Form zugänglich. Eine theoretische Grundlage dieser Vorgehensweise schuf der Phänomenologe Wilhelm Schapp. Vgl. Wilhelm Schapp: In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding. Frankfurt a. M. 2004.

10 Ebd., S. 109.

11 Vgl. Uwe Flick: Qualitative Sozialforschung, Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Hamburg 1998, S. 82; vgl. Anselm L. Strauss: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München 1998, S. 30.

12 Neben den Arbeiten von Achim Hahn wurden methodologische Grundlagenwerke von Uwe Flick sowie Anselm Strauss genutzt. Wichtige Quellen im Teilgebiet ‚gelebte Räume‘ sind unter anderem die Philosophen Bernhard Waldenfels, Otto-Friedrich Bollnow, Elisabeth Ströker, Hermann Schmitz, Maurice Merleau-Ponty und natürlich Karlfried Graf von Dürckheim. Zur Selbstbestimmung dienten die Schriften von Helmuth Plessner, Erich Rothacker, Martin Seel, Friedrich Kambartel, Charles Taylor sowie Undine Eberlein. Beim Begriff Aneignung wurden die Grundlagen der Umweltpsychologie von Lenelis Kruse, Carl-Friedrich Graumann, Paul-Henry Chombart de Lauwe und Andrea Petmecky genutzt.

handelt, da Raumaneignungen überall stattfinden. Lediglich der Grad des Gelingens und Wohlfühlens kann aufgrund der baulichen Gegebenheiten und Gebrauchsweisen unterschiedlich ausfallen. Das *Kölner Brett* ist ein offenes Gebäude, das diverse Möglichkeiten der Nutzung sowie Ausgestaltung zulässt. So war es methodisch naheliegend, einen solchen Gebäudetypus zu wählen, um erfahren zu können, was beim Prozess der Raumaneignung im Allgemeinen geschieht.
Ergebnisoffene Vorgehensweisen, wie die hier gewählte, werden als gegenstandsbegründete beziehungsweise -verankerte Theoriebildung bezeichnet. Sie problematisieren gerade im Kontext neu zu untersuchender menschlicher Verhaltensweisen bestehende Forschungsansätze durch Thesenbildung. Denn ginge man von einer konkreten Annahme aus, so bliebe die Wahrnehmung im Laufe der Forschung voreingenommen und mit der Selektion der über die Grundthese hinausreichender und widersprechender Daten wäre es unwahrscheinlich, dass Neues entdeckt wird.[13] Eine lebensweltlich verankerte und empirisch begründete, offene Vorgehensweise lässt nach und nach im Zusammenspiel mit externen Grundlagen eine dem Forschungsgegenstand angemessene Theorie emergieren.[14]

Das Kölner Brett – empirisches Hilfsmittel und gebautes Vorbild

Das *Kölner Brett*[15] präsentierte sich auf besondere Weise unbestimmt und unfertig. In Veröffentlichungen wurde das Gebäude als ‚New Loft' umschrieben, denn es bietet unkonventionelle, bis zu sechs Meter hohe Räume mit sichtbaren Betonwänden

13 Vgl. auf den Wissenssoziologen Karl Mannheim Bezug nehmend: Ralf Bohnsack: Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in die Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. Opladen 1991, S. 31.

14 Vgl. ebd. S. 32; vgl. Achim Hahn: Wohnen als Erfahrung. Reflexionen und empirisch-soziologische Untersuchungen zur Pragmatik des Wohnens. Münster 1997, S. 29–31.

15 Der Name des Gebäudes stammt von seiner Adresse *Am Kölner Brett*, welches auf das erste Kölner Brett, einer Gardinenaufhängung, die früher dort hergestellt wurde, zurückgeht.

● Abb. 1: Das *Kölner Brett* von der Helmholtzstraße aus, Foto: Friedrich, 2006

und Eichendielen.[16] Dieses Gebäude schien geeignet, um facettenreiche Aneignungsprozesse zu beobachten. Nicht zuletzt die Bezeichnung „Atelierhaus" machte vielfältige Nutzungen erst möglich, denn es handelt sich rechtlich um eine gewerbliche Zuordnung, baulich hingegen wurden auch Wohnstandards erfüllt. So sind Gewerbe, Wohnen sowie Mischformen möglich.
Der einfache Kubus des *Kölner Bretts* (Abb. 1) ist durch die Ineinander-Stapelung von stehenden und liegenden Modulteilen entstanden. Die Gesamtmaße des Gebäudes betragen: (knapp) 30 Meter Länge, 12 Meter Höhe, 15.60 Meter Tiefe plus acht Meter für den rückseitig auskragenden Erschließungsanbau. Die zwölf einzelnen Module mit je rund 100 Quadratmeter Grundfläche sind horizontal und vertikal miteinander verschaltbar. Dies wird über

16 Erstes Interesse am Gebäude als Untersuchungsbeispiel weckte die Publikation *Nicht wie gewohnt*, die die Räume im *Kölner Brett* als nutzungsneutral beschrieb (Ludger Fischer: Zwölf Kölsch. Atelier- und Wohngebäude ‚New Loft'. In: Nicht wie gewohnt. Bauwelt 33 (2000), S. 20–25). Wie so oft in Architekturbeschreibungen wird das Lob früh ausgesprochen, denn was bedeutet nutzungsneutral überhaupt? Kann eine solche Aneignungsoffenheit nicht erst nach dem Ingebrauchnehmen seiner Bewohner festgestellt werden?

Trockenbauteile gewährleistet. Das Atelierhaus sollte gemäß des Investors Anton Mertens ein „bezahlbares Loftgefühl“ im Kölner Stadtteil Ehrenfeld ermöglichen. Die Erschließung mit Vorgartenqualität, die Dachgärten sowie die ungewöhnliche Gebäudestruktur sollten die Nutzerinnen und Nutzer herausfordern, so die Architekten.[17]
Zum Besonderen des *Kölner Bretts* gehört das Rohbauhafte, welches unter anderem den sichtbaren Betonflächen und dem fehlenden Bäder- und Kücheneinbau geschuldet ist. Auch sind die Modulmaße sowie deren Verschaltbarkeit ungewöhnlich. Die zwölf Grundmodule setzen sich jeweils aus einem sechs Meter hohen und einem drei Meter hohen Raumteil zusammen. Einige verfügen über einen Dachaufstieg und so bietet sich den Inhabern dieser Module die Option der Dachnutzung. Diverse Sekundärstrukturen wie Galerien oder Wandabtrennungen sind möglich. Der fehlende Küchen- und Bädereinbau führte, je nach Nutzungsart, zu sehr unterschiedlichen und von den Bewohnern selbst bestimmten Realisierungen. Deren Variabilität in Art und Größe wird durch die selbst zu bestimmende Lage innerhalb des Moduls, mittels diverser dafür vorgesehener Anschlüsse, noch erhöht. Zusammenschaltung und Trennung der Module sind baukonstruktiv vorgesehen und wurden bereits mehrfach realisiert.

Die Untersuchungsfälle

Die vier bearbeiteten Praxisbeispiele umfassen unterschiedliche Lebenssituationen im *Kölner Brett*, die in den Jahren 2006 und 2007 bezüglich ihrer Aneignungspraxis vor Ort untersucht wurden. Die Personen unterscheiden sich in Alter, in Art der Nutzung (Wohnen, Gewerbe, Mischnutzung), in ihrem Eigentumsverhältnis und in ihrer Nutzerkonstellation (Familie, Paar, Single, Arbeitsgemeinschaft). Gemein ist allen

17 Ausführliche Gespräche mit den Architekten sowie dem Investor wurden in den Jahren 2006 und 2007 geführt, ebenso wie die Gespräche mit den verschiedenen Nutzern im Kölner Brett.

● Abb. 2: Dentallabor, Foto: Friedrich, 2006

Untersuchungsteilnehmern die positive Grundhaltung zu heller, großzügiger Architektur und sichtbarem Beton. Wie ein Gesprächspartner sagte: „Wer Stuckdecken oder kleine abgetrennte Zimmer sucht, ist hier nicht eingezogen“. Der folgende Einblick zeigt den Stand der Untersuchungsjahre 2006/07.
Der erste Fall ist ein Dentallabor, welches von einem älteren Ehepaar betrieben wird. Es handelt sich um eine gewerbliche Nutzung mit etwa zehn Mitarbeitern. Die Räumlichkeiten werden zusätzlich für Kunstausstellungen genutzt (Abb. 2). Die Inhaber sind Erstnutzer und Mieter des horizontal verschalteten Doppelmoduls mit ebenerdigem Hauptzugang. Für den Zusammenschluss ihrer Module wurde die Trennwand herausgenommen und an einer inneren Fassadenseite gelagert, um sie gegebenenfalls einer zukünftigen Nutzung wieder zuzuführen. Diverse betriebsspezifische Einbauten wie Umkleide, Büro und Lager sowie technische Anlagen wurden getätigt. Der Hauptraum

mit Maschinenarbeitsplätzen weist über die gesamte Fläche von knapp 60 Quadratmetern die großzügige Höhe von sechs Metern auf.
Beim zweiten Fallbeispiel handelt es sich ebenfalls um eine Erstnutzung, diesmal eines in den beiden obersten Etagen liegenden Einzelmoduls inklusive Dachzugang. Die hier allein lebende Person betritt die Eigentumswohnung von der Terrasse kommend über einen schmalen Steg. Von der sechs Meter hohen, sehr hellen Küche mit einer kleinen, selbst eingebauten Galerie gelangt man in die oberen Etagen (Wohnbereich mit abgetrenntem Bad und Dachfläche). Über dem Dachaustritt ließ sich der Eigentümer nachträglich ein kleines massives Haus aufbauen, um den Dachgarten für sich optimal nutzen zu können.
Eine zur Miete wohnende Familie ist der dritte Fall. Vater, Mutter, Kind und Hund bewohnen ein Einzelmodul ohne Etagensprung, ebenfalls mit Zugang über den Laubengang, welcher mit großer Freude als Terrasse in Anspruch genommen wird. Die Familie ist Zweitnutzer. Zuvor war in diesem Modul ein Büro untergebracht. Bereits zu dieser Zeit kam es zu kleineren Veränderungen auf der 100 Quadratmeter großen Fläche. Es wurden ein kleines Bad sowie ein Abstellraum eingebaut. Zudem wurde eine Schiebetür zwischen dem sechs Meter hohen hinteren Raumteil und dem flacheren, am Eingang befindlichen Teil vorgenommen. Die Familie selbst änderte während ihrer Jahre des Gebrauchs lediglich ihre Einrichtung und Funktionszuordnung.
Eine Mischnutzung ist der vierte Fall. Es handelt sich um einen Showroom zur Präsentation von Kleidung und Schuhen sowie um eine Wohnnutzung durch zwei Personen. Die beiden Betreiber sind Zweitnutzer und Mieter eines horizontal verschalteten Doppelmoduls. Sie verfügen über einen Dachausstieg und mieten ein Drittel der Dachfläche. Ihr Modul war zuvor ein Dreiermodul, welches nun wieder getrennt wurde. Die Betreiber des Showrooms ließen diverse Änderungen vor ihrem Einzug vornehmen. Beispielsweise wurde eine hängende Toilette entfernt und die Lage der Küche verändert. Andere, bereits zuvor getätigte Einbauten wie eine Galerie und ein kleiner, abgeschlossener Raum, der über eine weitere Galerie erreicht wird, wurden für gut befunden und genutzt.

Gelebter Stil resultiert aus Entscheidungen und Bedeutungszuweisungen

Bei der Untersuchung von Raumaneignung zeigte sich, dass in den Wohn- und Gewerberäumen ein je eigener, zur jeweiligen Person (oder Personengruppe) passender Stil im Sinne einer Lebensweise zum Ausdruck kommt. Der Mensch wird sich seiner selbst ansichtig, weil der eigene Stil als äußerer Ausdruck des Selbst und seiner Lebensform leiblich wahrnehmbar wird. Damit kann sich der Mensch ‚wohnend' erleben, sich reflektieren und neu bewusst werden. Somit offenbart sich eine Beziehung von Wohnen, Selbsterkenntnis und Selbstbestimmung.
Intendiert oder nicht – der Stil wird sichtbar, denn er ist die Folge des Lebens selbst. Stil ist dabei kein Entwurf im Sinne eines Designs, sondern ein anhaltender Prozess des Gestaltens. Denn den Situationen Gestalt zu geben, die nicht durch Mittel und Zwecke unseres Lebens festgelegt und festlegbar sind, ist eine Notwendigkeit.[18] Theoretisch kann sich der Mensch über Situationen erheben, praktisch muss er sie bewältigen, das heißt Probleme lösen.[19] Im Kontext der Raumaneignung entwickeln wir somit, auf eigene Bedürfnisse reagierend, unseren Stil als Ausdruck unseres Selbst.
Im Alltag heißt das: Wer Betonnester zu dunkel findet, überstreicht diese mit einer weißen Pigmentschicht oder entscheidet sich gegen einen Sichtbetonbau wie das *Kölner Brett*. Situationsspezifische Lösungen sind aber immer auch mit einer individuellen Bedeutungszuweisung der Nutzerinnen und Nutzer verbunden.[20] Die Dinge unseres Lebens sind nicht nur formal unbestimmt, sondern auch in ihrer Bedeutung relativ offen.[21]

18 Vgl. Friedrich Kambartel: Philosophie der humanen Welt. Frankfurt a. M. 1989, S. 104.

19 Vgl. Erich Rothacker: Philosophische Anthropologie. Bonn 1982, S. 157.

20 Aussagen wie „wohnlich statt clean" oder „reduziert" sind keine Raumeigenschaften sondern Interpretationen der jeweiligen Bewohner. Hinzu kommt, dass unter „wohnlich" auch sehr unterschiedliche Vorstellungen im gleichen Gebäude zu finden waren, die jeweils mit der Wohngeschichte (WG, Elternhaus, früheres Loft) in Verbindung stehen.

21 Zur Unbestimmtheit der Dinge und Offenheit des Wohnens ausführlich: Vgl. Katja Friedrich: Geplante Unbestimmtheit. Aneignungsoffene Architektur für Selbstbestimmung im gelebten Raum am Beispiel des Kölner Bretts. Aachen 2011, S. 201–207.

Zugeschriebene Eigenschaften wie cool und edel (so einige Bewohner über Beton) sind keine Materialwirkungen, sondern Empfindungen und Deutungen eines Menschen im Kontext einer konkreten Situation.[22]
Die Handlungen und Entscheidungen der Raumaneignung und die Erfahrungen der Bewohnerinnen und Bewohner sind miteinander verwoben. Die Bedeutungen für die Nutzerinnen und Nutzer sind nur über ihre Gedankenwelt (also ihre persönliche Geschichte)[23] erlebbar. Aber erst die hermeneutische Vorgehensweise über offene Gespräche ermöglicht die Interpretation von Raumaneignung, denn die Versprachlichung der erlebten Wohn-Geschichten lassen auch Unbewusstes ins Bewusstsein rücken. Außenstehende können nur über die Welt der Nutzerinnen und Nutzer versuchen, deren Vorgehen und Leben zu verstehen. Eine Besichtigung oder gar nur eine Interpretation über Fotos reichen deshalb nicht aus, um nachzuvollziehen, wie sich Menschen einen bestimmten Raum mit ihrer derzeitigen Lebenssituation aneignen.

Raumaneignung ist Formgebung des eigenen Lebens

Zur Formgebung des eigenen Lebens gehören praktische Entscheidungen und Bewertungen wie: Wo schlafe ich? Wo kochen wir und wo empfangen wir Gäste? Was finde ich gemütlich?

22 Materialien wie Beton als Bedeutungsträger beschreibt auch Gernot Böhme. Was in seinen Darlegungen jedoch zu kurz kommt, ist, dass der Faktor Mensch mehr als bloßer Empfänger von Atmosphären ist. Bei Böhme spielt die eigene Gestimmtheit des Subjekts kaum eine Rolle. Nur die Erfahrungen, die an Wissen und kulturelle Herkunft gebunden sind, beeinflussen die Raumempfindung. Beispielsweise zitiert Böhme die Publikation *Die Sprache der Materialien* von Thomas Raff und die darin dargestellte, veränderte Interpretation der ästhetischen Wirkung von Beton zu Beginn des 20. Jahrhunderts. (Vgl. Gernot Böhme: Architektur und Atmosphäre. München 2006, S. 18, 160.) Die Wirkung eines Materials ist jedoch immer situativ an einen empfindenden Menschen gebunden.

23 Der Begriff der Geschichte wird hier in einer komplexen Weise verstanden: Die erzählte Geschichte (empirische Datengrundlage) ist ein sprachliches, in Alltagsgegebenheiten eingebettetes Phänomen. Diese Geschichte umfasst Biographisches sowie Sinnbezüge zwischen Ereignissen individueller und kollektiver Art. Eben weil der Mensch immer in Geschichten verstrickt ist (vgl. Schapp), kann er vor allem im Kontext dieser Wohn-Geschichten auf implizite Weise über seinen alltäglichen Umgang mit den architektonischen Bedingungen berichten.

Das Formen des Lebens betrifft ebenso die Einrichtung, die Spezialanfertigung von Möbeln und, wie im besonderen Fall des *Kölner Bretts*, bauliche Eingriffe.
Beispielsweise sieht ein junges Paar (der Mann ist Künstler) beim Einzug zunächst eine tolle Partywohnung, die man auch für Ausstellungen nutzen könnte. Später ändert das Paar mit der Geburt eines Kindes ihre Sicht (Abb. 3). Die Ruhe für ein schlafendes Kind steht im Vordergrund und so nutzen sie den schönsten Bereich ihrer Wohnung „nur“ zum Schlafen.[24] An diesem Beispiel ist zu erkennen, dass Raumaneignung ein offener, zugleich aktiver und passiver Prozess ist, der von situationsspezifischen Rahmenbedingungen und deren Beurteilungen geprägt wird. Das heißt eine Lebensveränderung erfordert gegebenenfalls eine Veränderung im Wohnverhalten. Es muss reagiert oder zumindest Stellung bezogen werden, ganz im Sinne der Lebensführung. Die konkrete Lösung wird jedoch von den Nutzenden selbst bestimmt (das ist die aktive Seite von Raumaneignung und Selbstbestimmung, die immer auch kleine Freiräume bereithalten). Der Philosoph Martin Seel beschreibt es so: „Sie haben keine Wahl, ob sie die Wahl haben wollen. Sie stehen vor der Wahl, sich diesen oder jenen Möglichkeiten zu überlassen“.[25]
Das selbstbestimmte Formen vieler Details entwickelt sich aus dem eigentlichen Leben und beim Gebrauchen. Formgeben heißt eigene Lösungen finden. Am Beispiel Dachausstieg und Dachnutzung zeigt sich, dass einmal ein massives Haus, einmal ein Zelt und einmal ein Grill mit ein paar Stühlen den Nutzenden als angemessen erscheinen. Ein Bewohner des *Kölner Bretts* befand den ursprünglichen Dachausstieg über Treppe und Schiebefenster als ungeeignet. Es könne hereinregnen und ohne Dachaufbau fehlen beispielsweise Schatten und Windschutz bei

24 Dieser Abschnitt basiert auf Aussagen von Bewohnern und Gewerbetreibenden. Die Erzählungen wurden in den Jahren 2006 und 2007 von mir im *Kölner Brett* aufgenommen und in den folgenden Jahren wissenschaftlich ausgewertet. Dies gilt auch für weitere bewohnerbezogene Zitate und Aussagen im Text.

25 Martin Seel: Sich bestimmen lassen. Studien zur theoretischen und praktischen Philosophie. Frankfurt a. M. 2002, S. 275.

Abb. 3: Sechs Meter hoher Schlaf- und Arbeitsbereich, Foto: Friedrich, 2007

der Dachgartennutzung. Der besagte Nutzer ließ sich deshalb einen sehr aufwendigen Aufbau über seinen Dachausstieg realisieren. Die Architekten von b&k+ sagten später, diese Lösung hätte so kein anderer für ihn finden können.[26] Es ist eine ganz individuelle Antwort auf ein eigenes Bedürfnis.
Ebenso sind die Deutungen aller Raumelemente sehr vielfältig und mit den eigenen Lebensbiographien, Erfahrungen und Vorlieben verbunden. Beispielsweise wird die schwere Eingangstür aus massivem Holz (ohne Flur oder Zwischenraum) auf je eigene Art interpretiert. Die direkte Öffnung nach Draußen sei „eine wunderbare Beziehung zwischen Innen- und Außenraum“, so ein Bewohner. Ein anderer Nutzer würdigt die Tür als „sicherheitsstiftend“. Und die offenen Türen symbolisieren Vertrauen und gelten als Einladung einzutreten, so weitere Bewohner.

Die eigene Wohn-Atmosphäre stiftet Geborgenheit

Indem der eigene Stil gelebt und gestaltet wird, erwächst eine besondere Raum-Atmosphäre, in der sich die Wohnenden wohlfühlen. Der gelebte Stil ist dabei optischer Ausdruck und Gefühl einer Lebensweise. Die selbst geschaffene, als angenehm empfundene Atmosphäre wird von den Bewohnerinnen und Bewohnern im *Kölner Brett* als etwas Eigenes (nicht im Sinne von Besitz) beschrieben, das Sicherheit stiftet. Dieses positive Raumverhältnis ist nicht einfach gegeben, sondern Ergebnis einer Aneignungsleistung. Atmosphäre ist hierbei keine Raumeigenschaft, sondern empfundene Überlagerung innerer (zum Beispiel Sorge oder Verliebtheit) und äußerer Stimmungen (zum Beispiel Farb- und Lichtsituation).
Mit dem Wohlfühlen in der selbst geschaffenen Atmosphäre erwächst eine Identifikation mit dem Raum. Dazu gehören die Würdigungen der selbst kreierten Lösungen (wie zum Beispiel der Dachaufbau, die für sinnvoll befundene Raumaufteilung oder

26 Reaktion der Architekten bezüglich des Dachaufbaus aus den Jahren 2006 und 2007.

der zusätzlich geschaffene Raum auf einer Galerie, Abb. 4) und Gewohnheiten (wie die Sonnenbeobachtungen je nach Tages- und Jahreszeit).
Gelungen ist der Prozess der Raumaneignung, wenn positive Empfindungen mit Aussagen wie „wir wollen hier bleiben“, „das ist eine Oase“, „wir gehen kaum aus, weil wir uns hier so wohl fühlen“ verdeutlicht werden. Nicht zuletzt bietet ein Zuhause einen Ort, wo man so sein kann, wie man ist.[27] Das Zuhause ist privater „Ort des geglückten Bei-sich-Seins“, der sich für die Verwirklichung von Isolations- und Integrationswünschen eignet, so der Philosoph Sloterdijk.[28] Man hat die Möglichkeit zur Selbstbestimmung, zur Selbsterkenntnis und zum Sich-selbst-erleben.
Begreift man den Wohnraum als Ausweitung des leiblichen Eigenbereichs (Waldenfels[29]), als eine Einverleibung von Architektur (Schmitz[30]), kommt der anthropologischen Ebene (Lebensführung und Heimatlosigkeit des Menschen, Plessner[31]) und damit der Schaffung eines Ortes der Zugehörigkeit eine besondere Bedeutung zu. Wie wichtig es ist, sich in seinem Zuhause wohl zu fühlen, wird gerade deutlich, sofern das Zuhause als erweiterter Leib begriffen wird. Das Gefühl eines Zuhauses bekommt in Verbindung mit anthropologischen Grundlagen wie der Heimatlosigkeit des Menschen eine besondere Relevanz. Um die Bedeutung der Geborgenheit eines Zuhauses und seine haltgebende Funktion noch deutlicher zu machen, möchte ich die Gedanken des Hauptvertreters der Neuen Phänomenologie, Hermann Schmitz, nutzen. Der Leib dient als Ort der Gefühle, als ein Vermittler zwischen Selbst- und Weltbezug. Wenn unser

27 Gerade in der Abgrenzung zu öffentlichen Räumen bietet die Raumaneignung im Privaten mehr Verhaltens- und Handlungsspielräume. Vgl. Katja Friedrich: Zuhause im Drinnen und Draußen. In: Wolkenkuckucksheim, Internationale Zeitschrift zur Theorie der Architektur 34 (2015), S. 39–56, hier S. 50. URL: cloud-cuckoo.net/fileadmin/hefte_de/heft_34/artikel_friedrich.pdf (1. Januar 2016).

28 Peter Sloterdijk: Sphären III – Schäume. Frankfurt a. M. 2004, S. 534, 536.

29 Vgl. Bernhard Waldenfels: Vortrag am 29.10.2008 in Dresden, Philosophisches Kolloquium der Technischen Universität Dresden.

30 Vgl. Hermann Schmitz: Vortrag am 22.10.2008 in Dresden, Philosophisches Kolloquium der Technischen Universität Dresden.

31 Vgl. Helmuth Plessner: Die Stufen des organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie. Berlin, Leipzig 1928.

Abb. 4: Nachträglich eingebauter Raum, Foto: Friedrich, 2007

Zuhause Wohlgefühl und Geborgenheit stiftet, gibt es darüber hinaus auch Sicherheit und Halt, um in der Welt zuhause zu sein. Denn das Zuhause hat eine über die Wohnungswände hinausgehende Reich- und Tragweite. Mit einem Vergleich macht Schmitz den Unterschied deutlich: „Das Behagen in der Badewanne reicht nicht über deren Rand hinaus; das Behagen als Gefühl der Geborgenheit ist dagegen eine Atmosphäre, die den Menschen umhüllt und trägt, wohin er auch geht, und ihm sein Leben leichter macht, wie heiteres Wetter.“[32]

Zuhause und Heimat als selbst geschaffene Anker in der Welt

Das Zuhause und die räumlich und kulturell noch weiter gefasste Heimat geben uns Wohlgefühle; sie stabilisieren uns, aber sie sind uns nicht gegeben.[33] Der Philosoph Helmuth Plessner beschreibt den Menschen aus seiner „exzentrischen Position“ und der damit verbundenen „konstitutiven Heimatlosigkeit“ heraus.[34] Daraus leitet Plessner ab, dass sich der Mensch selbst zu dem machen muss, was er schon ist. Er muss sich seine Mitte, einen Ort der Zugehörigkeit selbst gestalten. Oder anders formuliert: der Mensch muss sein Leben führen und dabei Verantwortung übernehmen.[35] Denn „führen“ besagt mehr als sein Leben irgendwie zu Ende zu bringen. Der Mensch muss sein Tun lenken und sich dabei selbst reflektieren. In den miteinander verwobenen Prozessen von Selbstbestimmung und Raumaneignung tun wir dies und schaffen uns konkrete Orte und persönliche Welten zum Wohlfühlen und damit Bleiben.

32 Hermann Schmitz: Der Leib, der Raum und die Gefühle. Bielefeld 2007, S. 25.

33 Die Bedeutungen von Heimat und Zuhause weisen Überlagerungen und Unterschiede auf. Einige Klärungen dazu in: Marie Lorenz, Katja Friedrich: Heimat – ein weiter gefasstes Zuhause. In: Katja Friedrich (Hg.): Zuhause. Eine architekturtheoretische und lebensnahe Beschreibung von Dingen und Gefühlen. Berlin 2015, S. 48–59.

34 Vgl. Plessner (Anm. 31).

35 Ebd., S. 293.

Der Architekt Adolf Loos beschrieb in der Geschichte *Vom armen reichen Mann*, wie sich ein Mann von einem Architekten die gesamte Wohnung perfekt durchgestalten ließ. Der reiche Mann wurde damit aber nicht glücklich, er verbrachte seine Zeit lieber außerhalb seiner Wohnung. Sein Leben schien mit der Unveränderbarkeit seiner Wohnung am Ende. „Er war ausgeschaltet aus dem künftigen Leben und Streben, Werben und Wünschen“.[36] Das ist ein Extrembeispiel, es soll jedoch verdeutlichen, dass Selbst-aneignen, Verantwortung-übernehmen und Bedeutung-geben erst zum Gelingen von Architektur beitragen und dies ein offener Prozess bleiben muss.

Ein für unser Wohlgefühl, Geborgenheit und Identifikation besonders wichtiger Aspekt ist zudem das menschliche Miteinander. Gerade Familienangehörige, Nachbarn und Freunde prägen unser Zuhause. Das zeigt sich beim *Kölner Brett* beispielsweise in Form einer Hausgemeinschaft. Die Bewohner der oberen Etage betonen, dass sie kaum mehr ausgehen, sondern lieber Freunde zu sich einladen, weil sie sich hier am wohlsten fühlen. Auch innerhalb des Hauses sind vertraute Freundschaften entstanden, die Türen stehen füreinander offen und man verlebt den Alltag gemeinsam, beispielsweise auf der Terrasse in der Sonne sitzend.

Die Hausgemeinschaft macht zudem deutlich, dass bauliche Angebote wie Gemeinschaftsräume (in diesem Fall die Terrassen und Dachgärten, Abb. 5a, Abb. 5b) den gemeinsamen Gebrauch erst ermöglichen und ohne diese Raumangebote die Gemeinschaft schwieriger zu leben wäre. Als Architekturwissenschaftlerin ist es, von diesem Punkt abgesehen, eher überraschend, dass vor allem imaginäre und immaterielle Bedingungen wie Erinnerungen, persönliche Dinge, selbst geschaffene Atmosphären und Menschen, mit denen man zusammenlebt, das Gelingen der Raumaneignung begründen. Nicht zuletzt deshalb kann die kaum ausgeprägte Auseinandersetzung mit Prozessen im gelebten Raum gerade für Architekten und Planer sehr gewinnbringend sein.

36 Adolf Loos: Vom armen reichen Mann. In: Wie man eine Wohnung einrichten soll. Wien 2008, S. 83 (zuerst erschienen in: Neue Freie Presse, 12.6.1898).

Abb. 5a: Intensiv genutzter Erschließungsbereich, Foto: Friedrich, 2006

Raumaneignung ist Teil der Selbstbestimmung

Gerade die Moderne und Postmoderne machen die zunehmende Beschäftigung mit dem Selbst erst notwendig.[37] Im Kontext des Wohnens verweist Sloterdijk darauf, dass wir heute in Abgrenzung zu vormodernen Lebensweisen in einer Atmosphäre des Selbst leben.[38] Um sich der eigenen Identität gewahr zu werden, sind Gespräche über die Raumaneignungen hilfreich. Denn in den Erzählungen stecken narrative Selbstdarstellungen, die die Bedeutung der Ausdrucksformen bewusst machen.[39]

37 Vgl. Charles Taylor: Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität. Frankfurt a. M. 1996.

38 Vgl. Peter Sloterdijk: Architekten machen nichts anderes als In-Theorie, Peter Sloterdijk im Gespräch mit Sabine Kraft und Nikolaus Kuhnert. In: Arch+ Zeitschrift für Architektur und Städtebau 169/170 (2004), S. 14–25, hier S. 20 f.

39 Taylor (Anm. 37), S. 94.

Abb. 5b: Dachgarten mit Teich, Foto: Friedrich, 2007

Es spinnen sich rote Fäden zwischen der eigenen Geschichte, dem Wohnen in der Kindheit und dem heutigen Wohnen. Eine Bewohnerin grenzt sich beispielsweise deutlich vom Haus ihrer Eltern ab. Dort sei es weiß und clean gewesen. Die Frau mag es auch heute hell und großzügig, dabei aber bunt und gemütlich. Ein Handwerker berichtet nach und nach in seiner Erzählung, als wenn ihm die Bedeutung seines Tuns selbst erst während des Erzählens deutlich würde, dass er sichtbare Technik liebe, dass er sehen wolle, wenn etwas gut gemacht sei. Schließlich legt er bei seiner Arbeit auch Wert auf perfekte technische Ausführung. Dieser Handwerker spricht wie alle im *Kölner Brett* mit seiner spezifischen (meist berufsgeprägten) Sprache.[40] Zudem betont er, dass er eine gute Beziehung zu den Architekten habe. Er schätze

40 Ob Handwerker, Modevertreter, Künstler oder Arzt, alle machen ihre berufliche und persönliche Welt auch sprachlich deutlich. Man muss sich als Wissenschaftler, um die Begriffe im Sinne des Erzählers zu verstehen, in die Welt des anderen hineinversetzen. Die Modevertreter sprechen von „stylisch“, der Handwerker von „hochwertigem Material“.

deren Leistungen und seine Identifikation mit dem Gebäude geht so weit, dass er Graffiti immer sofort von den Fassaden entferne. Der Herr beklagte auch „billiges Zeug aus Asien“ und vieles mehr, darin zeigt sich in der Gesamtschau für ihn als Erzähler wie auch für den Hermeneutiker eine ganze, schlüssige Welt mit Werten und Erfahrungen aller Art. Wird es erreicht, sich in die Welt dieser Person emphatisch hineinzuversetzen, wird auch dem Außenstehenden der jeweilige Lebensstil als sichtbarer Ausdruck eines Menschen deutlich. Es wird wahrnehmbar, dass der Stil der Persönlichkeit des jeweiligen Individuums entspricht und Identität aus der spezifischen Aneignung heraus erwächst. Die Geschichten über die eigenen Erfahrungen im *Kölner Brett* waren nicht nur für mich als Wissenschaftlerin hilfreich, sie führten auch bei den Bewohnerinnen und Bewohnern zu eigenen Selbsterkenntnissen.

Eine Oase als gelungene Raumaneignung

Was es bedeutet, sich selbst zu erleben und neu zu erfahren, möchte ich nun am Beispiel der „Oase“ im *Kölner Brett* zeigen. Im Verlauf eines Gesprächs mit der Familie schwärmten die jungen Eltern von ihrem Leben in diesem Gebäude, vor allem von der mietfreien Terrasse, auf der Möbel, Pflanzen, gar eine Palme stehen. Auch die von den befreundeten Nachbarn gemieteten Dachgärten werden als erweiterter Wohnraum dankbar in Anspruch genommen. Die Freiräume werden gemeinsam vielfältig genutzt. Kinder spielen. Es wird draußen gegessen.
Dass es bei ihnen ohne Zwischenräume direkt nach draußen geht, sei wundervoll und in jeder Hinsicht positiv. Außerdem unterstütze die direkte Verbindung das Gefühl, im eigenen Haus zu wohnen, aber ohne die Probleme eines eigenen Hauses. Die Situation auf dem Dach umschreibt die Mutter mit Wildnis und Erhabenheit. „Also auf der Dachterrasse – das ist der Hammer, dass man wirklich denkt, hier ist man total weg von allem. Man guckt über alles schön drüber, man hat so ein bisschen Wildnis, weil da alles durcheinander wächst. Ne, man hat den Platz da oben. […] Da kann man es sich so richtig gut gehen lassen“ (Abb. 6).

● Abb. 6: Bepflanzte Dachterrasse, Foto: Friedrich, 2006

Plötzlich fiel der Begriff der Oase. Es sei ein bisschen wie in einer Oase. Das Gefühl von Urlaub wird durch die Palme noch unterstrichen: „Und dann steht da noch diese Palme. Dann ist das halt echt wie, als wenn man nicht in Köln, sondern irgendwo […] Du bist nicht in Deutschland, sondern eher im Süden. Du hörst hier die Vögel. Man ist hier halt so ab von dem Ganzen“. Die Oase wird gedeutet als Ruhe inmitten des turbulenten Stadtteils Ehrenfeld. In diesem Fall steht die Oase für Sonne, Vogelgezwitscher und Ruhe, aber auch für Lebensgenuss.
Statt einer Partywohnung entwickelt die Familie mit ihrer neuen Lebenssituation zu dritt das Wohnen unter freiem Himmel als neue Wohnform. Sie entdecken eine neue Seite an sich, denn das meist Draußen-sein kannten sie so an sich noch nicht. Mit dieser Selbsterkenntnis ändert sich zunehmend die Lebensweise. Man hält sich bewusst im Freien auf und verlagert Tätigkeiten nach Draußen. Hier zeigt sich die jeweils eigene Sicht- und Verhaltensweise des gelebten Stils, denn andere Menschen

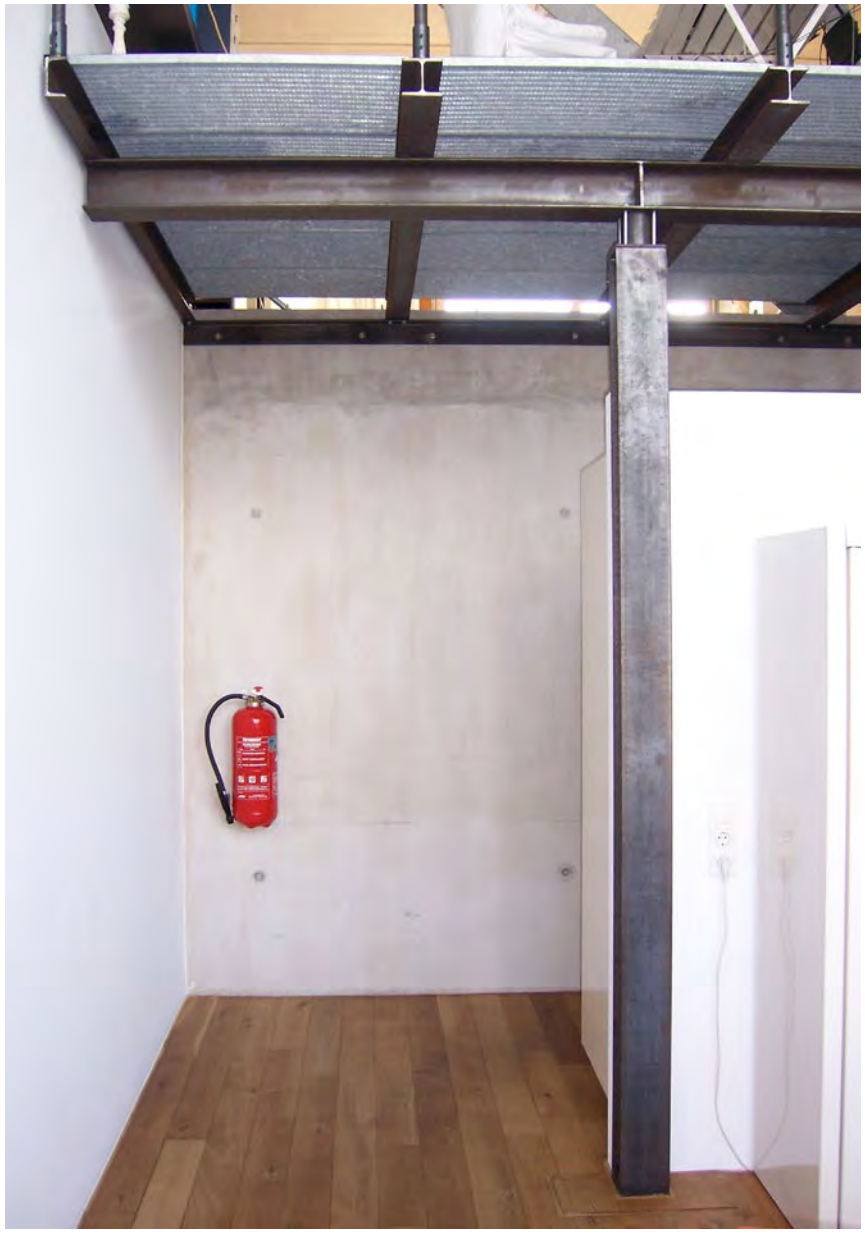


Abb. 7: Galerie aus Stahlträgern und Gitterrost, Foto: Friedrich, 2006

würden dort keine Oase entdecken. Die Oase ist auch nicht das Ergebnis der Architekten. Die spezielle Erschließung ist für eine Freiraumnutzung konzipiert, aber das Gebrauchen und Deuten als Oase ist die Leistung der Nutzerinnen und Nutzer.
Wohlfühlen und Geborgenheit entstehen aus der eigenen Auseinandersetzung. Aus dem selbstbestimmten Leben heraus wächst der eigene Stil. Damit das Raumangebot zu den Bewohnern passt und gelungene Architektur entsteht, bedarf es an eigene Erfahrungen des Nutzers gebundene Lösungen (Galerie und Betonanstrich, Abb. 7). Schließlich können wir das Formen des eigenen Lebens weder dem Zufall noch einer nicht selbst verantworteten Konvention überlassen.[41]

41 Vgl. Kambartel (Anm. 18).

SABINE AMMON

Hat das Gebaute eine Moral?

Zwischen Artefakten und Lebenswelt besteht ein wechselseitiges Bedingungsverhältnis: Artefakte beeinflussen unsere Lebenswelt, die wiederum Entstehung und Nutzung von Artefakten beeinflusst. Angesichts dieser Auswirkungen drängen sich Fragen nach Verantwortung in der Entwicklung des Gebauten auf. Wird das Gebaute damit moralisch und das Entwerfen zu einem Akt ethischer Relevanz? Abwehrend wird häufig auf die Neutralität der Technik verwiesen. Der Beitrag untersucht anhand der technikphilosophischen Positionen von Verbeek, Ihde und Winner, warum die Auffassung von der Neutralität des Gebauten falsch ist, sie aber noch lange nicht die Behauptung von der Moralität des Gebauten richtig macht.

Einer der Ausgangspunkte technikphilosophischer Reflexion ist die Einsicht, dass Technik ganz wesentlich unsere Lebenswelt prägt. Zugleich gehen in die Entwicklung gerade dieser Technik, die wir selbst hervorbringen, unsere lebensweltlichen Voraussetzungen und Vorstellungen ein. Was hier vorliegt, ist ein komplexes, wechselseitiges Bedingungsverhältnis von Lebenswelt und Artefakten: Artefakte beeinflussen unsere Lebenswelt, das heißt, wie wir leben, uns die Welt erschließen, ebenso wie unsere Lebenswelt die Entstehung und Nutzung von Artefakten beeinflusst. Kaum besser als am Bauwesen lässt sich dieses grundlegende Bedingungsverhältnis ablesen, denn hier zeigt sich der Einfluss der Lebenswelt auf das Gebaute ganz unmittelbar. In der Architektur kommt zum Ausdruck, wie wir wohnen, arbeiten, uns fortbewegen, wie wir spielen, strafen oder auszeichnen, wie wir ins Leben treten und es wieder verlassen. Vorstellungen, wie gelebt werden soll, schreiben sich

in Gebäude und bauliche Artefakte ein und bleiben dort, aufgrund ihrer Langlebigkeit, meist über viele Jahrzehnte wirksam. Angesichts dieser Auswirkungen drängen sich Fragen nach der Verantwortung in der Entstehung und Entwicklung des Gebauten geradezu auf. Wenn lebensweltliche Vorstellungen in den Entwurf einfließen, welche Rolle spielen dann Werte in diesen Prozessen? Wird das Entwerfen damit zu einem Akt mit hoher ethischer Relevanz? Was heißt das für die entstehenden Artefakte, sprich Bauwerke? Werden sie selbst moralisch – und beeinflussen uns wiederum in unseren Handlungen als Benutzende?
Fragen dieser Art sind alles andere als selbstverständlich und trivial. Noch immer dominiert ein weit verbreitetes Diktum die Bewertung von Technik: Technik sei neutral, ist immer wieder zu hören. Kontext und Gebrauch entscheide darüber, ob von den Artefakten positive oder negative Impulse ausgehen; Technik selbst könne nicht wertbehaftet und Werte setzend sein oder gar zu einer moralischen Instanz werden. Warum die Auffassung von der Neutralität des Gebauten falsch ist, sie aber noch lange nicht die Behauptung von der Moralität des Gebauten richtig macht, und welche Konsequenzen daraus für das Entwerfen und Gebrauchen von Architektur folgen, soll Gegenstand dieses Beitrags sein.

Die Moralität der Dinge: Peter-Paul Verbeek

Wenn auch nicht auf die Architektur oder die gebaute Umwelt bezogen, findet sich eine aktuelle und provokative Zuspitzung der Frage nach der Moralität und der Gestaltbarkeit von Artefakten bei dem niederländischen Technikphilosophen Peter-Paul Verbeek. Bereits der Titel seiner Monographie, *Moralizing Technology. Understanding and Designing the Morality of Things*,[1] deutet die zwei zentralen Thesen des Buches an: Die Dinge haben eine Moralität, und wir können diese Moralität nicht nur

1 Peter-Paul Verbeek: Moralizing Technology. Understanding and Designing the Morality of Things. Chicago, London 2011.

verstehen, sondern auch entwerfen! Er begreift seinen Ansatz als Aufweitung klassischer ethischer Positionen, die die Relevanz des Artefaktischen übersehen haben: „Taking seriously the moral relevance of technological artifacts requires that ethical theory move beyond its classical assumption that morality necessarily is a solely human affair, because technologies lack consciousness, rationality, freedom, and intentionality“.[2] Verbeek, dessen Ansatz deutlich von dem Soziologen Bruno Latour beeinflusst ist, der die Symmetrie von menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren auch in moralischen Fragen betont, folgt diesem Anspruch. Für Verbeek steht in der Interpretation des Technischen der aktive Part im Vordergrund: „Technologies contribute actively to how humans do ethics“,[3] was er mit einer „fundamentalen Verwobenheit“[4] zwischen dem Bereich des Technischen und des Sozialen, zwischen dem Menschlichen und Nicht-Menschlichen erläutert. Bei ihm begegnet uns die Feststellung wieder, dass technische Artefakte für unsere Lebensweise konstituierend wirken. Sie beeinflussen unsere Handlungen und Erfahrungen, legen die informationelle Grundlage unserer moralischen Entscheidungen und haben Auswirkungen auf unsere Lebensqualität. Wenn wir technische Artefakte gebrauchen, dann haben sie unweigerlich Einfluss auf den Kontext, in dem sie verwendet werden. Somit kann Verbeek zuspitzen: „Even though the fact usually remains unnoticed, technologies appear to have moral significance“.[5] Diese Feststellung allerdings hat die Provokation, aber auch die Problematik der „Moralität der Dinge“ verloren, die in einer radikalen Interpretation dem Gebauten eine Moral und die Fähigkeit zu moralischen Handlungen unterstellen würde.

Doch selbst in der abgeschwächten Form bleibt es für den Ansatz Verbeeks eine Herausforderung, theoretisch zu fundieren, auf welche Weise und in welchem Ausmaß Artefakte tatsächlich moralisch wirksam sein können, worin sich also ihre „moralische Signifikanz“ erstreckt. Um auf diese Signifikanz aufmerksam zu machen, reicht es, vom Eröffnen und Verschließen moralischer

2 Ebd., S. 6.

3 Ebd., S. 5.

4 Ebd., S. 4; Übersetzung durch die Autorin.

5 Ebd., S. 2.

Handlungsoptionen durch Artefakte zu sprechen, womit die ethische Dimension des Artefaktischen ins Zentrum rückt. Was für die Technik im Allgemeinen gilt, zeigt sich am Beispiel der gebauten Umwelt mit aller Deutlichkeit. Ihre Alltäglichkeit lässt uns ihre ethische Relevanz schlichtweg übersehen, wenn sie auch immer vorhanden ist. Doch wer Verbeek in diesem Sinne folgt, muss sich zwangsläufig mit einer zweiten, impliziten These auseinandersetzten. Zugestanden, bauliche Artefakte haben ethische Implikationen, weil sie moralische Werte verkörpern. Dann aber müsste es auch möglich sein, diese Werte gezielt in den Entwurfsvorgang einzubringen! Dahinter steht also die Frage, wie die Werte, die verkörpert werden, in die Artefakte kommen und inwiefern Werte bewusst während der Entwicklung eingetragen werden können. Lassen sich tatsächlich Rezeption und Gebrauch von Artefakten aus ihrer Entwicklung heraus steuern, wie es die Ausführungen von Verbeek nahelegen?

Der Fehlschluss des Entwerfens: Don Ihde

Nein, das ist nicht möglich – so die klare und eindeutige Antwort des Technikphilosophen Don Ihde. Nach Ihde sollten wir uns unbedingt vor der „designer fallacy“, dem Fehlschluss des Entwerfens, hüten.[6] Ihde möchte den Fehlschluss des Entwerfens analog zum „intentionalen Fehlschluss“ der Literaturwissenschaften verstanden wissen, wie ihn die Strömung des ‚New Criticism‘ entwickelte.[7] Letztere wendete sich gegen die vorherrschende Sichtweise, dass die Deutungshoheit von Werken in der Literatur in den Absichten der Autorin oder des Autors

6 Don Ihde: The designer fallacy and technological imagination. In: Pieter E. Vermaas, Peter Kroes, Andrew Light, Steven A. Moore (Hg.): Philosophy and design. From engineering to architecture. Dordrecht 2008, S. 51–59.

7 In der programmatischen Schrift *The Intentional Fallacy* von William Wimsatt und Monroe Beardsley heißt es, dass “the design or intention of the author is neither available nor desirable as a standard for judging the success of a work of literary art”; vgl. William K. Wimsatt, Monroe C. Beardsley: The Intentional Fallacy. In: Sewanee Review 54 (1946), S. 468–488. Neu veröffentl. in: William K. Wimsatt: The Verbal Icon. Studies in the Meaning of Poetry. Lexington, Ky. 1954, S. 2–18, hier S. 3.

zu suchen sei. Stattdessen rückt der ‚New Criticism' den Text an sich in den Mittelpunkt und vertritt die Auffassung, dass ein Textverständnis unabhängig davon ist, was seine Erschaffenden beabsichtigt haben könnten. Die Interpretation soll daher unbeeinflusst von sonstigen Äußerungen einer Autorin oder eines Autors erfolgen; ein intentionaler Fehlschluss läge demnach vor, wenn die Bedeutung eines Textes in ihren Intentionen gesucht würde. Um also den intentionalen Fehlschluss zu vermeiden, dürfen die Intentionen der Urheberin oder des Urhebers nicht in der Interpretation berücksichtigt werden, um nicht die Aussagekraft des Werkes zu verfälschen.

Ihde nun transferiert diesen Fehlschluss auf den Entwurfskontext: „[T]he ‚designer fallacy' […] is the notion that a designer can design into a technology, its purposes and uses. In turn, this fallacy implies some degree of material neutrality or plasticity in the object, over which the designer has control. In short, the designer fallacy is 'deistic' in its 18th century sense, that the designer-god, working with plastic material, creates a machine or artifact which seems 'intelligent' by design – and performs in its designed way".[8] Ihde kritisiert mit dem Fehlschluss des Entwerfens die Vorstellung, dass Entwerfende im Entwurf die Ziele und den Gebrauch festlegen könnten. In zweifacher Hinsicht suggeriere der Fehlschluss den Schaffenden eine Machbarkeit, die nicht gegeben ist. Zum einen betrifft sie das Verhältnis von Entwerfenden und Material: Die reine Plastizität des Materials, über die die Entwerfenden Verfügungsgewalt haben, existiere so nicht, denn die Exploration mit dem Material führe immer auch zu überraschenden Ergebnissen.[9] Zum anderen betrifft sie das Verhältnis von Artefakten und Gebrauch, der vermeintlich durch den Entwurf festgelegt werden könnte. Doch gerade unzählige Beispiele aus der Technikgeschichte machen deutlich, welche unterschiedlichen Gebrauchsgeschichten Technologien und Artefakte erfahren können. In der Vielfältigkeit der Verwendungsweisen muss der Gebrauch zwangsläufig unbestimmt bleiben. Weder über das Material noch den Gebrauch

8 Ihde 2008 (Anm. 6), S. 51.

9 Ebd., S. 58.

hätten die Entwerfenden letztlich Kontrolle.[10] Der Entwurfsprozess sei „fallibilistisch" und „kontingent".[11] Beides, sowohl beabsichtigte und unbeabsichtigte Ergebnisse seien daher unvorhersehbar. Damit zeigen sich die Beziehungen zwischen Entwerfenden und Material sowie zwischen Artefakten und Gebrauch als komplex und multistabil, die nicht dauerhaft ausgebildet, sondern immer einem Wandel unterworfen seien.

Wer Ihde bis zu diesem Punkt in der Argumentation folgt, muss nun das Aus für jede steuernde, pro-aktive Einflussnahme in Entwurfsprozessen zugestehen – sie wird schlichtweg sinnlos. Doch lässt sich der Eindruck nicht verwehren, dass nun seinerseits Don Ihde einem Fehlschluss aufsitzt. Er hat sicherlich in seiner Feststellung Recht, dass der Entwurfsvorgang eine hochkomplexe Angelegenheit ist, dass das Material ein Eigenleben führt und dass sich die Art des Gebrauchs aus dem Entwurf heraus nicht eindeutig festlegen lässt. Aber daraus zu folgern, dass Absichten, eingebrachte Wertvorstellungen und Intentionen keine Auswirkungen auf Gebrauch und Bedeutung des späteren Artefakts haben können, ist falsch.

Gerade das Beispiel der Architektur zeigt, wie in die vielfältigen Entwurfsentscheidungen immer Werte eingehen und auf diese Weise das Ergebnis bedingen. Entstehungsprozesse der gebauten Umwelt zeigen, wie eng die Entwicklung dieser Artefakte mit gesellschaftlichen und politischen Vorstellungen verwoben sind; zahlreiche Steuerungsinstrumente und Versuche der Einflussnahme geben davon Zeugnis. Zugleich legen wertbasierte Entwurfsentscheidungen Nutzungsarten an, bereiten Lesarten vor und steuern Interpretationszusammenhänge, was nun an einem Beispiel genauer untersucht werden soll.

Die Politik des Gebauten: Langdon Winner

Einen Themenkomplex, der eng mit der Frage nach Werten und Moral von Artefakten verwoben ist, stieß der Technikphilosoph Langdon Winner mit seinem Aufsatz *Do Artifacts have Politics?*

10 Ebd.

11 Ebd., S. 59.

an.[12] Darin diskutierte er ein Beispiel, das in der Technikphilosophie und -soziologie mittlerweile als klassisch gelten kann. Unter der Verantwortung des einflussreichen New Yorker Stadtplaners Robert Moses entstanden auf Long Island von 1920 bis in die 1970er Jahre hinein rund 200 Straßenüberführungen mit einer ungewöhnlich niedrigen Durchfahrtshöhe. Sie sind Teil einer umfassenden Neugestaltung Long Islands als Park- und Strandlandschaft. Von der Stadtgrenze bis zum östlichen Ende der Halbinsel wurde ein System aus Schnellstraßen entwickelt, die sogenannten ‚parkways', welche in das Gelände eingebettet sind. Als verkehrsplanerisches Element ermöglichen sie die kreuzungsfreie Fahrt, die nicht selten mit besonderen landschaftlichen Ausblicke belohnt wird. Die Planung und Ausführung geht auf die *Long Island State Park Commission* (LISPC) zurück, die Moses für 40 Jahre leitete. Die LISPC baute [13] ‚parkways', die mit der *Southern State* im Jahr 1925 ihren Anfang nahmen und mit der Heckscher State im Jahr 1959 endeten. Bereits in der ersten Dekade nach ihrer Gründung 1924 entwickelte die LISPC ein Dutzend Parkanlagen, die sich durch hohe gestalterische Standards auszeichneten.[13] Letztere spiegeln sich in der Wahl der Materialien und der sorgfältigen Ausführung der ‚overpasses' wider, jene steinernen Brücken über die Schnellstraßen, die durch eine große entwurfliche Vielfalt gekennzeichnet sind (Abb. 1 a–f). „Nothing is too good for the people of the Empire State", wird Moses zitiert.[14] Einer der unbestrittenen Höhepunkte in der öffentlichen Wahrnehmung wie in der Fachpresse stellte dabei die Erschließung *Jones Beach* dar, deren vorgelagerter Sandstrand durch drei ‚parkways' (*Meadowbrook State Parkway, Wantagh State Parkway, Robert Moses Causeway*) mit der Halbinsel verbunden ist (Abb. 2). Das ausgesprochene, aus damaliger Sicht als besonders innovativ eingestufte Ziel der LISPC war es, der urbanen Mittelschicht Orte der Freizeit und Erholung anzubieten.

12 Langdon Winner: Do Artifacts have Politics? In: Daedalus. Journal of the American Academy of Arts and Sciences 109 (1980), H. 1, S. 121–136.

13 Hilary Ballon, Kenneth T. Jackson (Hg.): Robert Moses and the modern city. The transformation of New York. New York, London 2007, S. 158.

14 Ebd.

Die ‚parkways' spielten in der Umsetzung eine wichtige Rolle. Sie sind ausschließlich dem Personenkraftverkehr vorbehalten, was durch die Höhe der Brücken gesteuert wird. Letztere ist so gewählt, dass sie keine großen Fahrzeuge durchlassen – was bis heute bei Nichtbeachtung zu schweren Unfällen führt.[15]
Winner folgt in seiner Interpretation dem Moses-Biographen Robert Caro, der diese Entwurfsentscheidung auf Moses Voreingenommenheit gegenüber sozial schlechtergestellten Menschen und auf rassistische Vorurteile zurückführt.[16] Nach Winner werden in die Brücken politische Absichten eingetragen. Sie stellen damit eines von vielen Beispielen in der Architektur- und Städtebaugeschichte dar, wie „artifacts can contain political properties" (wobei hier Politik mit „arrangements of power and authority in human associations as well as the activities that take place within those arrangements" gleichzusetzen ist).[17] Somit lässt sich das Argument Winners folgendermaßen zuspitzen: Der Planer Robert Moses entwirft absichtsvoll niedrige Brücken, um bestimmte soziale Effekte zu erzielen. Die auf (Doppeldecker-) Busse angewiesene Unterschicht, das heißt insbesondere Menschen afroamerikanischer Herkunft, können auf diese Weise von den Stränden Long Islands ferngehalten werden. Damit entfalten die Bauwerke politische Eigenschaften, die ihnen eingeschrieben sind.
Das provozierende Beispiel Winners hat eine kontroverse Diskussion ausgelöst.[18] Eine Reihe von Gegenargumenten liegen auf der Hand: Auf ‚parkways' verkehren in den USA grundsätzlich keine Busse, zudem waren die Parks und Strände auf Long

15 Joel Landau: Truck collides into low overpass on Long Island's Meadowbrook State Parkway. In: New York Daily News, 15. Mai 2014. URL: http://www.nydailynews.com/news/national/truck-collides-overpass-long-island-parkway-article-1.1793510 (6. September 2016).

16 Winner 1980 (Anm. 12), S. 123f.; Robert A. Caro: The power broker. Robert Moses and the fall of New York. New York 1975.

17 Winner 1980 (Anm. 12), S. 123.

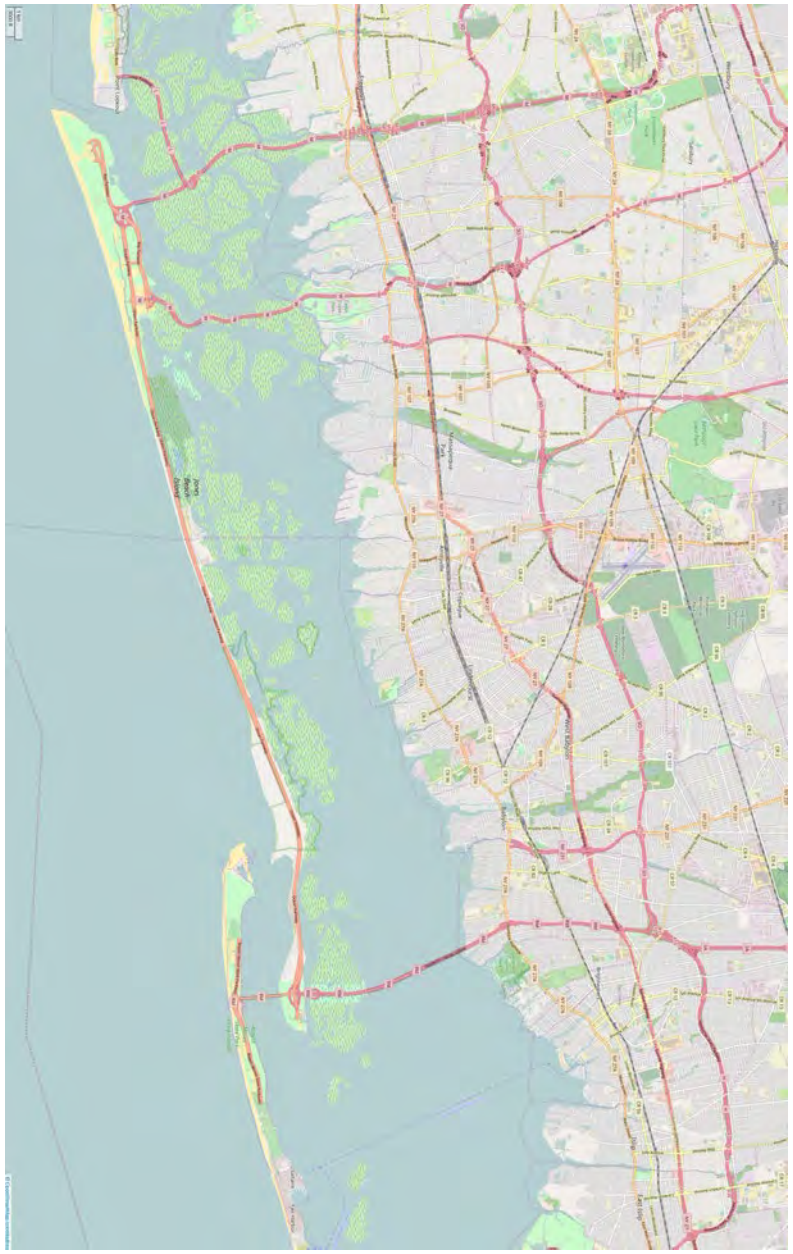
18 Eine Gegenposition findet sich in Bernward Joerges: Do Politics Have Artifacts? In: Social Studies of Science 29 (1999), H. 3, S. 411–431; dazu auch eine Aufbereitung der Debatte in: Ders.: Scams Cannot be Busted. In: Social Studies of Science 29 (1999), H. 3, S. 450–457; Ders.: Die Brücken des Robert Moses: Stille Post in der Stadt- und Techniksoziologie. In: Leviathan 27 (1999), H. 1, S. 43–63.

● Abb. 1 a–f (S. 322f.): Überführungen (overpasses) auf den Schnellstraßen *Meadowbrook State Parkway, Wantagh State Parkway* und *Ocean Parkway*. Quelle: URL: http://www.alpsroads.net/roads/ny/meadow/; http://www.alpsroads.net/roads/ny/wantagh/; http://www.alpsroads.net/roads/ny/ocean/ (6. September 2016). © Steve Alpert

Island auch durch andere Straßen und mit anderen öffentlichen Verkehrsmitteln gut zu erreichen. Doch ganz so einfach stellt sich die Lage nicht dar. Gerade die Verkehrsplanung auf Long Island hatte Vorbildcharakter und prägte erst das System der ‚parkways'. Der Hinweis, dass die Strände auch durch andere Straßen

zu erreichen sind, klingt in den Ohren jener, die kein Auto besitzen, zynisch. Was schließlich die Erreichbarkeit durch weitere öffentliche Verkehrsmittel betrifft, so gilt diese Feststellung nicht für alle Strände. So agierte Moses explizit gegen die Verlängerung der Bahnverbindung durch die Long Island Railroad bis zur *Jones Beach*.

Dennoch ließen sich weitere Gründe anführen, die gegen Winners Interpretation sprechen: seien es ökonomische (niedrigere



● Abb. 2: Erschließung der *Jones Beach* durch die ‚parkways' *Meadowbrook State Parkway* (M), *Wantagh State Parkway* (W), *Robert Moses Causeway* (RM), verbunden durch den *Ocean Parkway*. Quelle: OpenStreetMap. URL: http://www.openstreetmap.org/#map=12/40.6403/-73.3979 (6. September 2016). © OpenStreetMap-Mitwirkende

Brücken sind deutlich billiger als größere, was bei der Vielzahl an Brücken, die für das Konzept des kreuzungsfreien Transfers notwendig waren, deutlich ins Gewicht fällt), ästhetische (niedrigere Brücken lassen sich besser in die Landschaft integrieren, was dem Ideal des Erhalts der Naturlandschaft entgegenkommt; niedrigere Brücken verhindern ein Massenaufkommen, was ein individuelles, ungestörtes Naturerlebnis ermöglicht) oder planerische (an Entwurfsentscheidungen bei derartigen Großprojekte sind eine Vielzahl von Personen beteiligt; die Weichenstellung für niedrige Brücken fiel vor die Wirkungszeit von Moses; Ausschluss der Doppeldeckerbusse könnte nur ein Nebeneffekt gewesen sein, um insbesondere den kommerziellen Verkehr in Form von großen Lastkraftwagen aus den Freizeit- und Naherholungsbereichen fernzuhalten).

Allerdings verliert das Beispiel an seiner Aussagekraft, wenn es nur auf die Frage reduziert wird, ob der Planung von Moses eine rassistische Motivation unterliegt. Planungs- und Entwicklungsprozesse bearbeiten äußerst komplexe Problemlagen, die sich wohl nur selten auf einen Aspekt und eine vermeintliche Ursache reduzieren lassen. Viel wichtiger sind in diesem Zusammenhang sicherlich strukturelle Bedingungen. Eine Planung, die dem Ideal der autogerechten Stadt in einer Zeit folgt, in der die Nutzung eines eigenen Autos noch immer ein Oberschichtsphänomen und später ein Privileg der Mittelschicht darstellt, macht Baupolitik zugunsten ausgewählter Bevölkerungsgruppen. Dasselbe gilt für das Ideal exklusiver Parks und Strände wie auch jenes des ungestörten, individuellen Naturerlebnisses – sie sind nicht zu haben, wenn sich die Massen in Bewegung setzen. Deutlich wird hier, dass weniger eine persönliche Motivation ausschlaggebend ist, als vielmehr die Werte, die im Entwurfsverlauf wirksam werden und sich im späteren Artefakt niederschlagen.

Doch inwieweit diese Werte tatsächlich im Gebrauch wirksam werden und damit eine politische Bedeutsamkeit erhalten, hängt von den Rahmenbedingungen ab. Diese können sich ändern: Das Wohlstandsniveau kann so angehoben werden, dass nahezu alle Bevölkerungsschichten ein Auto besitzen und auf den ‚parkways'

die Strände erreichen. Der öffentliche Nahverkehr ist nicht notwendig an Doppeldeckerbusse gebunden, sondern kann ebenso mit einstöckigen Bussen betrieben werden, damit Parks und Strände durch alle erreichbar sind.

Schlussüberlegungen

Das Beispiel Winners zeigt sehr deutlich, wie Artefakte in ihrem Gebrauch lebensweltlich wirksam werden. In der Benutzung entfalten sich Wertvorstellungen und können Handlungen in bestimmte Richtungen lenken. Bis heute, fast 100 Jahre nach der Errichtung der ersten Überführungen, lenken die Bauwerke die Benutzung der Straßen und damit die Erschließung der Parks und Strände auf Long Island. Der Zugriff ganzer Bevölkerungsgruppen auf wichtige Elemente der Verkehrsinfrastruktur und der Naturerfahrung wird dadurch verhindert. Auf diese Weise erhalten die Bauwerke eine ethisch-moralische Dimension, deren Relevanz sich nicht länger von der Hand weisen lässt, wenn sie auch selten thematisiert und bewusstgemacht wird. Gerade durch die lange Lebensdauer von Artefakten der gebauten Umwelt ist es daher besonders wichtig, mögliche ethisch-moralische Konsequenzen schon so frühzeitig wie möglich in den Blick zu nehmen.

Der Gebrauch kann sich, wie oben angedeutet, durch veränderte Rahmenbedingungen wandeln. Aber gerade das Beispiel der Brücken auf Long Island zeigt, welche Beharrlichkeit das Gebaute über die Jahrzehnte hinweg entwickeln kann. Noch immer können sich einkommensschwache Personen kein Auto leisten und noch immer stellen Menschen afroamerikanischer Herkunft den Großteil der einkommensschwachen Personen.

Auch wenn die *Jones Beach* durch eine Kombination aus Zugfahrt und Busverbindung mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu erreichen ist, strahlt der Effekt der niedrigen Durchfahrtshöhe der Überführungen bis heute aus. Damit wird deutlich, dass die Art des Gebrauchs und die damit verknüpften Werte in keinem absoluten Sinne eingeschrieben sind, wie Don Ihde zu Recht betont. Werte im Gebrauch können sich überraschend

und unvorhergesehen entfalten sowie auf vielschichtige Weise aktiv werden. Doch mit Ihde den Benutzungskontext als etwas Unberechenbares zu deuten, der einem permanenten Wandel unterworfen wäre, ist die falsche Schlussfolgerung. Der tatsächliche Gebrauch liegt jenseits von Determinismus und Kontingenz. Im Artefakt angelegt, kann er ein großes Beharrungsvermögen entwickeln.

Damit lässt sich auf die erste der eingangs dargestellten Thesen Verbeeks reagieren, die den Artefakten eine Moralität unterstellte. Wie das Beispiel zeigt, führt die Rede von einer Moral des Gebauten in die Irre (es sei denn, es handelt sich um eine elliptische Sprechweise). Vielmehr manifestieren sich im Gebauten Moralvorstellungen, die in bestimmten Gebrauchskontexten wieder wirksam werden können. Das weit verbreitete Diktum der Neutralität technischer Artefakte ist damit als naiv entlarvt. Das Gebaute ist wertbehaftet und in der Benutzungserfahrung Werte setzend. Doch diese sind nicht festgeschrieben, sondern sie können sich durch neue Rahmenbedingungen verändern.

Wie sieht es aber mit der zweiten These Verbeeks aus, die davon ausgeht, dass sich Werte entwerfen lassen? Ohne Zweifel stellt sich der Entwurfsvorgang als ein Schlüsselprozess dar, in dem Lebens- und Moralvorstellungen in einem Artefakt verankert werden. Das Beispiel Robert Moses zeigt, dass sich persönliche Lebens- und Moralvorstellungen der Verantwortlichen mit strukturellen Vorstellungen überlagern können. Von beiden Ebenen gehen Einflussnahmen auf den Entwurf aus und wirken auf die unzähligen Entscheidungen ein, die während eines Entwicklungsprozesses getroffen werden. Von großer Bedeutung ist daher, diese Prozesse transparent zu machen. Zugrundeliegenden Werte müssen aufgedeckt und kritisch überprüft werden, um auf dieser Grundlage gezielte Entscheidungen zur Integration gewollter Werte treffen zu können.

Doch mit Ihde ist vor überzogenen Erwartungen an die Planbarkeit und gezielte Steuerung von Wert-Wirkungen zu warnen. Entwurfsvorgänge stellen eine Projektion in die Zukunft auf der Grundlage unscharfer Ausgangsbedingungen dar. Gebrauchsweisen vorwegzunehmen, und, wie im Fall des

Bauwesens, für Jahrzehnte, ja zum Teil für Jahrhunderte festzulegen, unterliegt großen Einschränkungen und zeigt die Grenzen eines solchen Vorgehens auf. Beabsichtigte Werte müssen nicht zwangsläufig die gewünschte Wirkung in der Benutzung zeigen und zugleich kann sich ihre Wirkung verändern.
Diese Schwierigkeiten stellen allerdings keinen Freibrief dar, wertbezogene Problemstellungen im Entwurf zu vernachlässigen. Ganz im Gegenteil muss genau hier angesetzt werden, um zu sensibilisieren und Entwicklungsprozesse gezielt zu lenken. Allerdings sind die richtigen Planungsinstrumente und eine solide wissenschaftliche Fundierung der Maßnahmen gefragt. Gerade die Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts ist voll an Beispielen, wie hochtrabende gesellschaftspolitische Ziele durch Bauwerke umgesetzt werden sollten – mit nicht selten gravierenden Folgen für die Bewohnerinnen und Bewohner, die zu besseren Menschen und einer besseren Gesellschaft erzogen werden sollten und sich heute in einem Wohnumfeld wiederfinden, dass wenig mit den ursprünglichen Absichten zu tun hat. Dies sollte eine Lehre sein. Es bedarf veränderter Ansätze in Ausbildung und Planung, um eine höhere Selbstreflexivität und ein größeres Wertbewusstsein bei den einzelnen Akteuren zu erreichen. Eine wesentliche Funktion muss zugleich geeigneten Entwurfswerkzeugen zukommen, um ethische Weichenstellungen im Entwurf besser steuern zu können. Dazu gehört auch die empirische Beobachtung, die Begleitung und Auswertung der umgesetzten Entwürfe. Daher sollten Entwurfsaufgaben nicht mit der Schlüsselübergabe abgeschlossen sein. Rückkopplungen aus der Gebrauchsphase sind entscheidend, um bestehende Artefakte nachzubessern und aus Fehlern für zukünftige Projekte zu lernen. Nur so kann langfristig der moralischen Signifikanz von Bauwerken Rechnung getragen werden.

Autorinnen und Autoren

- Sabine Ammon ist Philosophin und Dipl.-Ing. der Architektur und arbeitet an der Technischen Universität Berlin.

- Andrea Benze ist Architektin und Professorin für Städtebau und Theorie der Stadt an der Hochschule München sowie Mitgründerin von OFFSEA (Office For Socially Engaged Architecture and Urbanism).

- Karsten Berr ist Philosoph, Soziologe und Dipl.-Ing. der Landespflege und derzeit an der Universität Vechta tätig.

- Irene Breuer ist Philosophin und Architektin und arbeitet als Lehrbeauftragte im Bereich der theoretischen Philosophie und der Phänomenologie an der Bergischen Universität Wuppertal.

- Martin Doll ist Medienwissenschaftler und Juniorprofessor für Medien- und Kulturwissenschaft an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

- Arne Dreißigacker ist Soziologe und arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsen e.V.

- Katja Friedrich ist Baufacharbeiterin, Architektin und Architekturtheoretikerin. Sie lebt in Dresden.

- Dennis Gschaider ist Historiker und arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter im DFG-Graduiertenkolleg „Vorsorge, Voraussicht, Vorhersage: Kontingenzbewältigung durch Zukunftshandeln“ an der Universität Duisburg-Essen.

- Stephanie Kernich ist Soziologin und Dozentin am Soziologischen Institut der Universität Zürich. Sie ist Geschäftsführerin der dort angesiedelten Fachstelle „Zentrum für Qualitative Sozialforschung“.

- Sebastian Kurtenbach ist Sozialwissenschaftler und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung (IKG) der Universität Bielefeld.

- Anuschka Kutz ist Architektin und Gastprofessorin für Architektur an der KU Leuven, Sint-Lucas Brussels, sowie Senior Lecturer an der University of Brighton. Sie ist außerdem Mitbegründerin von OFFSEA (Office For Socially Engaged Architecture and Urbanism).

- Ralf Liptau ist Kunst- und Architekturhistoriker. Er arbeitet als Assistent am Institut für Kunstgeschichte, Bauforschung und Denkmalpflege der TU Wien.

- Christine Neubert ist Kultursoziologin und promoviert an der Technischen Universität Dresden über die „Begegnung mit dem Gewohnten. Zur Struktur und Praxis architektonischer Erfahrung“.

- Constanze A. Petrow ist Landschaftsarchitektin und Professorin für Freiraumplanung an der Hochschule Geisenheim University.

- Kerstin Renz ist Architekturhistorikerin und Publizistin. Sie lehrt derzeit an der Hochschule für Technik und an der Universität Stuttgart.

- Moritz Schumm ist Filmwissenschaftler und arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Graduiertenkolleg „Das Wissen der Künste“ an der Universität der Künste Berlin.

- Alexander Henning Smolian ist Architekt und bereitet derzeit ein Forschungsprojekt am Institut für Baugeschichte, Architekturtheorie und Denkmalpflege der Technischen Universität Dresden vor.

● Kirsten Wagner ist Kulturwissenschaftlerin und Professorin am Fachbereich Gestaltung der Fachhochschule Bielefeld.

● Gina Rosa Wollinger ist Soziologin und arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsen e. V.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

Universitätsverlag der TU Berlin, 2018

http://verlag.tu-berlin.de
Fasanenstr. 88, 10623 Berlin
Tel.: +49 (0)30 314 76131 / Fax: -76133
E-Mail: publikationen@ub.tu-berlin.de

Alle Teile dieser Veröffentlichung – sofern nicht anders gekennzeichnet – sind unter der CC-Lizenz CC BY lizenziert.
Lizenzvertrag: Creative Commons Namensnennung 4.0
https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/

Lektorat: Eva Maria Froschauer, Christiane Salge
Gestaltung: Stahl R, www.stahl-r.de
Satz: Julia Gill, Stahl R
Druck: docupoint GmbH

ISBN 978-3-7983-2940-9 (print)
ISBN 978-3-7983-2941-6 (online)

ISSN 2566-9648 (print)
ISSN 2566-9656 (online)

Zugleich online veröffentlicht auf dem institutionellen Repositorium der Technischen Universität Berlin:
DOI 10.14279/depositonce-6019
http://dx.doi.org/10.14279/depositonce-6019

Der Tagungsband versammelt Beiträge des 2. Forums Architekturwissenschaft zum Thema Architektur im Gebrauch, das vom 25. bis 27. November 2015 im Schader-Forum in Darmstadt stattfand. Die Beiträge nähern sich dem Thema grundlegend in zwei Perspektiven. Zum einen interessiert die lebensweltliche Verankerung von Architektur: die Gebrauchs-erfahrungen und die vielfältigen Weisen, in denen das Gebaute im Alltag jedes Menschen in Erscheinung tritt. Zum anderen werden die Vorstellungen vom Gebrauch in Prozessen des Planens und Bauens untersucht. Dabei treten unweigerlich auch Spannungs-verhältnisse auf – zwischen Planerinnen und Nutzern, aber auch zwischen unterschiedlichen Gebrauchsweisen. Sowohl in theoretischen Auseinandersetzungen zu einem Begriff von Gebrauch in der Archi-tektur als auch in empirischen Studien zu einzelnen Bauten und Bautypen, zeitgeschicht-lichen Gebrauchsphänomenen und Situationen des Alltags wird dem auf den Grund gegangen.

Universitätsverlag der TU Berlin
ISBN 978-3-7983-2940-9 (print)
ISBN 978-3-7983-2941-6 (online)